



Über die Arbeit

Beiträge vom und zum Symposium
der AG Freiraum und Vegetation 2016

Inge Meta Hülbusch zum 80sten Geburtstag gewidmet

Redaktion: Helmut Böse-Vetter und Heike Lechenmayr

Notizbuch **90** der **KASSELER SCHULE**

Hg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel 2017

‘Über die Arbeit‘

Mit Beiträgen vom und zum Symposium
der AG Freiraum und Vegetation 2016

Redaktion: Helmut Böse-Vetter und Heike Lechenmayr



Inge Meta Hülbusch zum 80sten Geburtstag gewidmet

Inhalt

Helmut Böse-Vetter	„Das ist jetzt viel Kleinkram	4
Inge Meta Hülbusch (2006)	Gärten und soziale Bewegungen: Die Künstlerkolonie Worpswede und das Teufelsmoor	15
Inge Meta Hülbusch (1989)	Gärten in Grebenstein – historisch und aktuell	45
Inge Meta Hülbusch (1989)	Frauen werden verplant	57
Bibliographie Inge Meta Hülbusch		61
Beiträge vom und zum 16. Symposium der AG Freiraum und Vegetation am 12.03.2016 in Solingen. Thema 'Subsistenz' oder 'Über die Arbeit'		
Karl Heinrich Hülbusch	Über die Arbeit	68
Heike Lechenmayr	Einladung	78
Karl Heinrich Hülbusch	'Subsistenz' Einführung in das Thema	80
Karl Heinrich Hülbusch	Nachtrag vom 26.02.2016. Ein Brief zur Diskussion um das Symposiumsthema.	88
Bernd Sauerwein	Das Elend der Arbeiterklasse und das Elend der Lehre. Ein Bogenschlag vom Beitrag Helmut Lührs 'Landschaft ist wichtig' zum Beitrag von Karl Heinrich Hülbusch 'Streitkräfte und Strategien'	89
Heike Lechenmayr	Begrüßung und Einführung	95
Petra Arndt	(Nur) Kinder, Küche, Kirche – aus meinem Alltag	98
Bernd Gehlken	Von der Ohn-Macht zum Spektakel. Die Instrumentalisierung der Subsistenz im ‚Urban Gardening‘	103
Helmut Lührs	Subsistenz ist, wenn man kein Geld hat	115

Ingo Henckels	Subsistenz vor dem industriellen Zeitalter - am Beispiel von Notzeiten und der Bedeutung des Neophyten Kartoffel.	120
Manfred Greulich-Blaß	Subsistenz oder über die tägliche Ernährung. 'Hunger und Lust'	126
Karl Heinrich Hülbusch Helmut Böse-Vetter	Dekorative Professionen	135
Bernd Sauerwein	Subsistenz der Theorie - eine Analogie	152
Frank Lorberg	Vor der Bibliothek	160
Henrike Mölleken	Spaziergang in Solingen	168
Karl Heinrich Hülbusch	Damit es nicht vergessen wird	176

Anhang

Karl Heinrich Hülbusch	Dekorative Profession(en)	180-224
------------------------	---------------------------	---------

Notizbuch 90 der Kasseler Schule 1. Auflage: 1–200, August 2017

Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation (gemeinnütziger Verein)

c/o BSL, Helmut Böse-Vetter, Elfbuchenstraße 16, 34119 Kassel

c/o Karl Heinrich Hülbusch, Adolphsdorfer Straße 15a / 80, 28879 Grasberg

Bestellungen an: AG Freiraum und Vegetation

c/o BSL, Helmut Böse-Vetter, Elfbuchenstraße 16, 34119 Kassel, T. 0561–77 53 09

bsl@netcomcity.de oder bestell@freiraumundvegetation.de

Vereinskonto: Kasseler Sparkasse (BLZ 520 503 53) Konto-Nr.: 059 475

IBAN: DE66 5205 0353 0000 0594 75, BIC: HELADEF1KAS

Herstellung: Wollenhaupt GmbH, Unter dem Felsenkeller 30, 37247 Großalmerode

Texterfassung: Anne Bläß

Redaktion: Helmut Böse-Vetter und Heike Lechenmayr

Umschlag: H. Böse-Vetter, Umschlagfotos Karl Heinrich Hülbusch (1) H.Böse-Vetter (5)

Fotos im Text, soweit nicht anders angegeben, Helmut Böse-Vetter

Internet: www.freiraumundvegetation.de

Alle Rechte bei den jeweiligen AutorInnen

„Das ist jetzt viel Kleinkram...“

Inge Meta Hülbusch zum 80sten Geburtstag

Helmut Böse-Vetter

Mit dieser Bemerkung meinte Meta Hülbusch sich 1990 während eines Vortrag auf einem AG-Stammtisch¹ entschuldigen zu müssen, weil sie zum Thema die genaue Entstehungsgeschichte und alle Einzelheiten des Geschehens berichtete und kommentierte, was davon zu halten sei. So wie Meta keine Vorträge hält, sondern erzählt, schreibt sie auch. In Ihren Texten macht sie die Leser zu ihrem Gegenüber in einem Gespräch. Das ist nicht immer unanstrengend, weil es viel zu erzählen gibt, manchmal sehr viel. Elisabeth Meyer-Renschhausen hat dies in einer begeisterten Besprechung ihres Beitrags „Frauen – Garten“ im Buch „Frauen und Hortikultur“ „unorthodox“ genannt, „so bunt wie Meta Hülbusch erzählt“²

Wer sich die Literaturliste der Veröffentlichungen von Meta Hülbusch ansieht, stößt auf gleich drei Schwergewichte, die mit ihrem Namen verbunden sind, wo andere bereits mit einem hochzufrieden wären: „Leberecht Migge“, „Innenhaus und Außenhaus“, „Spurensicherung“ Nicht zu vergessen „Frauen und Gärten“, „Müttermanifest“, streitbare Bürgerinitiativlerin und und und. Alle diese Themen könnten auch unter der großen Überschrift „Spurensicherung“ versammelt werden, weil es bei allen darum geht, etwas verstehen zu wollen.

Für dieses Notizbuch, dass wir Meta zum 80sten Geburtstag widmen, haben wir mit ihr zusammen drei Ihrer Texte ausgesucht. Zwei sind vor längerem bereits an anderer Stelle erschienen und werden hier nochmals wiedergegeben. Den Vortrag von 1989 über die Gärten Grebensteins haben wir als Reminiscenz an einen, bis heute erfrischend altmodisch gebliebenen, Ort aufgenommen, der uns für freiraumplanerische Überlegungen und fürs Verstehen immer wieder ein anschauliches Beispiel war. Heute (2017) ist der Vortrag, der eigentlich ein kommentierter Spaziergang ist, ein Zeitdokument der Spurensicherung, denn zunehmend und dauerhaft werden die Stadtmauergärten, die im Mittelalter bei Belagerungen und Angriffen verwüstet wurden, von Märkten und Freizeitanbauten besetzt.

Ein Zeitdokument ist auch Ihr Pamphlet oder besser Aufruf „Frauen werden verplant“ von 1989. Hier ist Meta nicht mehr die Erzählerin, sondern die Streiterin, vehement und lautstark. Was, wie das zitierte „Müttermanifest“³, bei dem Meta Hülbusch 1987 zu den Erstunterzeichnerinnen gehörte, denn auch zu ei-

¹ Stammtisch der AG Freiraum und Vegetation am 02.11.1990 zum Thema „Die Vorphase in der Dorferneuerung“

² Elisabeth Meyer-Renschhausen -25.06.2008- Rezension eines Buches über Frauen, ihre Gärten und deren Wirkung „Frauen und Hortikultur“ Neue Rheinische Zeitung, NRhZ-online. Online Flyer 152.

³ „Leben mit Kindern – Mütter werden laut“ *Das Müttermanifest*, Selbstverlag. Bonn 1987

Das Manifest versteht sich als Dokumentation der Ergebnisse der von den GRÜNEN organisatorisch und finanziell unterstützten Tagung „Leben mit Kindern – Mütter werden laut“ am 22.-23.Nov. 1989 in Bonn-Beuel.

niger Unruhe führte –auch in der Frauenbewegung. Zu den Forderungen gehören: ‚eine Grundsicherung ohne Anbindung an eine Erwerbstätigkeit sowie ideale Aufwertung der Haus- und Erziehungsarbeit; ein neues Emanzipationsbild, mit dem die Wirklichkeit, die Wünsche und Hoffnungen von Müttern mit Kindern ebenso konsequent und nachdrücklich vertreten werden, wie die Interessen kinderloser Frauen; und eine „öffentliche Wohnstube“, das Mütterzentrum, um sich vom „Schnecken tempo“ der Männer hinsichtlich ihrer Teilhabe an der Familienarbeit unabhängiger zu machen.‘ (siehe wikipedia-Eintrag „Müttermanifest“) Alles immer noch aktuelle Themen, die auch „Innenhaus und Aussenhaus“ als Arbeitsplatz und für die Selbständigkeit des Alltags beinhalten, was der Forderungskatalog in Meta Hülbuschs Text verblasen läßt, aber in einem Aufruf nunmal nicht anders geht.

Die Reformbewegungen Anfang des 20. Jahrhunderts und speziell die Worpsweder Geschichte mit Migge, Schwarz, Vogler und anderen hat Meta Hülbusch –mit Pausen zwar- immer wieder beschäftigt, vielleicht hat es sie nicht ruhen lassen, weil sie sich vor ihrer Haustür abgespielt hat. Meta war die erste, die diese Geschichte vor gut 40 Jahren wieder ausgegraben und zum Leben erweckt hat.

David Haney schreibt in seiner Dissertation über Leberecht Migge:

„The landscape architect Inge Meta Hülbusch is said to have been the first to write about Migge in the early 1970s,“⁴

Er bezieht sich dabei auf einen entsprechenden Hinweis in Notizbuch 10 ‚Nachlese Freiraumplanung‘ (1991, S.16). Dass im gleichen Heft auch der Gewährstext von Meta Hülbusch von 1978 über Migge abgedruckt ist, wurde offenbar übersehen. Auch die Formulierung „...man sagt, sie sei die erste gewesen, die über Migge in den frühen 1970ern geschrieben hat.“ klingt schon sehr vorsichtig und unsicher nach Hörensagen. Das ist umso merkwürdiger, als der Sammelband mit dem Aufsatz über „Leberecht Migge“ nach der italienischen Ausgabe 1977 noch in drei weiteren Sprachen (deutsch, französisch, englisch) erschienen war. Haney hatte auch in Kassel recherchiert, wo im „Leberecht-Migge-Archiv“⁵ zumindest aber im „Find-Buch“ mit einer Übersicht über die Publikationen von und über Leberecht Migge, der Name Inge Meta Hülbusch und ihr Text von 1977/78 nicht auftauchen. Das ist auch gegenüber dem Herausgeber Lucius Burckhardt etwas blamabel und gehört zu einigen Merkwürdigkeiten, die hier Anlaß sind, darüber zu berichten, wie Meta Hülbusch auf Leberecht Migge stieß, über ihn schrieb und was dann passierte, was natürlich jetzt „viel Kleinkram“ ist.

Inge Meta Hülbusch wuchs in Adolphsdorf, einem Nachbarort Worpswedes auf, wo sie bis 1952 in die Mittelschule ging. In Worpswede lebte und arbeitete Le-

⁴ Haney, D.H. -2010- When Modern Was Green: Life an work of landscape architect Leberecht Migge. London, New York: S.9.

⁵ Hubenthal, H. -2004- Bibliographie über Leberecht Migge. Findbuch zum Leberecht-Migge-Archiv. Heft 156 Arbeitsberichte des Fachbereichs Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung. Universität Kassel. Kassel

berechtigt Migge mit der 10-köpfigen Familie seit 1920 auf dem Sonnenhof. Nach seinem Tod 1935 wurde das Grundstück verkauft und das Haupthaus abgerissen. Seine Frau Andrea zog in ein kleineres Haus auf dem Grundstück gegenüber der sogenannten ‚Käseglocke‘. Inge Meta Hülbusch – damals noch Rohdenburg- erinnert sich, dass sie auf dem Schulweg durch die Marcusheide an einem Haus vorbeikam, wo gelegentlich eine alte Frau neben der Tür saß. Dass dies wohl Andrea Migge gewesen sein muß, wußte und interessierte sie damals im Alter von 14 Jahren natürlich noch nicht.

Mitte der 1970er Jahre fiel beim Stöbern im Antiquariat Migges ‚Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts‘ in die Hand und weckte die Neugier. Zur gleichen Zeit

entstand in Kassel über gemeinsame Bekannte der Kontakt mit Tilmann Störmer, der in der Denkmalpflege tätig war. Tilmann Störmer war der Sohn der ältesten Tochter Marianne und Enkel von Andrea und Leberecht Migge. Familiäre Herkunft und ähnlich gelagerte berufliche Interessen führten zu Gesprächen, in denen Störmer auch von seinem Großvater und dessen weiteren Schriften erzählte. Meta Hülbusch war diese Seite der Geschichte Worpstedes unbekannt, obwohl sie sich nur 4 km von ihrem Elternhaus entfernt abgespielt hatte. Sie begann nachzuforschen, literarisch und in Gesprächen mit Zeitzeugen und erkannte bald die Bedeutung der Texte und Überlegungen für unsere freiraumplanerischen Debatten, nicht zuletzt weil Migge in seiner Zeit ein streitbarer Vertreter der Zunft war, der kein Blatt vor den Mund nahm.

Lucius Burckhardt –Hochschullehrer in Kassel und Werkbundvorsitzender- sprach Meta Hülbusch Ende 1976 an, ob sie für eine Veröffentlichung über den Werkbund einen Beitrag über Worpsted und die Künstlerkolonie schreiben würde. Sie sagte, dass sie etwas noch Besseres hätte, und so kam es zum Aufsatz „Jedermann Selbstversorger“- Das koloniale Grün Leberecht Migges“, der 1977 zuerst in einer italienischen Ausgabe⁶ erschien, danach 1978 in der deutschen Ausgabe des Buches: „Der Werkbund in Deutschland, Österreich und der Schweiz“ herausgegeben von Lucius Burckhardt.⁷ Es war nach gut 40 Jahren das erste Mal, dass sich wieder jemand eingehender mit dem Schaffen und den Schriften von Leberecht Migge befaßte und in die Diskussion beförderte.⁸

⁶ Burckhardt L. (Hg.)– 1977- Werkbund Germania-Austria-Svizzera. Venecia, La Biennale di Veneci

⁷ Hülbusch, I.M. -1978. „Jedermann Selbstversorger“- Das koloniale Grün Leberecht Migges. In: Burckhardt L. (Hg.) 1978. Werkbund in Deutschland, Österreich und der Schweiz. S. 66-71. Stuttgart.

⁸ Nur ganz spärlich gab es bis 1977 Hinweise auf Leberecht Migge, so im Buch von Roland Rainer Di Welt als Garten- China, Graz 1976, S.13 wo er Migge zitiert: „1932 bezeichnet Leberecht Migge ‚China, das Gartenreich der Mitte, als ein Schulbeispiel für die ländliche Existenz eines dicht besiedelten Landes auch ohne dominierende Stadtkultur‘ und weist auf F.King hin, der in ‚Forty Centuries‘ die außerordentlich hoch entwickelten Methoden chinesischer Landwirtschaft genau beschreibt.“ (Leberecht Migge: Die wachsende Siedlung. Frankh’sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1932, S.12)

1981 kam es im Rahmen der Bundesgartenschau Kassel zur Ausstellung „Leberecht Migge 1881-1935“⁹ in Räumen der ehem. Werkkunstschule Kassel (vom 28.8.-24.10.1981), die vom Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel (heute Universität Kassel) einschließlich Katalog erarbeitet wurde. (1982 wurde ein Teil der Kasseler Ausstellung vom 18.6.-19.8. im Barkenhoff in Worpsswede gezeigt.¹⁰) Meta Hülbusch war hieran nicht beteiligt, oder besser gesagt: sie wurde nicht beteiligt, obgleich sie in den frühen Vorbereitungen mitgewirkt hatte und im Begleitbuch unter den Mitarbeitern aufgeführt ist. Ein ums andere Mal wurde die Zusage für die Honorierung ihrer Mitarbeit verschoben, dann verschwanden auf unerklärliche Weise ihre Notizen und Unterlagen. Es gab zu viele Auseinandersetzungen und Kränkungen, die letztlich dazu führten, dass sie entnervt aufgab. Bis heute ist das Verhältnis zum Kasseler Fachbereich von gegenseitigem Mißtrauen geprägt. Noch vor Jahren wurde ihr der Zutritt zum sog. ‚Migge-Archiv‘ verwehrt: „Du kommst hier nicht rein, wir bauen gerade um.“

Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, und zeugt von einer Art kalkulierten Amnesie, wenn im sog. ‚Migge-Archiv‘ –der Textsammlung bis 2004- kein Beitrag von Meta Hülbusch erwähnt wird, mit Ausnahme von Notizbuch 25.

„Bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts waren die Überlegungen engagierter Künstler, wie Heinrich Vogeler, und nachdenklicher Garten-architekten, wie Leberecht Migge, völlig vergessen. Die Renaissance in der Folge meines Beitrags in „Der Werkbund in Deutschland, Österreich und der Schweiz (1978), zu „Jedermann Selbstversorger“ war von kurzer Dauer, trotz (oder wegen?) der Ausstellung „Leberecht Migge“ zu seinem 100. Geburtstag zur Bundegartenschau 1981 in Kassel.“¹¹ (Hülbusch, I.M. 2006: 29)

Unsere Kritik an der ‚Migge-Ausstellung‘ von 1981 –die viel Material aufbereitet und verfügbar gemacht hatte- bestand vor allem darin, daß wir die Schriften und Planungen Migges nicht (nur) retrospektiv betrachten wollten, vielmehr waren sie für unsere Überlegungen zur Freiraumplanung und Auseinandersetzungen mit landläufiger Grüngestaltung hochaktuell und wir sahen uns durch sie bestärkt. Migge interessiert(e) uns als Freiraumplaner und deshalb vor allem das, was er geschrieben hatte. Die ‚Entdeckung‘ war, dass Migges und unsere Ziele und Auseinandersetzungen so viele überraschende Parallelen aufwiesen, z.B. das Prinzip des „privaten Außenhauses“ (Hülbusch, I.M.)¹² als alltagspraktische Basis sozialer Spielräume und Migges Forderung: „Jedermann einen

⁹ „Leberecht Migge 1881-1935. Gartenkultur des 20. Jahrhunderts.-1981. Hg.: Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. Worpssweder Verlag. Lilienthal.

¹⁰ Hubenthal, H. und von Reuß, J. –1982. Leberecht Migge. Der Sonnenhof in Worpsswede als Siedlungsmodell. Hg.: Barkenhoff-Stiftung, Worpsswede. Worpssweder Verlag, Lilienthal.

¹¹ Hülbusch, I.M.- 2006. Gärten und soziale Bewegungen: Die Künstlerkolonie Worpsswede und das Teufelsmoor. In: Institut für Landschaftsplanung (Hg.) Gärten als Handlungsfreiräume. Zur Organisation und Qualität von Freiräumen in Gärten. S. 13-48. Universität für Bodenkultur, Wien.

¹² Hülbusch, I.M. -1978. Innenhaus und Außenhaus. Umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe 01 der Organisationseinheit Architektur- Stadtplanung- Landschaftsplanung. Gesamthochschule Kassel. Heft 33.

Garten“¹³ (Migge, L. 1926:158) auch im Mietwohnungsbau. Dazu bezog sich auch Migge mit seiner Forderung nach „Brauchbarkeit, Einfachheit und Wirtschaftlichkeit“¹⁴ (Migge, L. -1913: 65) auf den reichen Erfahrungsschatz der Gebrauchsgeschichte von Haus, Hof, Garten, Straße, Weg und Platz.

Unsere Frage war: was kann ich von der Geschichte lernen: – der Gartenarchitekt Migge – der Freiraumplaner Migge. Die Sammelleidenschaft von Daten und Archefakten fürs Archiv und die Restauration (im doppelten Sinne), wie sie zur Zeit nach der Ausgrabung eines Migge-Nachlasses in der Schweiz sich ankündigt, birgt stets die Gefahr, dass dem Sammeln die Einbalsamierung, Aufbauung, Bewunderung und Bewachung folgen, ohne die Gedanken und Inhalte zu erwecken. Darin bestand unsere Kritik.

In der gleichen Zeit, als sich Meta Hülbusch mit Migge beschäftigte, schrieb sie ihre Diplomarbeit „Innenhaus und „Außenhaus“ Die Schriften Migges waren sowohl Anregung als auch Bestärkung für die dort geschilderten Erfahrungen von den Alltags im Ruhrgebiet und in Bremen mit ihren praktischen ‚Gelegenheiten‘ für die Selbständigkeit des täglichen Lebens. Denn darum geht es:

„1977 arbeitete ich über Leberecht Migge. Auf seine Vorbilder und Erklärungen bezog ich mich damals, vor 30 Jahren (heute: vor 40 Jahren. Anm.hbv), wenn ich Beispiele aus dem Ruhrgebiet vorstellte, in denen die Subsistenzgrundlage zugunsten von Hochhaussiedlungen vernichtet wurde. Heute, in Anbetracht der hohen Lebenshaltungskosten, herrscht immer noch Schweigen über die Möglichkeiten anderer Wohnformen, die häusliche Produktion ermöglichen. Die internationalen Gärten (Göttingen und anderswo) sind ein Ausdruck der Unzulänglichkeit vieler neuer Siedlungen und doch wichtige Freiräume für die Bewohnerinnen.“¹⁵

In dieser Zeit wurde das ‚Wohnumfeld‘ entdeckt. Die Zeitschrift „Werk und Zeit“ widmete dem Thema zwei Heftnummern (Hefte 1 und 2 1979): „Vor der eigenen Tür. Zur Wiedergewinnung der Wohnumgebung“ Die Vokabel „Wohnumfeld“ hat sich bis heute gehalten, weil sie so unbestimmt ist, dass sie sich für immer wieder neue Phantasien und Adaptionen eignet. „Das Außenhaus“ geriet nach einigem Aufsehen bald wieder in Vergessenheit. Im Unterschied zum „Wohnumfeld“ ist der Begriff „Außenhaus“ von vornherein nicht so nebulös, weil im „Haus“ nicht nur der „Hof“ mitschwingt, sondern auch ein enger umrissener Bedeutungshof um den ‚harten Kern‘ des Hauses besteht. Wenn es auch vorkam, wie bei einem Vortrag in München beim Verein „Urbanes Wohnen e.V.“, daß einige enttäuschte Zuhörer gedacht hatten beim Thema Außenhaus etwas über den Bau von Wintergärten zu erfahren. Jedenfalls geht das „Wohnumfeld“ immer von einem ‚Mißstand‘ des Geschoßwohnungsbaus aus und stellt gleichzeitig die Wohnung (als ‚Pudels Kern‘) nicht infrage. Das „Außenhaus“ geht vom Prinzip des „Hauses“ mit einem „Innen und Außenhaus“ aus, von Verfü-

¹³ Migge, L. -1926. Deutsche Binnen-Kolonisation. Hg.: Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft. Berli Grünau. (Reprint: 2016, Dresden.)

¹⁴ Migge, L. -1913. Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Jena.

¹⁵ Doris Damyanovic und Antonia Roither im Gespräch mit Inge Meta Hülbusch. Innenhaus und Außenhaus. In: Zoll+, Nr. 12 Juni 2008 „hausen“ S. 33. Wien.

gungsrechten und Entscheidungsspielräumen, mit der Frage: Warum Wohnungen? Warum keine Häuser? Auch zum Mieten für den Hausgebrauch! Das Außenhaus ist keine Anleitung zur Reparatur und Nachbesserung, um die Risiken und Nebenwirkungen der bitteren Pille Wohnungsbau verträglicher zu machen. Im Prinzip und Begriff „Außenhaus“ ist bereits die Kritik am Wohnungsbau und eine Alternative dazu enthalten. Der kurze Versuch das „Wohnumfeld“ zum „Außenhaus“ umzuetikettieren mußte deshalb –Gott sei Dank- scheitern. Für die bestehenden Geschoßbausiedlungen war und ist trotzdem der Versuch richtig, soviel Außenhaus wie möglich herstellen, ein privates, individuell und sozial nutzbares Außenhaus hinzuzufügen und verfügbar zu machen, auch wenn dies nie ganz sicher ist und letztlich auch zur Bemäntelung miserabler Wohnverhältnisse mißbraucht werden kann.

In der Besprechung ihrer Diplomarbeit „Innenhaus und Außenhaus“ 1979 in der „Bauwelt“¹⁶ und in „Werk und Zeit“¹⁷ betonte Peter Rumpf wohlwollend, dass die Verfasserin „schon auf den ersten Seiten Stellung bezieht, d.h. sie läßt den Leser nicht im Unklaren, wo sie selbst steht und wessen Interessen sie vertritt.“ Meta Hülbusch¹⁸ hat diese Besprechung einen Verriß genannt, ich denke das ist sie nicht, der Rezensent versteht nur letztlich nicht den Versuch „mit den Augen einer Frau, einer Mutter, eines Menschen mit guter Ausbildung und mit Berufserfahrung und mit der Erfahrung häufigen Wohnungswechsels ein Resümee zu ziehen und zu verstehen.“¹⁹ Die ganze akribische Aufbereitung von Zahlen, Argumenten, Beispiele und Erfahrungen –also der ganze Kleinkram- haben ihn gelangweilt und die Schlußfolgerungen waren ihm wohl zu –nun ja, ‚hausbacken‘ Dafür kam die Arbeit offenbar für viele andere wie gerufen. 3000 Exemplare in 3 Auflagen wurden gedruckt. Insbesondere bei ArchitektInnen wurde die Arbeit diskutiert, als Anregung aufgenommen und bei der Argumentation zitiert: „Wie sehr auch Planer die Hausarbeit dem Freizeitbereich zuordnen, wie wenig sie die Wohnung als Arbeitsplatz sehen, beschreibt Meta Hülbusch:“²⁰ Und dann folgt eine der vielzitierte Passagen aus der einleitenden Zusammenfassung ihrer Arbeit.

Auch in unseren Texten dominierte die Kritik an der Grünplanung vor dem Hintergrund des Geschoßwohnungsbaus der 1960er und 70er Jahre, der sich auch in den damaligen Anfängen postmoderner ‚Reparaturen‘ nur ein äußerliches Deckmäntelchen zulegte und ganz selten prinzipielle Veränderungen enthielt. Der Zeilenbau blieb Zeilenbau auch in historistischer Blockrandanordnung. Der Begriff ‚Außenhaus‘ kam als Schlagwort wie gerufen und wurde allem Möglichen

¹⁶ Rumpf, P. Besprechung zu „Innenhaus und Außenhaus – Umbauter und sozialer Raum“ In: Bauwelt Jg.75, 1979, Heft 45, S. 1923. Berlin.

¹⁷ Rumpf, P. Besprechung zu „Innenhaus und Außenhaus – Umbauter und sozialer Raum“ In: Werk und Zeit. Heft 1, 1979, S. 46. Darmstadt.

¹⁸ Siehe auch K.H. Hülbusch „Ein später Kommentar“ zu Rumpfs Besprechung im Notizbuch der Kasseler Schule Heft 83, S. 152-153. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.

¹⁹ Doris Damyanovic und Antonia Roither im Gespräch mit Inge Meta Hülbusch. Innenhaus und Außenhaus. In: Zoll+, Nr. 12 Juni 2008 „hausen“ S. 31 ff. Wien.

²⁰ Marit Hoffmann, Irmgard Kienzler -1979- Frauen in der Planung – The witches are back! In: Bauwelt, 1979, Heft 31/32, S. 1319 f. Berlin.

angeheftet, bis er –wie jede Werbefloskel- verbraucht war und in Vergessenheit geriet. Die Themenhefte 1982 zum „Außenhaus“ der „Bauwelt“ (Heft 81/82) und der „Stadt“ (Heft 11/82) bildeten dann eine Art Höhepunkt, nach dem der Begriff für die propagandistische Verwertung bald ausgelutscht war. Ich war daran nicht ganz unbeteiligt. Z.B. mit einem Beitrag 1982²¹ für das Themenheft „Das Außenhaus“ der Zeitschrift „Stadt“ Ich schrieb, worum es beim Außenhaus geht, aber aus dem Blickwinkel des Wohnungsbaus. Es ging mir darum zu zeigen, wie die Flächen des Mietgeschosswohnungsbaus für die Bewohner verfügbar gemacht werden könnten. Denn an Fläche mangelte es selten, es gab – und gibt bis auf wenige Beispiele- nur keine Möglichkeit für die Bewohner etwas damit für sich anzufangen. Es ging also nicht nur um Nutzungs- sondern auch um Verfügungsrechte, die Entscheidungskompetenzen der Bewohner beinhaltete, also vom privat besetzbaren Freiraum ausging, der soziale Konventionen ermöglicht. Vor allem darum geht es ja beim Außenhaus. „Inge Meta Hülbusch ist wie Leberecht Migge, den sie für uns vor sechs Jahren entdeckte, eine Verfechterin des privaten Außenhauses, der Verfügbarmachung des Bodens für viele.“

Zu diesem Aufsatz gibt es eine Vorgeschichte, die deshalb nicht ganz unwichtig ist, weil sie eine Art Geburtsstunde der Notizbücher markiert.

Die Diplomarbeit von Inge Meta Hülbusch: „Innenhaus und Außenhaus – umbauter und sozialer Raum“ erschien Ende 1978 –privat finanziert- in der Schriftenreihe der GhKassel. Privat finanziert und gedruckt deshalb, weil wir ein handliches und preiswerteres DIN A 5 Format haben wollten, der Fachbereich der GHK jedoch nur DIN-A4 Hefte herausgab, die in der Aufmachung der Schriftenreihe des Bundesbauministeriums ähnelten.

Prüfer der Diplomarbeit waren Jürgen von Reuß und Lucius Burckhardt. Lucius Burckhardt, der nicht zuletzt als Werkbundvorsitzender weitreichende Kontakte hatte, brachte das Thema Außenhaus beim IDZ-Berlin (Internationales Design-Zentrum) ins Gespräch, wo es 1979 zum Thema des 4. Forum-Wettbewerbs wurde: „Der Raum zwischen Wohnung und Öffentlichkeit: das Außenhaus“ Neben Inge Meta Hülbusch war auch Louis le Roy in der Jury vertreten, in der beide „wie auf einer Insel saßen“, wie Meta Hülbusch dies ausdrückt, weil sich beider Verständnis von Außenhaus und dem, was man draußen machen kann und machen können darf, fundamental von den Positionen der anderen Preisrichter unterschied.

Bei der Preisverleihung hielt Inge Meta Hülbusch einen kleinen Vortrag, in dem sie an Beispielen aus Berlin u.a. die hoch im Kurs stehenden Gründerzeitbauten vor versammeltem Fachpublikum als ‚Lakaienarchitektur‘ bezeichnete, weil sie keinen Raum läßt für die Produktivität der Bewohner:

²¹ Böse-Vetter, H. -1982- Das Außenhaus verfügbar machen. In: Stadt, 29.Jg., Heft 11. 1982. S. 30-37

„Grundtenor meines Einführungsreferates (vgl. Notizbuch 10) war die Aussage, daß nur dort, wo wir (...) etwas zu sagen haben, uns auch die Aneignung gelingt. ‚Die Arbeit der Sklaven gehört der Herrschaft‘. Und das wir auch dort nur sichtbar werden, wo wir uns etwas angeeignet haben. Das erschien dem erlauchten Publikum wie ein Aufruf nicht nur zur Hausbesetzung, sondern zur Okkupation zumindest einer ganzen Straße. Und dabei hatte ich von einem bunten lebendigen Wohnen fabuliert, wie es damals schon Janne und Roland Günter aus dem Ruhrgebiet, aus Eisenheim, beschrieben hatten und wie es fast 10 Jahre später das sog. ‚Müttermanifest‘ forderte. Ich hatte wohl als streitbare Bürgerinitiativlerin die Pointen etwas ungewöhnlich gesetzt.“²²

Selbst als kalkuliertes Fettnäpfchen gehörte sich das wohl nicht. Beim abendlichen Zusammenstehen im kleinen Kreis flüsterten Mitarbeiter des IDZ ihr zu: „Dich laden die nie wieder ein!“ Dafür wurde ich eingeladen. Und das kam so: Das IDZ-Berlin hatte für eine „Entwurfswoche“ Anfang 1982 mit der Überschrift „Außenhaus“ sechs bekannte Architekten bzw. Künstler eingeladen, die zu geplanten Bauprojekten Berliner Wohnungsbaugesellschaften ihrer Phantasie freien Lauf lassen sollten. Bei der Auswahl der Teilnehmer aus verschiedenen Ländern war auch der Arbeitsrat des IDZ beteiligt, in dem Gewinner des Forumwettbewerbs von 1979 vertreten waren. Dazu gehörte Georg Heineemann, der nach Benennung der Teilnehmer intervenierte, weil ausschließlich Architekten vertreten waren aber kein einziger Freiraumplaner. So überlegte man eine Nachnominierung und dachte zuerst an Dieter Kienast, aber sie hatten mit der „Gruppe-Metron“ bereits jemanden aus der Schweiz. Der Name Hülbusch war für das IDZ ein rotes Tuch. So fiel man auf mich als 3. Wahl, der sich -nachdem ich mir von Meta Hülbusch das Placet hatte geben lassen- auch etwas geehrt fühlen durfte. Nach der Entwurfswoche, der ein Symposium mit Vorträgen vorausging, wurde das Ergebnis als Ausstellung im IDZ präsentiert und zurecht in der „Zeit“ von Manfred Sack in Bausch und Bogen verrissen.²³

Die Zeitschrift „Stadt“ hatte sich wohl im Vorfeld bereits eine Art „Erstveröffentlichungsrecht“ zur Veranstaltung versprochen, die Bauwelt kam dem aber mit einem Themenheft und Bericht über die Entwurfswoche zuvor. So kam die Redaktion der „Stadt“ auf den Gedanken neben den Referaten realisierte Bauten und Projekte der teilnehmenden Architekten mit Bezug zum Thema Außenhaus zum Inhalt eines Themenheftes zu machen. Da war ich natürlich aufgeschmissen, weil ich bis auf meine Diplomarbeit und ein Hausgärtchen 1982 nichts vorzuweisen hatten. Also schrieb ich einen Text und packte eine dicke Rolle mit bunten Plänen von –so ziemlich allen- Wettbewerben bei, an denen ich teilgenommen hatte. Offenbar bestand redaktionell Bedarf an buntem Beiwerk, denn der Text wurde mit allen Plänen umkränzt abgedruckt. Ein paar Jahre schrieb Meta Hülbusch rückblickend:

²² Hülbusch, I.M. -1997 (1991) – Die Stadt der Frauen. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 47, S.13. Hg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation. Kassel

²³ Manfred Sack. 1982. Reparaturen am Außenhaus. In: Die Zeit, 30.Apr. 1982. Hamburg

„Ich habe mit angesehen, wie die Neue Heimat²⁴ meinen Begriff „Außenhaus“ vermarktet hat. Ich habe mich nicht gewehrt und nicht gesagt: ‚Das Außenhaus gilt nicht in Eurem Sinn. Mir geht es um die Handlungsfähigkeit der Leute, die Ihr mit Eurer Organisation nicht erreicht.‘“²⁵

Es gab dann noch einige unerfreuliche Kommentierungen in der Kasseler Wohnungsbau- und PlanerInnenzene.

„Zu diesem Zeitpunkt reichten mir die Denunziationen, also habe ich dann aufgehört mit den Diskussionen. Zum Glück hatte ich Freunde, mit denen leitete ich „Spurensicherungen“ mit Jugendlichen auf dem Land. Das Ergebnis waren zahlreiche Dorfmonographien: Haus und Hof subjektiv.“²⁶

Detlef Lecke, ihr Mitstreiter in dieser Zeit, machte auf die Analogie von Freiraumplanung und Spurensicherung aufmerksam:

„Geht das Außenhaus als ergänzender und gleichzeitig verknüpfender Ort ‚zwischen privater Verfügung und öffentlichem Kontakt: kontrolliert zwar, eingeschränkt – aber verfügbar- verloren,‘ (Hülbusch I.M. 1978: 8) dann wird die Wohnung ‚Museum der Reproduktion‘, wo weder gearbeitet werden muß noch darf. So, wie derartige Planung davon ausgeht, daß die Verhältnisse durch die konkreten Einrichtungen und Nutzungen hervorgebracht werden, Planung also ‚nur‘ den dafür nötigen Rahmen zu verbessern und zu stabilisieren hat, so versuchen die Spurensicherungen, nicht politische Bildung zu machen (...), sondern die vorhandenen Kenntnisse, Fähigkeiten und Erfahrungen, die sich auf den gebauten und sozialen Raum beziehen, in ihrer Artikulation und Reflexion zu unterstützen.“²⁷ (Lecke, D. 1983 S. 41)

Im November 1989 berichtete Meta auf einem unserer PlanerInnenstammtische in Kassel wie aus den „Spurensicherungen“ versucht wurde, ein formales Instrument im Rahmen der Dorferneuerung in Hessen zu machen, mit einer Vorphase der Bürgerbeteiligung vor der eigentlichen Dorferneuerungsplanung. „Diese Vorphase der Dorferneuerung ist nicht in der Landesbürokratie entstanden, sondern geht auf alternative Projekte zurück, den „Spurensicherungen“, die bei uns im Haus in der Diakonissenstrasse angingen. Sie waren ausgedacht mit dem Kollegen Detlef Lecke, der mit der Kirche zusammen und am Fachbereich Sozialpädagogik „Provinzarbeit“ machte. Zusammen mit mir und Kiwi, die wir „nordhessische Dörfer und Städte – Kleinstädte- mit Exkursionen für Studenten vorbereiteten und machten. Wir haben sozusagen unser Wissen und unsere Erfahrung zusammengeschmissen und Detlef hat daraus dann „Spurensicherung“ gemacht. Die Spurensicherung war nicht neu, sondern eine alte Geschichte, die aus der Jugendarbeit der oppositionellen Wandervogelbewegung der 1920er Jahre stammt.

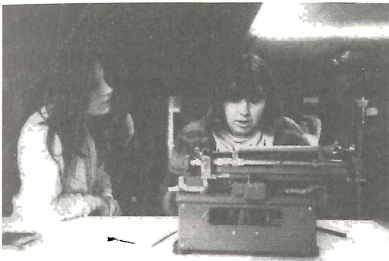
²⁴ Die Zeitschrift „Stadt“ wurde herausgegeben von der gewerkschaftlichen Wohnungsbaugesellschaft „Neue Heimat“ und hieß bis 1982 „Neue Heimat Monatshefte“ Im Zuge der „Neue-Heimat-Affäre“ und des politischen wie ökonomischen Bankrotts wurde die Zeitschrift umbenannt.

²⁵ Inge Meta Hülbusch. 1985. Die ideale Assistentin. In: Garten und Landschaft. Heft 6. S. 30-32. München

²⁶ Siehe a.a.O.: Damyanovic, D. u.a.: Zoll+, Nr. 12 Juni 2008 „hausen“ S. 32.

²⁷ Lecke, D. -1983- „...Als wäre es die Geschichte, aus der unsere Erfahrung hervorgegangen ist!“ Lecke, D. (Hg.) Lebensorte als Lernorte: Handbuch Spurensicherung. Seite 41. Reinheim.

Hier in Nordhessen sah das so aus, daß mit den Jugendlichen zusammen Orte ihrer Dörfer und Nachbardörfer erkundet und in Heftchen die Erträge dokumentiert wurden. Das wesentliche waren vor allem die Heftchen, die Dokumentationen. Die Jugendlichen guckten, fotografierten, führten Gespräche, zeichneter und diktierten ihre Notizen und Aufsätzchen den Teamern in die Schreibmaschine. Dabei wurde natürlich ein bisschen korrigiert und ausgefeilt, aber die Texte blieben im Original erhalten. (...) Kiwi und ich machten Wochenendseminare mit den Jugendlichen, also Vorbereitungsseminare –auch für die Teamer, die meist aus der Bildungs- und Sozialarbeit kamen, oder beim ‚Bund deutscher Pfadfinder‘ angestellt waren. Wir haben das Hingucken und das Fragen geübt. Daraus ist dann 1983 ein Handbuch entstanden ‚Lebensorte als Lernorte, Handbuch Spurensicherung. Skizzen vom Leben, Arbeiten und Lernen in der Provinz‘. Das ist jetzt viel Kleinkram, aber ich glaube, ihr müßt das wissen.“



Meta Hülbusch beim Dikatat an der Schreibmaschine.

Abb. aus: Jugendbildungswerk des Landkreises Kassel/ Jugendhof Dörnberg. (Hg.) Was hat Thüringen mit Nordhessen zu tun? Eine Spurensicherung diesseits und jenseits der Grenze. Frankfurt/M. 1982

Und es folgte der Bericht, wie sich neben dieser ehrenamtlichen ‚Schiene‘ eine hautamtliche entwickelte, mit Theaterarbeit und Film in der Provinz. Das bisherige waren alles preiswert finanzierte Projekte, die zum Großteil von ehrenamtlicher Arbeit getragen waren. Dann kam 1980 vom hessischen Landwirtschaftsministerium eine Anfrage: „Machense doch mal ne Spurensicherung im Großen. Wenn sie sich so gut mit den Dörfern auskennen, dann sagen sie doch mal was zur Dorferneuerung.“ So entstand eine erste Studie am Beispiel von drei nordhessischen Dörfern, parallel dazu eine Arbeit über Frauen im Dorf. Als sie dann vom Fernstudiengang Dorferneuerung der Universität Tübingen gebeten wurden etwas über Jugendliche und Dorf zu schreiben, warfen Detlef Lecke, der Pädagoge Burckhard Hill und Meta Hülbusch ihre Erfahrungen zusammen und schrieben ihre Erfahrungen auf – auch unter dem Aspekt: Weg vom Volkstanz.²⁸ Es kam schließlich zu der Überlegung, es müßte doch - ausgehend von den Spurensicherungen- gehen, soetwas nicht nur für Jugendliche sondern auch für Erwachsene zu machen und in einer Vorlaufphase zur Dorferneuerung als ‚Vorklärung‘ einzuführen. Nach einigen erfolglosen Versuchen und Angeboten an das hessische Landwirtschaftsministerium gab es

²⁸ Hill, B., Hülbusch, I.M. und Lecke, D. -1989- Abhauen oder bleiben. Jugendliche in der Dorferneuerung. In: DIFF Tübingen (Hg.): Fernstudium Dorferneuerung. STE 2: Soziokultur des Dorfes. S. 101-142. Tübingen.

schließlich zahlreiche Pilotprojekte. Und dann ging alles sehr schnell, noch während die Pilotprojekte liefen, wurde die ‚Vorklärungsphase‘ als Regelfall in Hessen eingeführt, um die Bewohner für die Dorferneuerung zu gewinnen und zu mobilisieren, u.a. auch mit dem Ziel herauszufinden, welche Orte in das Dorferneuerungsprogramm aufgenommen werden. Das war natürlich nicht mehr das, womit Spurensicherung, als fragendes und kritisches Betrachten des eigenen Dorfes, angetreten war. Die Spurensicherungen waren nicht zweckorientiert, hatten aber auch nicht das Ziel, Bürgerinitiativen zu gründen. In dem Moment wo Planung ins Spiel kommt, wo aus einer ehrenamtlichen Arbeit eine Auftragsarbeit wird, wird die Ebene der „Spurensicherung“ verlassen. Dieser Bruch ist auch richtig, und man kann ihn auch deutlich machen, z.B. indem die Dorfbewohner in einer Vorlaufphase auf die Planung kritisch vorbereitet werden, auf die Rollen der Beteiligten, den Verwaltungsapparat, die Planer und ihre Vorlieben usw. Wie können wir das, was passiert oder ansteht einordnen? was passiert mit uns? Das ist eine andere Ebene als die Spurensicherung, die aus der Bildungsarbeit kam und fragte ‚wie können wir unseren Ort verstehen?‘ Deshalb konnte die Vorphase nicht in diesem Sinne funktionieren. Und deshalb stand der Planerin Meta Hülbusch hier die Bürgerinitiativlerin Meta Hülbusch im Weg, was auch umgekehrt gilt.

Das ist jetzt zu einem kleinen Streifzug durch Metas Bibliographie und auch Biographie geworden. Beides gehört zusammen. Und das war jetzt natürlich eine Menge Kleinkram, vielleicht auch eine Art „Spurensicherung“, ich denke aber, dass solltet ihr wissen.

Liebe Meta,
wir gratulieren herzlich zum Geburtstag
und wünschen Dir alles Liebe und Gute.

Dein Helmut



Gärten und soziale Bewegungen: Die Künstlerkolonie Worpswede und das Teufelsmoor²⁹

Inge Meta Hülbusch

Die Dokumente und Berichte über Künstlerkolonien führen die "Gesellschaftsgärten" (Leberecht Migge) und deren, in vielen Bildern abgebildeten, Dekor auf. Soweit wir wissen, gibt es keine Künstlerkolonie, in der Gedanken und Überlegungen zum Erntegarten durchaus kontrovers und mit alltagspolitischen Forderungen geführt wurden – außer in Worpswede. Heinrich Vogeler war der Nestor dieser "Bewegung", die dann auch den überzeugten Selbstversorger Leberecht Migge nach Worpswede lockte und den Sonnenhof einrichten ließ – das Pendant zum Barkenhoff Heinrich Vogelers. Man darf nicht vergessen, dass Carl Emil Uphoffs kanonischer Garten (der Brünjeshof, vergl. BÖSE-VETTER/HÜLBUSCH, 1991) im Gegensatz zu den demonstrativen Einrichtungen von Vogeler (die Versorgung der "Kinderlandverschickung" als soziales Modell) und Migges familialem Lehrgarten das unspektakuläre Beispiel von Haus, Hof und Garten der Wirtschaftshufe darstellt.

Und, wie das so ist mit der Denkmalpflege, bei Uphoffs gilt das, was unter Gartenkunst subsumiert wird, als schutzwürdig. Dazu gehört nicht der Erntegarten. Beim Barkenhoff werden die Bilder der Abendveduten mehr schlecht als recht – "wie gemalt" – restauriert. Die Terrassen-Gemüsegärten sind dagegen vergessen und nicht im Blick, wo doch Konzerne das Gemüse (auch in Worpswede) so billig anbieten. Migges architektonisch inszenierter Erntegarten ist in Worpswede (nach seinem Tod) von seinen Käufern einfach wegplaniert und trotz einiger literarischer Wiederbelebungsversuche vergessen bzw. verdrängt worden.

Die Worpsweder Künstler und das Teufelsmoor

Im Künstlerort Worpswede bei Bremen wird die Theorie der Selbstversorgung zur Praxis erst, als der Hunger des ersten Weltkrieges dazu zwingt.

Vorher, von der "Entdeckung" Worpswedens durch Düsseldorfer Kunststudenten (1884/89) bis zum Kriegseintritt, leben die NeubürgerInnen, die MalerInnen, die BildhauerInnen und LiteratInnen: die sog. erste und zweite Künstlergeneration wie Fritz Mackensen (1866 - 1953), Otto Modersohn (1865 - 1943), Heinrich Vogeler (1872 - 1942), Hans am Ende (1864 - 1918), Carl Vinnen (1863 - 1922), Fritz Overbeck (1869 - 1909) mit Paula Becker (Modersohn-Becker, 1876 - 1907), Ottilie Reylaender (1882 - 1965), Clara Westhoff (1878 - 1954), verheiratet mit Rainer Maria Rilke (1875 - 1926), Bernhard Hoetger (1874 - 1949) u.a. wohlhabend geworden, in ihren "Villengärten" Gertrud HOSENFELD-KRUMMACHER (1987:12) beschreibt in ihren Erinnerungen an die Zeit

²⁹ Erstveröffentlichung in: Institut für Landschaftsplanung (Hg). Gärten als Handlungsfreiräume, Zur Organisation und Qualität von Freiräumen in Gärten. Wien. 2006. S. 13-48

vor dem ersten Weltkrieg die Gärten der einheimischen und zugezogenen Worpsweder, der reichen Bauern im Ortskern und der Gewerbetreibenden:

"Der Garten vom Pagelunenhoff war sehr groß... und war mit schönen Eichen und Buchen bestanden. Am Ende des Grundstücks hatten wir unsere Gemüsebeete. Wie überall gingen die Vögel, hauptsächlich Spatzen, an die Erbsen und an andere Gemüse... Zäune gab es nirgends, nur nach der Bauernreihe einen Drahtzaun und eine Gartenpforte...

Der große parkartige Garten hatte aber auch seine Nachteile. Domreis' Schweine kamen oft und wühlten in den Gemüse- und Blumenbeeten herum."

Die (meist armen) BewohnerInnen der umliegenden Moordörfer, die fast nur vom Torfstechen und dem Torfhandel mit Bremen lebten (per Torfschiff auf den engen Kanälen und der gezeitenabhängigen Weser mit ihren Nebenflüssen), sprachen, wenn sie die Worpsweder meinten, von denen "up'n Barg", auf dem Berg, der sich gut 50 m aus der Ebene erhebt.

"Jan vom Moor" und seine Meta oder Trina gaben die Staffage ab für "die vom Berg" Der Reiseschriftsteller J.G. KOHL beschreibt im 19. Jahrhundert die Rauchkaten im Teufelsmoor und das "schwimmende Land" im Norden Worpswedes, wie z.B. die "Pflanzenjäger" die Entdeckung einer unbekannt Orchideenart in den Kolonien aufgeregt ihrem Auftraggeber bekannt geben. (HIELSCHER/HÜCKING, 2004).

Nur R.M.RILKE versucht 1903 den dumpfen, bräunlichen Schleier über dem Moor wegzuziehen und die Menschen dahinter zu sehen.

Die "findige, stichlige, witzige" (so RILKE) Beredsamkeit der Moorbevölkerung, die gegenüber Fremden bösartig wurde (und wird), hat wenig mit dem Jan vom Moor

Warnung

Nachdem die Hühner meiner Nachbarn wiederholt in meinen Garten eingedrungen sind und meine Erdbeerbeete zerstört haben, bin ich gezwungen, zur Abwehr andauernd

Giftweizen

im Garten und dem angrenzenden Lande zu säen

Emmy Meyer.

Warnung.

Sie auf meinem Lande

Giftweizen

und bitte die Hühnerhalter davon Kenntnis zu nehmen.

D. Schuldt, Worpswede

Warnung.

Auf meinem Grundstück ist Giftweizen gelegt
Krummacher.

Abb.1: Giftweizen-Warnung in der örtlichen Zeitung 1920



Abb.2:
Torfkähne auf der Hamme (Saebens)

gemein, der in Witzen oft als schweigsam und betrunken dargestellt wird. Schon der Bremer Reiseschriftsteller KOHL vermerkte verwundert, dass die Moorbauern keine Bauern sondern Bergarbeiter seien, die das Geld für die äußeren Kosten über den Torfabbau und – verkauf erwarben. D.h., die Bauernwirtschaft ist eher ein Nebenerwerb bzw. dient vornehmlich der Selbstversorgung, die tendenziell mit Fleisch, Milch, Eiern, Roggen und Buchweizen sowie einfachen, preiswerten Zukäufen von Lebensmitteln durchgeführt wurde.

Was war nun mit den Gärten der "Hiesigen", der Alteingesessenen in den Moorkolonien (Beginn der Moorkolonisation 1752)? Meine Großmutter, die in einer Ausflugsgaststätte am Stadtrand Bremens (Blockland- Kuhsiel) aufwuchs, als Haustochter auf einem Marschenhof an der Mittelweser "gute Küche" lernte und 1909 in einen "Kolonialwarenladen" bei Worpsswede einheiratete, berichtete von ihrem Erstaunen darüber, daß die Leute im Moor damals kaum Gemüse aßen. Sie bauten nicht viel an, und das meiste davon wurde in der Stadt von den Torffahrern "verhökert". Sonntags gab es Reissuppe – die Häfen waren nah und der Überseehandel blühte in Bremen.

Noch mein Vater verkaufte in den zwanziger Jahren große Mengen Reis, den die Torfstecher gekocht als Wochenvorrat mit in ihre dürrtigen Unterkünfte (Schutzhütten aus Baumstämmen und Heideplaggen) nahmen, wo sie von Montag bis Freitag lebten. Zum Reis gab es Kaffee, (dicke) Milch, Schwarzbrot (und Schnaps ?). Die sog. Bartmannskrüge (Bortmänner) wurden in den Torfkuhlen gekühlt. Überall in Norddeutschland wurde Speck (wenn überhaupt) bei der Arbeit draußen gegessen. Die Lebenserwartung war nicht sehr hoch:

Der erste hat den Tod,
der zweite hat die Not,
der dritte hat das Brot,

d.h. man konnte davon ausgehen, daß erst in der dritten Generation genügend Erträge vorhanden waren. Fehl- und Frühgeburten durch



Abb. 3: Julius Frank, Mahlzeit im Moor



Abb. 4: Treideln (Saebens 1932)

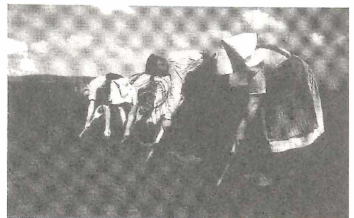


Abb. 5: Backtorfschneiden (Saebens)

die harte Arbeit der Frauen, Rheuma und "Schwindsucht" (Tuberkulose) waren sehr verbreitet, sogar "auf dem Berg", der oft am häufigen Nebel teilhatte. Gezielt durchgeführte Moorbrände bereiteten ein Saatbett aus Asche für die Einsaat des Buchweizens – Anfang bis Mitte Mai – vor. Die Rauchwolken dieser Brände verdunkelten Ende April bis Anfang Mai den Himmel, zogen bis über benachbarte Städte und lösten vor Ort heftige Nebellagen aus, die an den Londoner Smog erinnert haben müssen.

Buchweizengerichte, die heute der Werbung für eine regionaltypische Küche dienen, waren sicher verbreitet, wenn man den Berichten Glauben schenkt. Jedenfalls sind die Hinweise zur Herkunft des Buchweizens für die Küche widersprüchlich. Für den Verzehr muß der Buchweizen geschält werden, weil die Fruchtschale giftig ist. Es wird berichtet, dass der angebaute Buchweizen an Schweine und Federvieh verfüttert wurde und für die Küche geschälter Buchweizen eingekauft wurde.

Buchweizen- Mehl empfiehlt **Karl Schulken.**

Abb. 6: Inserat Buchweizen-Mehl

Inwieweit der heute wieder beliebte Buchweizen- Pfannkuchen oder "Bokweten-Jan-Hinnerk" dazu beitrug Fehlernährung vorzubeugen, ist mir nicht bekannt, aber sicher waren die Beilagen Apfelmus, Apfelgelee oder Heidelbeeren (Bickbeeren), die in den Wäldern der Geest gesammelt wurden, dem Wohlbefinden und der Gesundheit förderlich. Dafür habe ich bei unseren Nachbarn als Kind den Kuhstall ausgemistet, zumindest einen Teil davon.

Rezept Bertha BUSCH:

Bookweten- Pankoken

Dat Bockwetenmehl word mit lohwarm Water, en Schuß Koffee oder Tee (kene Melk), beten Solt dünn anröhrt. Dat beste is, man lett denn Deeg nu ers mol'n por Stunnen stohn. Denn deiht man einige Schieben Speck in de Pann, beten Swienssmolt un Oel un brort dat schön tohopen ut. Denn lett man denn Deeg langsam in de hitte Pann lopen un backt denn up'n litschet Füer gor. Je mehr Löcker noher in Pankoken sund, je beter smeckt he. Dor kannst denn Brot toeten. God smeckt dor Kronsbeeren (Preiselbeeren) to oder Appelgelee. Is warm un uk kolt to eten.

Übersetzung: Buchweizen-Pfannkuchen

Das Buchweizenmehl wird mit lauwarmem Wasser, einem Schuss Kaffee oder Tee (keine Milch) und etwas Salz dünn angerührt. Das Beste ist, man läßt den Teig nun erst einmal ein paar Stunden stehen. Dann tut man einige Scheiben Speck in die Pfanne, etwas Schweineschmalz und Oel und brät das schön zusammen aus. Dann läßt man den Teig lang-

sam in die heiße Pfanne laufen und backt ihn auf kleiner Flamme gar. Je mehr Löcher nachher im Pfannkuchen sind, desto besser schmeckt er. Dazu kannst du Brot essen. Gut schmecken Preiselbeeren oder Apfelgelee dazu. Ist warm und auch kalt zu essen.

Wenn die Gärten fehlten oder armselig bewirtschaftet waren, war im Gegensatz dazu das Obst reichlich vorhanden, zumindest keine Seltenheit. Parallel zur allgemeinen Forderung des Obstanbaus und der Pomologie (s. HEIMEN/RIEHM, 1987) erhielten auch die Kolonisten im Teufelsmoor seit 1790 (s. RABENSTEIN, 1982) Obstbäume aus der Kurhannoverschen Obstbaumschule. Dies begründete offenbar eine Tradition und Beibehaltung des Hochstamm-Obstbaus für die häusliche Versorgung (oder für das Hökern~Handeln). Noch in den 50er Jahren sahen sich Soldaten aus dem 2. Weltkrieg, die in der Normandie gewesen waren, zur Zeit der Obstblüte daran erinnert. Das war natürlich beeindruckend, weil die hofnahen Weiden zwischen Haus und Straße mit Hochstammobst, und das zumindest in der 3. Pflanzgeneration, mit anspruchswahrscheinlichen Landsorten, auf Sämlingsunterlagen veredelt, überstellt waren. Die meisten Nachpflanzungen der (30er und) 50er Jahre sollten statt Wirtschaftsobst Tafelobst liefern und wurden mit Edelsorten auf schwachwüchsigen Unterlagen gepflanzt. Diese jüngeren Pflanzungen bestehen nicht mehr. Dafür findet man hier und da noch Überhälter von Landsorten auf Sämlingsunterlagen (Celler Dickstiel, Grahams Jubiläumsapfel, Winterbananapfel, Himbeerapfel, Prinzenapfel, Zipollenapfel u.a. oder Birnen wie Gute Graue, Bergamotte-Birne u.a.).

Ein monotoner Speisezettel

Aus dem Amt Zeven teilt RABENSTEIN (1982:76) den etwas undifferenzierten Speisezettel einer Moorbauernfamilie im 19. Jahrhundert mit:

- " Morgens: Kaffee und Butterbrot
- Vormittags: Buchweizenpfannkuchen
- Mittags: Fleisch, Kartoffeln und Buchweizenklöße, seltener Gemüse
- Nachmittags: Kaffee und Butterbrot
- Abends: Milchspeise, gebratene Kartoffeln und Buchweizenklöße."

Wenn da "Kaffee" steht, muß der zu Malzkaffee mit Zichorie übersetzt werden. Das "Butter"- Brot können wir getrost in ein Schmalzbrot verwandeln. Und das Fleisch, das für unsere Wahrnehmung irgendetwas Gebratenes ist, war sechs Tage die Woche sicher fetter und gestreifter Speck und Gepökeltes. Merkwürdigerweise fehlen die damals preiswertesten eiweißreichen Nahrungsmittel – Fisch bzw. Hering und Hülsenfrüchte. Spannend, wenn auch unerklärt, bleibt die Mitteilung SCHRIEFERS (1907:107), dass der Buchweizen für die Küche gekauft und die eigene Ernte verfüttert wurde. Für die 50er Jahre jedenfalls wird dies für die Geest noch bestätigt. (F.Haesloop, Schwanewede/ mdl. 2000).

Die Wissenschaft beobachtet

Mediziner sind nicht unbedingt gute Köche. Jedenfalls erhielten sechs Göttinger Medizinstudenten den Auftrag für eine "Medizinisch-soziologische Untersuchung im Teufelsmoor", die "nur für den Dienstgebrauch" erstellt wurde. Darin ist die Rede von verseuchtem Wasser und eintöniger Ernährung. Die Hausbrunnen enthielten allerdings wirklich dunkelbraunes Wasser (Braunhuminsäure, Eisen), was nicht sonderlich schmackhaft und angenehm war. Nach dem Bericht der Doktoranden sah 1940 ein durchschnittlicher Wochen Speiseplan so aus (LEPPER 1941:32 in EMIGHOLZ, (o. J., 1990 ?):38/39):

"Gleichmäßig für die ganze Woche:

1. Frühstück: Brot, Butter, Kaffee
2. Frühstück: Belegte Brote, Kaffee (bei einigen Familien statt dessen Pfannkuchen Vesper (wir sagen "Kaffee"): Brot, Butter und Marmelade, Kaffee

Mittagessen:

Sonntag: Braten, Kartoffeln und Sauce, evtl. Pudding

Montag: Reissuppe mit Rauchfleisch

Dienstag: Kartoffelsalat mit Eiern

Mittwoch: Bohnensuppe mit Rauchfleisch

Donnerstag: Kartoffeln mit Specksauce

Freitag: Erbsensuppe mit Speck

Sonnabend: Pfannkuchen mit Salat

Abendessen:

Sonntag: Belegte Brote, Milch

Montag: Bratkartoffeln, Milchsuppe

Dienstag: Bratkartoffeln mit Salat

Mittwoch: Bratkartoffeln, Milch

Donnerstag: Milchsuppe mit Brot

Freitag: Bratkartoffeln, Kaffee

Sonnabend: Milchsuppe."

Dieser Speiseplan hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der Realität. Hier finden wir allerdings die Begriffe wieder sorglos verwendet. Was sind wohl "belegte Brote", was sind Kaffee, Butter, aus welchen Bohnen wird die Suppe gemacht, wird das "Belegte" gekauft usw.?

Die Göttinger Studie hatte eine politische Aufgabe: das Teufelsmoor quasi als Experiment für die beabsichtigte Besiedlung künftiger Ostgebiete.

"Das Ergebnis fällt positiv für die Moorbewohner aus. Die Menschen... zeichnen sich aus durch Strebsamkeit, Einfachheit und durch zähes Festhalten am Moorboden auch unter den größten Opfern. Wir schließen hieraus, dass nicht die Siedler für den Notstand im Teufelsmoor verantwortlich zu machen sind." (EMIGHOLZ, a. a.O.: 68)

Der Bericht eines "Eingeborenen"

EMIGHOLZ (1990:69 ff) zitiert den Lehrer J.H. MÜLLER (1879), der als im Teufelsmoor Geborener nicht emotionalisieren will, sondern durch eindrückliche Bildhaftigkeit den Leser nötigen will, sich mit dem Teufelsmoor auseinanderzusetzen. Was er beschreibt, soll nicht bedrängen, um nicht verdrängt zu werden. Die Nahrung habe in früheren Zeiten [d.h. wohl Anfang des 19. Jahrhunderts] aus "Kartoffeln und Brod, die als Bier-, richtiger Wassersuppe, trockenen Kartoffeln, Kartoffeln und Butter, Kartoffelpfannkuchen bei jeder Mahlzeit wiederkehrten, bestanden."

Speck und Fisch hätte es nur in der Zeit der Torffabrikation gegeben und dann auch nur für die Männer, Frauen und Kinder hätten davon nichts bekommen. Gemüse hätte es so gut wie nicht gegeben und auch Milch und Käse vermochten nur selten eine Abwechslung in den Speisezettel zu geben.

Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts (Hannover und damit das Teufelsmoor waren 1866 preußisch geworden, die "Gründerzeit" war angebrochen) sah es etwas besser aus: "Milch würde so reichlich gewonnen werden, dass es nicht nur zur Kälbermast, sondern auch zu einer täglichen Milchmahlzeit reichen würde (Milch und Brod, Milch und Kartoffeln, Milchreis oder Milchgrütze). Butter, Käse und Gemüse sei reichlich vorhanden...." (EMIGHOLZ, 1990:71/72)

Wenn "Gemüse" genannt wird, würde man doch gerne wissen wollen, welches das ist: Vielleicht Steckrüben oder Grünkohl oder die berühmten Bohnen für die Suppe mit Rauchfleisch. Und wer erzählt, dass es Käse reichlich gab, sollte daran denken, dass in Nordwestdeutschland – also nördlich des Weißwurstäquators – bis heute die Käserei keine Tradition hat. Also war es wohl weißer Käse (Quark/Topfen), vielleicht der immer noch beliebte Sahne-Schicht-Käse (Quark und Rahm abwechselnd geschichtet)?

Bergarbeiter, Bauer, Gärtner

Geht man davon aus, dass der Gelderwerb über Torfverkauf keinen Reichtum erringen ließ, muß die Selbstversorgung aus häuslicher Arbeit und den Mitteln der Bodenrente bestritten werden. So ist ein grober Blick auf die Ernten hilfreich. SCHRIEFER (1907:99) kommentiert:

"Der Ertrag des Ackerbaus reicht gewöhnlich nicht aus im Moore, weshalb jährlich viel Korn eingeführt werden muß. Der Moorboden hat reichlich Düngung nötig und muß mit Sand untermischt werden, wenn er das Ansäen lohnen soll. Viele Torfbauern nehmen daher jedes Jahr einige Feldstücke vor, die sie mit Sand befahren. Die Nachbarn und die Dorfgenossen pflegen sich bei dieser Arbeit gegenseitig zu helfen, indem die jungen Leute beiderlei Geschlechts zusammenkommen und den Sand mit Schiebekarren auf den Acker bringen. Das ist dann jedesmal ein Fest, bei dem es Kaffee und Kuchen und dicken Reis mit Rosinen gibt und bei welchem auch Bier und Branntwein nicht gespart wird.... Bei weitem der größte Teil der Moorbewohner unterläßt aber dieses nützliche Sandfahren, denn wie der Torfbauer früher ein schlechter Gärtner war, so war er gewöhnlich auch ein schlechter Landmann. Sein Hauptaugenmerk war auf

die Torfgewinnung gerichtet, worüber er seinen Acker mehr oder weniger vernachlässigte. Traf nun auch dazu noch ein schlechtes Jahr ein, daß wie z.B. sich Taubnessel (*Lamium L.*) und Hohlzahn (*Galeopsis L.*) beide "Dannetteln" im Moore genannt - unter seiner Saat befand, dann gewann er wenig mehr zurück, als was er ausgesäet hatte; erstellte seinen Acker aber möglicherweise für das nächste Jahr noch nachlässiger, denn: 't is doch all jo liekeväll' [es ist ja doch egal, I.M.H.]. In besseren Jahren dagegen und wenn das Glück ihm einmal hold war, ward wider sein Erwarten gut geerntet, so daß er vor Verwunderung am nächsten Sonntag dem 'lieben Gott' in der Kirche danken ließ.

Das oben gesagte trifft für die Gegenwart [1907, I.M.H.] im allgemeinen nicht mehr zu.

Die Bearbeitung des Ackers ist ebenfalls eine sorgfältigere geworden und man sieht nun durchgängig recht schönes Korn auf den Feldern des Moores.

Auch ist der Acker in den älteren Dörfern jetzt fast überall schon so fest geworden, daß Pferde darauf zu verkehren vermögen, weshalb er bepflügt und überhaupt mit Spannwerk bestellt werden kann.

Früher war das ganz anders. Da mußte die gemähte Frucht mit den Schiebekarren vom Felde geholt werden. Was übrigens auch jetzt noch viel geschieht. Menschenkräfte mußten sogar die Saat eineggen. Das kam daher, weil der Boden noch so locker und lose war, daß die Pferde nicht darauf verwandt werden konnten.... [es gab sogar Holzschuhe für Pferde im Moor, I.M.H.].

Die Hauptezeugnisse der Mooräcker sind Roggen und Kartoffeln und zwar werden letztere reichlich geerntet, daß jährlich davon ausgeführt werden kann. Hafer wird weniger angebaut und noch weniger Weizen, Gerste, Bohnen usw.. Die Gartenländereien bringen Hanf, etwas Flachs, Hülsenfrüchte, Kohl, Rüben und noch manches andere hervor; sie würden aber noch viel ertragfähiger gemacht werden können, wenn den meisten Moorleuten die Torfarbeit nicht so sehr an die Seele gewachsen wäre." (SCHRIEFER, a.a.O.)



Darüber kann man diskutieren: Der Torfabbau brachte Geld ins Haus. Er war einerseits eine Arbeit zur Kultivierung des Landes, andererseits eine Arbeit zur Beschaffung der Geldmittel, mit denen dann die Bauernwirtschaft subventioniert werden konnte.

Abb. 6: Bäuerin mit Schiebekarre
(Saebens 1934)

Gärten

Der Garten ist von 'Haus aus' auf die Ernte gerichtet. Der im Moor geborene Lehrer Schriever tritt schon auf wie das Mitglied der Jury zum Wettbewerb 'Unser Dorf soll schöner werden':

"Rings um das Haus her ist in den älteren Dörfern das Moor in weitem Umkreise schon längst abgegraben und an seinen Platz ein Baum-, Obst und Gemüsegarten getreten. Obst und Gemüse gedeihen auf dem abgetorfte und mit Sand durchmengten Boden gar nicht übel; aber der Torfbauer war lange Zeit aus Mangel an Einsicht und Lust vielerwärts nur ein schlechter Gärtner; er ließ wachsen, was eben wuchs.... Doch das war beileibe nicht überall der Fall: man traf auch schon früher Obst- und Gemüsegärten und ganze Dörfer mit solchen, welche die Nettigkeit und Ordnung selber waren und wohl sind...."
(SCHRIEFER ,1907:90, kritisch dazu: BÖSE-VETTER,1991)

"Dekorative" Gehölze im Moor

Mehr oder weniger gleichzeitig zur Einwanderung der Künstler werden in den Moorhufensiedlungen Schulen gebaut und u.a. von zugewanderten Städtern Manufaktur- und Kolonialwarenläden eingerichtet. Und diese werden, neben der Ausstattung mit Nebenerwerbsbauerei und reichhaltigeren (Gemüse-) Gärten zusätzlich mit einem Kunstgarten, einer Art Park ausgestattet. So hatten z.B. meine Großeltern neben dem Laden an der Straße eine Hecke aus weißem und blauem Flieder, Japanischen Quitten und Pfeifenstrauch pflanzen lassen, von der oft etwas zu Muttertag blühte. Die Einführung gewerblicher Gedenktafeln, wie z.B. der des Muttertags, sorgte für eine eifrige Nachfrage nach blühenden Zweigen, die nachbarschaftlich geschenkt wurden. Thuja und Chamaecyparis gehörten zur Einrichtung der Kunstgärten und wurden dann bald für Beerdigungen und die Winterdecke der Gräber in Anspruch genommen. So gab es wohl für die verschiedenen Zwecke "Abgabe-Zentralen" in den Dörfern.

Staffage fürs Künstlerauge

Auf der geodätischen Karte sieht das Land um Worpsswede ausnehmend langweilig aus.

Dieses durch Kanäle, lange gerade Straßen mit Birkenalleen gerasterte Land übte eine Faszination auf die Maler aus. Das Geometrische, Barocke spielte kaum eine Rolle in den Bildern der ersten Künstlergeneration, sondern der Sturm, die Wolken, die rot-weiß gekleideten Kinder, das dunkle Wasser, in dem sich der Himmel spiegelt, die Brücken – und bei Heinrich Vogeler der "Barkenhof", sein Birkenhof.

Die MalerInnen, SchriftstellerInnen, DichterInnen, DenkerInnen und ArchitektenInnen pflegten zum Teil den Nahblick, das bisher unentdeckte Interieur, in der Nachfolge von Milletts 'KartoffelleserInnen'. Sie waren Voyeure mit liebevollem Blick. Sie waren weder Aufklärer noch Kolonisatoren. Sie lebten das mitgebrachte städtische Leben auf der Insel des Weyerbergs im Moor. Sie hatten ja auch nichts, was sie praktisch mitzuteilen und weiterzugeben hatten.

Der Punkt an einem Ort: die Künstlerkolonie

Worpswede hat eine Kirche. Es gibt richtige 'Bauern' – Höfe, Handwerker, Gastwirtschaften, Läden – also eine Siedlung, die den Künstlern nützlich und dienlich war. Die Institution Künstlerkolonie besteht neben dem Dorf, das mit Sicherheit Gärten vorzuweisen hatte und Selbstversorgung groß schrieb. Die Einheimischen sehen von Drinnen nach Draußen; die Zugezogenen gucken von Draußen halb amüsiert und halb verständnislos auf das Treiben. Zwei völlig unterschiedliche Sprachen und Sehweisen geben keinen Hintergrund für Begegnungen.

Worpswede und umzu – das gemalte "Sujet" war ein Objekt. So benutzten die Maler das Dorf und die Moorsiedlungen für ihre Anschauungen. Die 'Entdeckung' ist nur Widerhall, 'gesehen durch das Temperament'. (Zola, E. 1886; siehe auch MALRAUX, A., 1957/1961)

"Aber auch der andere Gang damals, der stillere und geheime zeigt sich noch. Der Sumpf, vor allem die Heide gehören zusammen zum Jugendstil. Sie wurde damals bereits entdeckt, obwohl und indem sie so zart abweisend, so einsam, für sich ist wie kaum ein Stück Land..... Zuletzt nur um 1900 ging die Heide, soweit sie überhaupt beweglich ist, in menschliche Allegorien ein: eben die Bedeutungen des Jugendstils, des flachgewellten, grünbräunlichen, der nie ein Bergstil war, vergewisserten sich derer der Heide mit. Wohl kam der Jugendstil ursprünglich aus Frankreich, auch England, aus beiden Ländern stammen seine sozusagen neugotischen Elemente, aber fortgebildet, angelangt ist er durchaus in ein einsamer norddeutscher Gegend. Mit 'weiten Wiesen im Dämmergrau', aber auch mit späterem Worpswede, ja, was für den besten Teil der Sezession so bezeichnend ist: die eigentümliche Freiheit im Abendrot, steht seitdem und immer noch im Land." (BLOCH, 1932/1965:69 u. 70)

Wenn Bloch von der Heide spricht, muß daran erinnert werden, dass das "Ineinander von verbranntem Gras, tiefdunklem Heidekraut, violetter Blüte, versteckten Blumen" auch fürs Moor galt. Die auf Geheiß des Königs von Hannover seit 1752 vom Moorkommissar Findorff durchgeführte (klassizistische) Moor-(Binnen-) Kolonisation setzte eine großflächige Moorentwässerung voraus (vgl. z.B. Wiener Neustadt und die Binnenkolonisation durch Joseph II. in Österreich). Dieser Moorentwässerung folgte ebenso wie auf abgetorften Flächen eine Besiedlung mit Sandheide (*Calluna vulgaris*), die bis zu Beginn der 70er Jahre Straßen, Wege, Pfade begleitete und auf Abtorfungen aus jüngerer Zeit überall üppig gedieh. Gegenüber den Sandheiden auf Mineralböden, die über Jahrhunderte für die Schafhute bewirtschaftet wurden und 'Sumpf' nur hier und da vorrätig hatten, bot das Moor 'Heide' und Wasser in Entwässerungsgräben, Torfkuhlen, Schiffskanälen immer nebeneinander an. Die Aufsiedlung mit Wirtschaftshufen von etwa 52 preußischen Morgen (= 13 ha) ließ sogar zu, den Hof in der Einöde darzustellen, einsam zu machen.

Um 1900 waren die Künstler den Einheimischen nicht nur fremd, sondern einige von ihnen galten mit "lockerem" Leben als unmoralisch. Die moralische Distanz ist heute, hundert Jahre später, aufgehoben und die künstlerischen und politischen Proklamationen sind längst vergessen. Heute haben viele den Druck einer Worpstedter 'Ikone' in der 'guten Stube' hängen, oft sogar ein Original, was darauf schließen läßt, das ihnen die gute Kapitalanlage bewußt ist. Zugleich zeigt man damit als Kunstinteressierte/r, dass man "dazu gehört"

Die MalerInnen waren jung, unbekannt und wollten den Kunstmarkt erst erobern, was z.B. ihre Intervention gegen die Bevorzugung der französischen Malerei bei der Kunsthalle Bremen ausweist. Aber es waren meist Söhne und Töchter aus gut betuchten Familien. "Sie da oben – wir da unten"- es gibt immer noch so etwas wie die Arroganz der Künstlerclans, die sehr viel Ähnlichkeit mit derjenigen der ersten Einwandererfamilien der amerikanischen Südstaaten hat. Es liegt so ein gediegener Charme über den "Familien", ganz gleich, was sie angerichtet haben. Die Bezeichnung 'spießig' für die 'Eingeborenen' ist bis auf den heutigen Tag schnell gedacht.

Bernd Küster formuliert das folgendermaßen:

"Mit dem Entschluß, seßhaft zu werden, war nicht nur das Programm, wie es sich an anderen Kolonieorten im Verlauf einer ganzen Generation herausgebildet hatte, festgelegt, auch die Struktur der Kolonie trat unmittelbar hervor. Hier ging es kaum darum, einen künstlerischen Standpunkt einträchtig zu formulieren, zu popularisieren oder einem akademischen Umfeld zu öffnen, sondern einen Motivraum topographisch abzustecken und gegen Zuzug von außen abzudichten.... " (KÜSTER, 2001:117/118)

Das gilt wohl für alle Künstlerkolonien. Es sei hier z.B. an den Traum und das Zerwürfnis zwischen van Gogh und Gauguin erinnert. Die Auslegung ist zutreffend, aber eben nicht einmalig, was auch für die folgende Kommentierung gilt:

"Gemalte Landschaft war nicht mehr die objektive Seite der Natur, sondern immer auch ihr inneres Gesicht. Und so dominierte bei den Worpstedtern nach 1893 die subjektive, lyrisch verklärende Stimmungslandschaft, die Raum für Poesie und große Empfindungen ließ und in ihrer Menschenleere auch die Sehnsucht der Maler nach schöpferischer Einsamkeit spiegelt." (KÜSTER a.a.O.)

R.M. RILKE hat diese soziale und ökonomische Distanz, die selbstverständlich auch seine Anwesenheit einbezieht, zutreffend dargelegt:

"Und was wollen die Maler unter diesen Menschen? Darauf ist zu sagen, daß sie nicht unter ihnen leben, sondern ihnen gleichsam gegenüberstehen, wie sie den Bäumen gegenüber und allen den Dingen, die umflutet von der feuchten, tonigen Luft wachsen und sich bewegen. Sie kommen von fernher. Sie sehen alles in einem Atem, Menschen und Dinge. Wie die eigentümliche farbige Luft dieser hohen Himmel keinen Unterschied macht und alles, was in ihr aufsteht und ruht, mit derselben Güte umgibt, so üben sie eine gewisse naive Gerech-

tigkeit, indem sie, ohne nachzudenken, Menschen und Dinge, in stillem Nebeneinander, als Erscheinungen derselben Atmosphäre und als Träger von Farben, die sie leuchten macht, empfinden. Sie tun niemandem Unrecht damit. Sie helfen diesen Leuten nicht, sie belehren sie nicht, sie bessern sie nicht damit. Sie tragen nichts in ihr Leben hinein, das nach wie vor ein Leben in Elend und Dunkel bleibt, aber sie holen aus der Tiefe dieses Lebens eine Wahrheit heraus, an der sie selbst wachsen, oder, um nicht zuviel zu sagen, eine Wahrscheinlichkeit, die man lieben kann." (RILKE, 1903)

Up'n Barg – Worpswede

Die Künstler lebten nicht in der kargen und armen Einöde der Bilder. Ebenso wenig hausten sie in der Einöde, sondern im durchaus provinziell reichen Worpswede im Einzugsgebiet auch großer Bauernhöfe der Hammeniederung, die von Natur aus fruchtbar war.

"Worpswede hatte schon damals [1884, I.M.H] nicht das Weltabgeschiedene einer Insel im wüsten Moor, auf der es nur Erdhütten gab, wie meistens fälschlich berichtet ist. Die Reihe großer Höfe mit ausgedehnten, lang gestreckten Gebäuden, gepflegten Gärten und wohlsituierten Besitzern, die ansehnlichen Kaufläden, das behagliche Pfarrhaus, die musterhafte Apotheke, die sauberen kleinen Häuser und guten Gasthöfe gab es auch damals schon.

Ich wohnte nicht etwa in einer Moorkate, sondern war Gast des Kaufmanns und Ortsvorstehers Stolte, der in der ganzen Gegend großes Ansehen genoß und in dessen Familie ein patriarchalischer Geist herrschte. Das Haus, mit dem bunt bemalten Eingang, lag an einem parkartigen Garten; ein Torbogen aus zwei riesigen Walfischkiemen führte in den Hof." (MACKENSEN, 1947, in STELLJES 1985:56-61)

'Worpswede und umzu'

Bis in die siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts waren die Überlegungen engagierter Künstler, wie Heinrich Vogeler, und eines der wenigen nachdenklichen 'Gartenarchitekten', wie Leberecht Migge, völlig vergessen. Die Renaissance in der Folge meines Beitrags in 'Der Werkbund in Deutschland, Österreich und der Schweiz (1978), zu 'Jedermann Selbstversorger' war von kurzer Dauer, trotz (oder wegen?) der Ausstellung "Leberecht Migge" zu seinem 100. Geburtstag zur Bundesgartenschau 1981 in Kassel. (s. FACHBEREICH SL, GHK 1981)

Im Notizbuch 25 der Kasseler Schule (BÖSE-VETTER / HÜLBUSCH, 1991) zu den Gärten in Worpswede, ist das, was wir in gut 20 Jahren erkundet haben, versammelt. Es ist zu vermuten, dass die praktische und politische Diskussion zum Gartenbau und zur Selbstversorgung, die den Blick auf die Worpsweder Gemälde, Teppiche und Plastiken mit profanen Überlegungen verstellen könnte, den 'Familien' ebenso wenig lag wie den zugereisten Neureichen. Es ist einfach nicht fein und unnötig, die Ökonomie des Alltags zu verhandeln.

Obwohl die literarische Nachlese, die Worpsweder Anekdotensammlung, einige Meter Regal füllt, wird die gesellschaftstheoretische und gesellschaftskritische Betrachtung der Alltagspraxis unterschlagen oder

"Wir sind emsig, nachzuspüren,
Wir, die Anekdotenjäger,
Wer dein Liebchen sei und ob du
Nicht auch habest viele Schwäger."

(GOETHE, 1827/ West-östlicher Divan)

'Wie jemalt'

Die Vermarktung, nicht nur in Worpswede, wird in Handelsware realisiert. Dazu gehören auch die stilisierten Grünflächen, zu der Vogelers Bilder hervorragende Vorlagen geben. Die von W. Hundt auf dem Barkenhoff kultivierten Terrassengärten für die Gemüseproduktion und Migges 'Sonnenhof' sind vergessene Chimären der "ökonomischen Schönheit" (VEBLEN, 1899/1989).

Das Worpswede, das zur Zeit vermarktet wird, ist das Worpswede der "Alten Worpsweder", ist Heinrich Vogelers Jugendstilgarten, sind die Gärten "wie gemalt", die Gärten als Rahmen für Schauspiele und Konzerte, großartiger als Migge seinen "Gesellschaftsgarten" jemals dachte. Was "bei Vogelers" kurz vor und nach dem 1. Weltkrieg diskutiert wurde, ist z. Zeit kein Thema, weder für die Einheimischen, die Touristen noch für den Berufsstand der Gartenarchitekten und Grünplaner.

Die Dekoration der Grünfläche oder des 'Lusthofes', anspruchsvoll verfeinert, ist von den Diskussionen übrig geblieben. Aber, wer malt heute schon einen Gemüsegarten, welcher kontinuierliche Arbeit voraussetzt oder eine Köchin und einen Koch, die mit der Ernte etwas anzufangen wissen?

Für die kleinen Leute

"Die Türe der Erkenntnis einer Welt wurden in mir aufgeschlagen, die vollkommen fern von mir lag, gegen die sich zuerst alles in mir wehrte. - Wie begrenzt war doch mein Leben. Wie groß wurde die Unruhe, die mich immer mehr erfaßte wie ein Brand. Aber mein Leben änderte sich nicht. Ich mußte meinen Weg herausfinden. Ich sah auch auf Paulas [Modersohn-Becker, I:M:H:] Leben, in dem ich gerade jetzt das Streben nach Totalität fühlte, und doch war auch sie so gebunden an bürgerliche Tradition, an bürgerliche Erziehung. Sie hatte nur das Hemmendste abgestoßen, aber die Grundlage ihrer Weltanschauung hatte in keiner Weise Totalität.... Paula glaubte an große Führer, an die Riesen, wie sie sie nannte, die sie anderen Gesetzen unterworfen glaubte als die unfähig breite Masse des Volkes. Sie sah wohl, in Paris besonders, die Abgründe der sozialen Probleme, glaubte aber, daß nur in einem kaiserlichen Paris diese Probleme gelöst werden könnten. Bei uns war vieles ins Wanken gekommen. Rüttelte Maxim Gorki an den Grundpfeilern meiner selbstgeschaffenen Wirklichkeit?..... Was aber trieb mein Leben zu dieser Ratlosigkeit? Jeder Tag

stellte neue Aufgaben. Im Garten und auf den Feldern des Barkenhoffs war ich jedem Baum, jeder Pflanze nah, suchte sie täglich auf, half ihnen im Wachstum, gab ihnen Bodennahrung und Halt, beschnitt sie und unterstützte die Wachstumsrichtung, die dem Organismus am zutunlichsten schien. Und alles sah so reich, so glücklich aus, und die Früchte wurden reif, samten sich aus, und die Bäume wurden groß und zeigten ihren Eigenwillen, dem man nicht mehr helfen konnte, man konnte nur ernten, was sie gaben.

Vielleicht war ich den Menschen auch nur ein Gärtner, der ihnen zur Zeit helfen mußte mit seiner Schaffenskraft. Und wenn die Früchte reiften, war meine Aufgabe erfüllt, als Saat fielen sie zur Erde und begannen keimend und wachsend ihr Eigenleben, an dem ich keinen Anteil haben durfte?" (VOGELER, 1989:120ff.)

Und damit landet Vogeler in der Feststellung, dass er auch "nur" ein Gärtner war, der für den Gebrauch und nicht die kunsthistorische Ewigkeit schaffte. Das haben Möhren oder Salatköpfe so an sich: wenn sie verzehrt sind, ist die Arbeit ebenfalls verzehrt. Das eröffnet keine Aussicht auf ein Werk und eine Geschichte. R.M.RILKE (1903, in KÜSTER, 1989:59/70) ist wieder mal der unerbittliche Beobachter:

"...was er in den Frühling legt, bleibt nicht so, wächst, wächst in den Sommer hinein, hat ein Leben für sich und seinen eigenen Tod in den tödlichen Tagen des Herbstes. So legt er sein Leben in den Garten hinein....

An Lou Andreas Salome, die Rilke nach Rußland begleitet hatte, schreibt er 1903: "Und es wird immer kleiner um Heinrich Vogeler, sein Haus zieht sich um ihn zusammen und füllt sich mit Alltag aus... " (KÜSTER, 1989/1992:68)

So schön böseartig und genau kann das Alltagsleben im Lichte der Bedeutung nicht besser kolportiert werden. Wie Migge später arbeiten ließ, war Vogeler 'nur ein Gärtner', und Rilke berief den Alltag, der damals wie heute das Leben erhält, in den Zeugenstand der Kleinigkeiten. Mit diesen Beweggründen ist der Garten eine Absurdität, weil damit keine Meriten zu gewinnen sind. Das ist für einen Künstler, der auf Anerkennung erpicht ist, eine völlig absurde Geschichte. Ein Künstler ist eben weder Gärtner noch Koch. Der bildende Künstler weiß meist nichts von der Wiederholung der Arbeit und deren Vergänglichkeit.

Ideologiegeschichtliche Anmerkung

So einfach und überzeugend ist die Vergänglichkeit des Alltags und die ewige Wiederholung am Beispiel "Garten" selten formuliert worden. Man könnte auch alle anderen ständig wiederkehrenden Tätigkeiten, die Dauer nur in der Wiederholung erhalten, aufzählen. Oder den Unterschied zwischen der Haus-Gemüse-Gärtnerei (s. BELLIN u. HÜLBUSCH 2001) und der statischen "Schön-Gärtnerei" (K:H:Hülbusch mdl. 2004)

Schon durch Rilke, der nach seiner Rußlandreise im Juli 1900 auf dem Barkenhoff zu Besuch war bekam Heinrich Vogeler erste Informationen über Dostojewski, über Tolstoi (VOGELER, 1989:71/72). Durch Kontakte mit dem Verleger

Eugen Diederichs war der Zugang zur neueren mitteleuropäischen Literatur gegeben, ebenso durch den Insel-Verlag (beide waren Auftraggeber für Illustrationen). Nach Paula Modersohn-Beckers Tod 1907 "...trat zu ersten Mal die aufrüttelnde Kunst Maxim Gorkis in mein Leben", beschreibt VOGELER in seinen Erinnerungen (1989:120 ff.) eine neue Lebensphase:

"In meine Bibliothek kam ich jetzt selten", so VOGELER (1989:127), "die Romantiker hatten mir nichts mehr zu sagen, nachdem die Romantik Heinrich Heines auch den bitteren Kern der spießbürgerlichen Schlafmützen gezeigt hatte. Aber dann kam ich zu den Werken Maxim Gorkis; die wühlten mich auf, schlugen mir ein Tor auf, durch das ich in eine andere Welt blickte, vor der mir grauste, die weit entfernt war von meinem privaten Leben, vom 'Leben als Kunstwerk'. Die Begrenztheit meines Lebens wurde mir klar, sie schien mir manchmal die Ursache all meiner Bedrängnisse zu sein. Ich mußte allein sein."

Vogeler beginnt mit den Aufzeichnungen seiner Erinnerungen "Werden" kurz vor Ausbruch des zweiten Weltkriegs, die letzten Texte (sie sind unvollendet) entstanden in der Zeit seiner Deportation nach Kasachstan, wo er seine letzten Tage verbrachte.

Der Glaube an die Machbarkeit und Manipulierbarkeit trifft m.E. nicht auf Vogeler zu, der pazifistische humanistische Ziele hatte. Aber er hatte wohl kein theoretisches Konzept einer entsprechenden Pädagogik.

"Der Glaube an den Neuen sozialistischen Menschen, geboren in der russischen Revolution, ist eines der zentralen Kapitel der Religionsgeschichte des 20. Jahrhunderts," so KUENZLEN (1984:38)

Die Grundlagen für diesen Traum vom Neuen Menschen lagen in der Sozialutopie der vorrevolutionären russischen Intelligenz.

"Dostojewski war geprägt von der Vorstellung, daß das verfaulte und überlebte Europa von Rußland geliebt werden würde, daß von dort sich ein Neuer Mensch bilden würde, der den alten ablöst. Im unterdrückten Volk, so war dieser Glaube der Intelligenzija Rußlands, in den ungebildeten Bauern, da liege der Urgrund, aus dem heraus der Neue russische Mensch sich bilden würde, sobald einmal die Verhältnisse umgewälzt seien. Dann könne nämlich der bislang noch rohe, unwissende Bauer, durch Wissenschaft belehrt – da haben wir wieder die Wissenschaft als Glaubensmacht – Einsicht in die Gesetze der Natur und der menschlichen Geschichte nehmen... "

Was hier 1984 der damals stellvertretende Leiter der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen aufzuzeigen versucht, ist das Eingebundensein der Worpsweder Barkenhoff-Leute in die Reihe der innerweltlichen Erlösungshoffnungen.

"War somit das Versprechen des Neuen Menschen, das ja den Weg Heinrich Vogelers mitbestimmt hat, der in der säkularen Erlösungsreligion als herstellbar, planbar, manchmal sogar züchtbar erschien, nicht ein gigantischer Irrweg? Ein Irrweg, gegründet auf einem anthropologischen Irrtum, der vergessen macht, dass das endliche und unvollkommene Wesen Mensch seine eigene

Vollendung nicht schaffen kann, ein Irrtum, der in biblischer Sprache "Sünde" heißt?" (KUENZLEN, a.a.O.)

Was bei ihm "Sünde" genannt wird, ist einfach nur Unverstand; gut: der verdient auch "Sünde" genannt zu werden. Der wichtigste Kommentar stammt von Heinrich Vogeler:

"auch nur ein Gärtner"

Eine Arbeit ohne dauerhaftes Produkt setzt unglaublich viel Gelassenheit voraus und das Vertrauen in die Erfahrung.

Zum Traum vom 'Neuen Menschen' in der Geschichte unseres Berufsstandes sei auf Gerda SCHNEIDER, "Die Liebe zur Macht"(1989), verwiesen.

Man kann die Ideologieggeschichte auch praktisch wenden. Gärtner und Bauern, Mütter und Lehrerinnen sind "doof", weil der Gegenstand ihrer Arbeit vergänglich oder nicht zu verkaufen ist, unbewußt oder bewußt keinen Mehrwert abwirft. Diesen Unterschied hat der Maler, Designer Vogeler gegenüber dem Gartenarchitekten Migge offenbar sehr viel aufmerksamer oder diskrepanter konstatiert. Nicht zufällig wird Migge nicht nur in Worpsswede in der Liste der Künstler nicht geführt.

Arbeitsschule - Siedlerschule

Vorausgegangen war Vogelers freiwillige Teilnahme am Krieg. Im Januar 1918 sendet er einen Brief "An den Kaiser/Protest des Unteroffiziers Vogeler gegen den Brest-Litowsker Gewaltfrieden" an seinen Major und an die oberste Heeresleitung und veröffentlicht ihn als Flugschrift.

Er rechnet mit einem Todesurteil, wird aber in das Reservelazarett (Abteilung für Geisteskranke in Bremen) eingeliefert, später unter Beobachtung nach Worpsswede entlassen.

Er hält politische Vorträge und wird Mitglied im Arbeiter- und Soldatenrat. Mit Freunden gründet er die "Gemeinschaft für sozialen Frieden" vor dem Hintergrund eines pazifistisch-utopischen Kommunismus. Auch der führende anarchistische Theoretiker Kropotkin beeinflusst Vogeler und seine sich von ihm trennende Frau Martha. Kropotkins Schrift "Die Eroberung des Brotes" illustriert Vogeler 1921. 1919 wird auf dem Barkenhoff der Aufbau einer landwirtschaftlichen Arbeitskommune begonnen. Vogeler veröffentlicht sein Programm zu Errichtung einer Arbeitsschule auf dem Barkenhoff und tritt in Kontakt zu jungen Reformpädagogen.

1920 leben in der Arbeitsschule 12 Erwachsene und 10 Kinder, darunter spätestens nach 1921 auch Waisenkinder. Wenn man den Berichten glauben darf, kamen im Jahr 10 000 Besucher auf dem Barkenhoff. Das ergibt ungerechnet 30 Menschen je Tag bzw. für fünf Monate Sommergartenjahr 70 Leute je Tag. Dies ist kaum vorstellbar und zwar nur unter dem Aspekt, dass der Gartenbau bei Vogeler (wohl im Gegensatz zu seinem Mitarbeiter Walter Hundt) ein pädagogisches Mittel ist. Die Therapie steht im Vordergrund. Die Ernte kommt ne-

benher hinzu. Für Migge war dagegen die Ernte der Maßstab der Arbeit. Und die Produktionsweise, Hilfsmittel und Arbeit waren für ihn Gegenstand gärtnerischer Neugier, deren Ergebnisse literarisch mitgeteilt – Jedermann Selbstversorger – und in seine freiraumplanerische Arbeit für die Siedlungsplanung aufgenommen wurde.

Es ist deshalb kein Wunder, dass Vogeler und Migge bei so entgegen gesetzten Absichten nach der ersten Annäherung eigene Wege gingen. Der eine gründete die Arbeitsschule, der andere die Siedlerschule. Trotz des anspruchsvollen theoretischen Konzepts der Arbeitsschule war Vogeler sich über die Widersprüche durchaus im Klaren:

"Die Arbeiter haben mir bewiesen, daß keine herrschende Klasse freiwillig ihre Macht abtritt. Jetzt habe ich gelernt, und die Bremer bewußten Arbeiter haben mir den Idealismus ausgeboxt und mich mit den Füßen wieder auf den Boden der Wirklichkeit gestellt. Nun sage mir nur noch, Fidi [Fidi Harjes, ein Mitarbeiter Vogelers, I.M.H], wozu sind wir hier auf dem Barkenhoff zusammen gekommen? Ich glaube, um uns selber zu gemeinsamer Arbeit zu erziehen und den Kindern ein Beispiel zu geben. Da kannst du ja zeigen, wie der Neue Mensch aussieht, wie er denkt und was er tut." (VOGELER in GÜNTHER, 1987/1992:123)

Dass auf dem Barkenhoff die Kinder der Arbeitsschule vorwiegend fleischlose Kost erhielten, die aber abwechslungsreich und gesund zubereitet war, war nicht im Vegetarismus als Weltanschauung begründet, sondern ökonomisch. Das Gemüse war in großer Vielfalt auf dem eigenen Grundstück vorhanden. Später (1923), als die Rote Hilfe 15-20 Berliner Mädchen und Jungen auf den Barkenhoff schickt, ist es schwer sie an die abwechslungsreiche Kost zu gewöhnen:

"Der Barkenhoff ist für sie eine Welt, die sie nicht begreifen. Manche vertragen die Speisen nicht. Viele sind wohl nur Heringe und Brot gewöhnt, das sie auch verlangen..... Manche sind nicht zu bewegen, Sonntags den Nachttisch – eingemachtes Obst – zu sich zu nehmen. Kuchen bekommt ihnen nicht. Aber sonst sind sie echte Berliner Kinder, munter und eroberungsfreudig, gutmütig und hilfsbereit.... (HUNDT,1981:178/178)

Gemeinde Worpswede.
 Zur Erinnerung der
Hungersnot in Wien
 ist von der Nationalversammlung einstimmig beschlossen worden durch
 Befreiung von **Recht des Deutschen in Wien zu helfen.**
 Im hiesigen Kreise wird zu diesem Zweck den Selbstversorgern
 für die Zeit vom 16. Jan. bis 15. Febr.
¹/₃ **Pfund pro Kopf abgezogen**
 und dieses haben die hiesigen Selbstversorger bei mir abzuliefern, da **dazu**
erst der Maßstabein ausgehändigt werden darf. Der Kreis-
 auslass bittet nicht ¹/₃ Pfund sondern **1 Pfund Korn** abzuliefern.
 Der Kassen wird gleich bei Ablieferung bezahlt. Ablieferung am
Montag, den 5. Januar und
Mittwoch, den 7. Januar 1920,
vormittags von 10 bis 12 Uhr.
 Worpswede, den 31. Dezember 1919
Lebensmittelkarten-Verteilungsstelle
 Monteen.

Abb.8: Worpswede hilft Wi

Wie auch schon vorher hatte im Februar 1918 der Landrat des Kreises Oster-

holz dazu aufgerufen, Kinder aus den Großstädten aufzunehmen: "Es handelt sich bei der Aufnahme von Kindern um ein vaterländisches Werk der Nächstenliebe.... " (Worpsweder Zeitung 21.2.1918)

(Erstaunlich, wie oft bei Rechten- wie dem Landrat - und Linken - wie Vogeler - das Wort "Liebe" gebraucht wird; dies ist wohl die Antriebskraft vieler ähnlicher "Bewegungen", jedenfalls verbal).

Im Oktober 1920 gründet der Gartenarchitekt Leberecht MIGGE (1881-1935) die "Intensive Siedlerschule" auf dem "Sonnenhof" in Worpswede, pachtet später den "Moorhof" in Moorende (18 Morgen), der aber 1921 abbrannt, hinzu.



Siedlerschule Worpswede

Die Stadtverwaltung braucht heute mehr denn je den ernährungstechnischen Berater. Stadtaufbau, Stadtversorgung, Abfallverwertung, alle Bauprogramme sind auf die Dauer nicht durchzuführen ohne Stadtlandkultur. Die soziale Frage, die für die Stadt praktisch immer mehr auf Erwerbslosenfürsorge, wir sagen Kleingartenfürsorge hinausläuft, ist nicht zu lösen ohne Stadtlandkultur. Wie oft ist hier der Mittler nötig, der täglich mit Siedlern, Kleingärtnern und Fachleuten vom Bau, von Landwirtschaft und Gartenbau im ganzen Reich und denen der Nachbarstaaten verkehrt, der Techniker, der allein alle diese Zusammenhänge beherrscht.

Für Siedler und Kleingärtner ist es Lebensfrage, hohe Erträge aus dem Garten zu holen, sei es, um das Haus zu verzinsen, oder die Versorgung zu entlasten, oder Einnahmen zu verschaffen. Hier gibt die Siedlerschule Beratung, Schulung, Vermittlung von Geräten und neuzeitlichen Garteneinrichtungen. Sie hält Kurse ab in Worpswede und bei genügender Beteiligung in jeder Stadt. Durch ihre weitverzweigten Beziehungen kann sie viele Fragen lösen, zu der selbst große Verbände und Genossenschaften oft nicht in der Lage sind.

Dem Architekten hilft sie den Bau zu finanzieren, Haus und Garten zu Form-, Wohn- und Wirtschaftseinheit zu bringen.

Dem Industriellen dient ihre Arbeit ebenso wie dem **Arbeiter**, weil sie sich frei hält von Politik und Klassenkampf. Sie will nur den Fortschritt fördern in der **Nahrungs- und Wohnwirtschaft**.

Abb.9: Siedlerschule Worpswede 1923

Vogeler und Migge versuchen zusammen zu arbeiten, es gibt aber Spannungen. Der Schriftsteller Friedrich WOLF, der 1921 auf dem Barkenhoff lebt, schreibt an seine spätere Frau: ".....der hiesige schwere Kampf mit Böden, Mensch und Umwelt verbraucht die Barkenhöffer sehr schnell; der Barkenhoff frißt Menschen...." Wolf beschreibt später die Worpsweder Zeit in seinem Drama "Kolonne Hund" (Chronik zu VOGELER 1989:523).

"Das Haus in der Tannenschonung...kaufte der Gartenarchitekt Leberecht Migge aus Hamburg.

Mit Migge war ich in Hamburg bei meinen Vorträgen zusammengetroffen. Er ging sehr fanatisch in den Diskussionen vor. Migge glaubte, eine Revolution sei nicht nötig, wenn man dem Menschen die Möglichkeit gäbe, sich selber um sein Haus herum eine eigene Ernährungsgrundlage aufbauen zu können. So müßten alle Menschen glücklich werden. Im übrigen war er ein Erzreaktionär, hatte aber großes landwirtschaftlich-technisches Wissen. Die chinesische Wirtschaftsmethode war sein Steckenpferd, die intensive Ausnutzung jeder Bodenfläche an Hand einer Düngewirtschaft, die auf der Auswertung aller Abfälle und ihrer fachlichen Kompostierung beruhte, Ausnutzung des Wassers, des Sonnenlichtes, Wert der Hackarbeit: Wir lernten viel von ihm, und er verstand es, die unbezahlte Arbeitskraft unserer Gemeinschaft gut bei dem Aufbau seiner intensiven Wirtschaft zwischen den Tannen auszubeuten. Hohe Sonnenwände wurden geflochten, mit Lehmputz überzogen, weiß gekalkt und bald umzogen sie das Grundstück. Was der Mann da auf seinem kleinen Grundstück schaffte, war allerdings beachtenswert: Es kamen viel Freunde zu ihm, dann stand Leberecht Migge auf seinem Komposthaufen und hielt fanatische Reden, die durch die Tatsachen, die dem Besucher ins Auge sprangen, eine überzeugende Kraft hatten. Was wir aus der Miggeschen Erfahrung lernten, brachte uns gute Ernten ein." (VOGELER, 1989:230)

Walter HUNDT (1897-1975), der als junger Mann nach einem landwirtschaftlichen Volontariat in Worpswede 1920/21 Mitarbeiter Vogelers auf dem Barkenhoff wurde:

" Migge hat die Chinesen für sich entdeckt. Mit hektischer Begeisterung studiert er deren Landwirtschaft, die ja eine Gärtnerwirtschaft ist. Auf kleinstem Fleck, unter sorgsamster Sammlung aller Dungstoffe, auch des Flußschlammes, steigerten sich in China die Ernteerträge, und diese Ernteergebnisse sind über Jahrhunderte die gleichen geblieben. Voller Eifer lesen wir ein soeben erschienenes Buch, das über die Dauerfruchtbarkeit der Chinesischen Ackerbaukultur berichtet und über das damit zusammenhängende Jahrtausende währende Beharren des chinesischen Volkes in seiner Kultur.....sie alle beschäftigen sich mit dieser Literatur über den fruchtbaren Boden. Leberecht Migge selbst erteilt Anweisungen. Moorerde wird herangeholt und mit Fäkalien vermischt. Alles soll getan werden, um eine gute Ernte sicherzustellen, ohne daß der teure Kunstdünger gekauft werden müßte." (HUNDT, 1981:83)

Muster Siedlung Sonnenhof der Siedler-Schule Dorpat

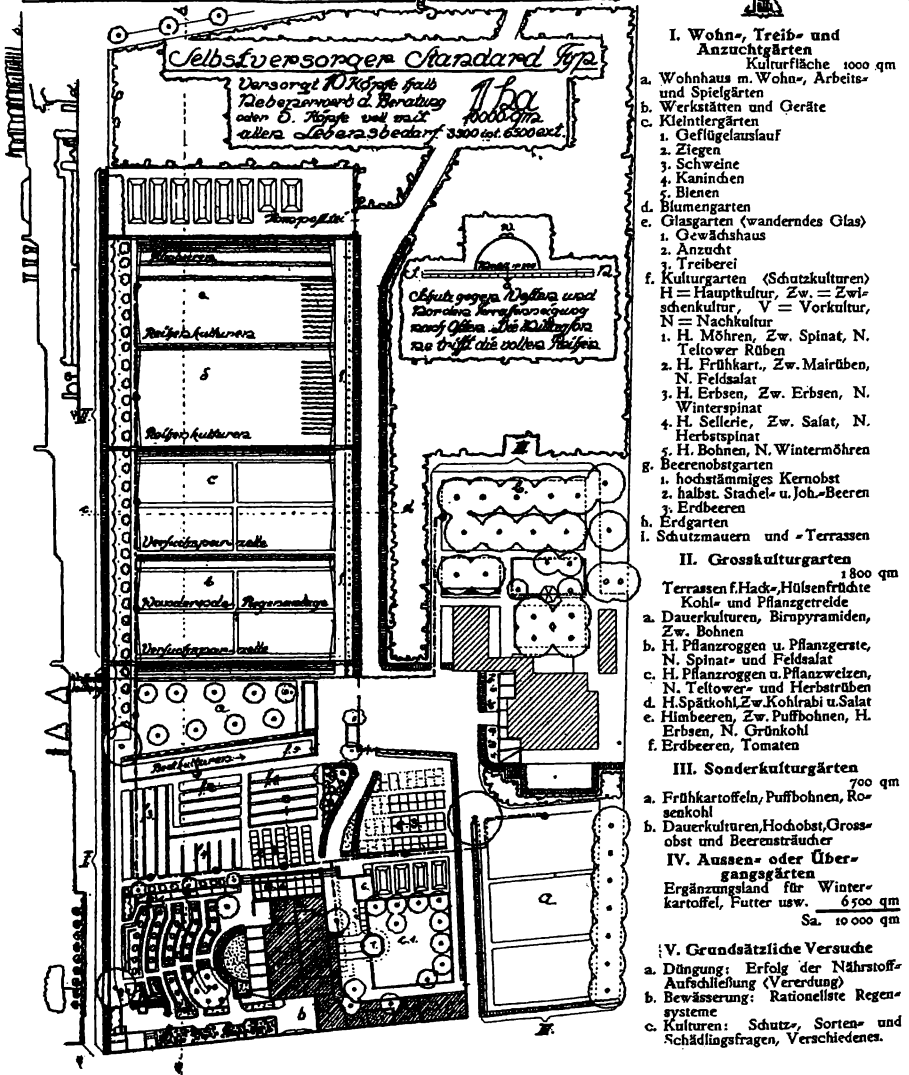


Abb.10: Muster-Siedlung Sonnenhof 1924

HUNDT weist in seinen Erinnerungen darauf hin, daß Vogeler Migges Dialektik nicht gewachsen war.

"Wenn Migge von 'Isolierfreiheit' redet, die jeder brauche, so meint er nicht die Freiheit des schöpferischen Menschen, sondern eine Abgrenzung von Du und Ich. Damit steht er im Gegensatz zur Arbeitsgemeinschaft [Barkenhoff], die sich bemüht, individuelle Fähigkeiten in schöpferischer Zusammenarbeit wirksam werden zu lassen." (HUNDT 1981:138)

Aber das schließt nicht aus, daß Hundt viel von Migge lernt. Auch er hat starkes Interesse am chinesischen Landbau. Erst später, auf dem eigenen Hof, begann er nach anthroposophischen Grundsätzen zu wirtschaften. Er berichtet von einem Besuch des bekannten, seit ca. 25 Jahren in China lebenden Sinologen Richard Wilhelm im Spätsommer 1921 auf dem Barkenhoff:

"Längere Zeit schon stand er [R.W.] mit Heinrich Vogeler in Verbindung.... So merkwürdig dies berühren mag, es war tatsächlich so, daß die Rufe Vogelers an die Menschheit im Osten leichter verstanden und richtiger erfüllt wurden als im eigenen Land.... Nachmittags mußte Heinrich Vogeler verreisen. So hatte ich Richard Wilhelm zur Verfügung zu stehen, ihm alles zu zeigen und auf seine Fragen zu antworten. Wir schritten durch den Garten und über Felder an der Markusheide: Überall in den Gestaltungen des Hofes entdeckte er Verwandtes zu dem, was er während seines fast 25-jährigen Aufenthaltes in China erlebt hatte. Sorgfalt und Liebe fand er hier, wie der Chinese sie an die intime Gestaltung seiner landwirtschaftlichen Umgebung wendet. Bei uns allerdings steht das Ökonomische im Vordergrund. Wir nutzen die Gartenbeete durch fortlaufende Bepflanzung, so daß eine andere Pflanze schon da ist, wenn die eine geerntet wird. So steht in den Tomatenreihen Salat als Unterpflanze, Beeresträucher reihen sich auf Feldstücken, wo zugleich Kohl, Runkeln, Bohnen, Möhren usw., wachsen.

Das ganze Land entzückte Richard Willhelm. Wir tauschten unsere Gedanken und Empfindungen aus, und er wies darauf hin, daß alles, was der Chinese tut, in der Weltanschauung verwurzelt sei..... " (HUNDT, 1981:142 ff)

MIGGE proklamierte seine Überzeugung literarisch versiert und sorgte auch für die Verbreitung der Texte und Schriften:

Die Freiheit des Gartenmaterials hat wenig oder nichts mit geistiger Freiheit zu tun. Vielmehr: die Verwendung der Pflanzen im Garten ist zumeist an einen Zweck gebunden, und wenn es der Zweck sei, aus Samen oder Steckling mit Hilfe von Erde, Wasser, Luft Pflanzen wachsen, Blumen blühen zu heißen: die Gartenkunst ist also, wie die Baukunst, eine angewandte Kunst (Hervorhebung L.M.) (...) gewonnen haben wir die elementare Vorstellung der Völker von der realen Begehrsamkeit einer Nutzpflanze und von der objektiven Schönheit eines nützlichen Gartens. In der Tat, in der ganzen langen Geschichte der berühmten Mutterländer unserer Gartenkunst,

im Orient, in Ägypten, ebenso wie in China und Japan, ist kaum eine Periode – es sei denn eine des Verfalls- erkennbar, die eine schöngeistige Unterscheidung zwischen Wirtschafts- und Zierpflanzen, zwischen Lust- und Nutzgärten vornimmt.

Daß diese Differenzierung ein spezifisch europäisches und auch hier erst spätes Ergebnis war, geht schon daraus hervor, daß ein großer Teil gerade unserer heutigen "Zierpflanzen" von echten Wirtschaftspflanzen abstammen..... Ich aber weigere mich, die in Duft, Form und Farbe herrliche Schwarzwurzel etwa minder zu schätzen, nur weil degenerierte Generationen beliebten, das Essen zu deklassieren. Wie Wurzel und Blüte, so ist Körper und Geist Einheit.

...im kosmischen Sinne ist jede Blume "nützlich". Alle Pflanzen sind und bleiben gleichermaßen sowohl zweckvoll als schön: Es gibt keine "unschönen" Pflanzen. Folglich gibt es auch keine Nutzgärten im rhythmischen Gegensatz zu "Ziergärten". Diese Gliederung ist lediglich funktionell und auch nur so selten zu begründen. Niemand wird auch den rationellsten Gemüsegarten direkt "häßlich" finden, er wird ihn vielleicht "nüchtern", richtiger "sachlich" nennen, er hat ihn damit schön genannt. Die Unterscheidung von Nutz- und Lustgärten mit dinglich getrennten Inhalten ist eine rein subjektive und zeitgebundene, sie hat mit Kunst oder Wirtschaft nichts zu tun, sie ist Ergebnis der wechselnden sozialen oder ästhetischen Grundeinstellung der jeweiligen Gartenmenschen.

(MIGGE, 1925:68-69)

MIGGE verweist in der Folge explizit auf das damals viel gelesene und diskutierte, aber erst 1984 in deutscher Übersetzung erschienene Buch "4000 Jahre Landbau in China, Korea und Japan", das der amerikanischen Landbauwissenschaftler F.H. KING bei seinem Tod unvollendet hinterließ (erschienen 1911, Farmers of forty Centuries).

In der Gilde des Bundes Deutscher Landschaftsarchitekten, aus dem Migge ebenso wie aus dem Werkbund austrat, galt er als Außenseiter. Den Gartenkünstlern war und ist die Aufmerksamkeit für den Gartenbau, die Ernte und den praktischen Nutzen immer suspekt.

Das Gedächtnis eines Ortes

Das alles passierte vor mehr als 80 Jahren nur 4 km von meinem Elternhaus entfernt. Als ich Walter Hundt im Frühjahr 1963 als Studentin der Landespflege in Hannover kennenlernte (ich saß während einer Exkursion neben ihm) war er für mich ein "alter Herr" von 66 Jahren, also in meinem jetzigen Alter. Von ihm wußte ich nur, dass ein Sohn in Hannover Landschaftspflege studiert hatte und den Ruf des hoffnungsvollen Nachwuchsplaners vor sich her trug. K. Buchwald

(Professor für Landschaftspflege/TU Hannover) entwarf mit irgendwelchen Leuten großartige Projekte für Worpsswede. Aber die Berufsgeschichte, die in Worpsswede vergangen und vergessen war, gehörte nicht zu den Anlässen für die Worpsswedebesuche. Und dass der Lehrstuhl für Grünplanung auf die 20er Jahre und die Überlegungen der Siedlerbewegung und der Selbstversorger-siedlungen gesehen hätte, war völlig abwegig.

Ich kannte von den Geschichten Worpsswedens nichts außer wilden Anekdoten über die Zwanziger Jahre. Und ich hatte bei Kätha Kühl, die Nachbarin von Max Karl Schwarz war, dessen berühmte Demeter-Radieschen gegessen und natürlich über die Mauer in die Gärtnerei geguckt und die großen Komposthaufen gesehen. Wir waren jung und fühlten uns wie die jungen Leute in Peter Zadeks einige Jahre später gedrehtem Film "Ich bin ein Elefant, Madame" Wir fuhren Torfkahn, nachts mit lauter Musik, machten Radtouren und botanisierten. Ich habe immer noch den Seufzer von Markus Kühl, dem Sohn von Kätha und Fritz Kühl (ehemaliger Mitarbeiter von M.K. Schwarz) im Ohr: "Das müssen wir alles noch lernen", wenn er all die Gräser zu unseren Füßen sah und an sein Studium bei Hermann Mattern in Berlin dachte.

Wir studierten nicht Gartenarchitektur, sondern Grünplanung und Landschaftsplanung. Mattern war auch in Worpsswede gewesen – in den zwanziger Jahren

bei Leberecht Migge. (GRÖNING/WOLSCHKE-BULMAHN, 1997) Nach Aussagen von M. Kühl (2004, mündlich) hatte Mattern in jener Zeit auch zur Familie Marcus Kontakt, der die Grundstücke neben dem Barkenhoff und dem Sonnenhof gehörten (die Marcusheide trägt immer noch den Namen der Bremer Familie).

Erste Erinnerung

daran, daß ich unser Land am Beyer-bera abschließen muß, wenn das Ab-sägen großer Bäume und Äste nicht aufhört. Bitte Alle, die sich an dem schönen Land freuen, mir zu helfen, es zu schützen.

Marie Marcus, Ostendorf.

Weil ich vertraue, daß die Bevölkerung das Land schützt, öffne ich den Weg hinter Wenke's Garten wieder.

Fran Marie Markus.

Abb.11: Zeitungsaufrufe von Marie Marcus an die Worpssweder zum pfleglichen Umgang mit ihrem Grundstück 1918 und 1921

Was wußte ich von den Auseinandersetzungen zwischen Leberecht Migge und Max Karl Schwarz?! Was wußte ich davon, daß hinter jedem dieser alten Berufskollegen eine "Bewegung" stand, die sich als sozial verstand. War es da ein Wunder, daß es mir nicht bekannt war, daß Max Karl Schwarz "künstdün-gerfreies Gemüse an Rudolf Hess (1894-1987)", Stellvertreter Hitlers, geliefert hatte? (ERLAY, 2004:400) Das wurde dann ca. 1990 in Worpsswede ironisch so kommentiert: Hess wäre im Gefängnis nie so alt geworden, wenn er nicht früher das gute Worpssweder Gemüse gegessen hätte (Hans HUBERT., mündl.). "Hess, der schätzte ja Dynamisch-Biologisches " (ERLAY, 2004:400). Max Karl

Schwarz (1895-1963) bewirtschaftete kurze Zeit auch den Barkenhoff (1933). Wie viele Menschen damals, glaubten wohl auch einige Worpsweder: "Wer keine Tiere ißt, tötet auch keine Menschen." (HARJES in HUNDT, 1981:99) Sie ließen sich gründlich vom Vegetarier Hitler täuschen oder akzeptierten ihn auch.



Gartenbau- und Siedlerschule Worpswede, e.V.

Leiter: staatl. dipl. Gartenbauinspektor M. K. Schwarz

Halbjahrs-Lehrgänge

zur Ausbildung in der biologisch-dynamischen Wirtschaftsweise

Lage der Schule

Die Gartenbau- und Siedlerschule gehört mit ihrem Gelände zu den beiden Gemeinden Ostendorf und Worpswede (25 km nordöstlich Bremen).

Worpswede ist von Bremen zu erreichen durch die Reichsbahn bis Osterholz-Scharmbeck, ab dort mit der Kleinbahn weiter nach Worpswede; dann aber auch durch die Kleinbahn Bremen-Tarmstedt, ab Parkbahnhof-Bremen bis Worphausen, von da ab mit dem Omnibus nach Worpswede.

Worpswede ist bekannt als Künstlerkolonie. Es liegt am Fuße des Weyerberges inmitten des Teufelsmoores. Die Gegend ist landschaftlich von eigentümlicher, abwechslungsreicher Schönheit und voll von Sonderheiten einer dieser Landschaft entsprechenden Tier- und Pflanzenwelt.

Aufgabe der Schule

Die Schule bildet in jährlich zwei Lehrgängen gelernte Bauern, Gärtner, Landwirte und Siedler in den Grundlagen der biologisch-dynamischen Wirtschaftsweise aus.

Abb.12: Gartenbau- und Siedlerschule Worpswede (M.K. Schwarz) auf dem Barkenhoff 1933

Max Karl Schwarz habe ich als Jugendliche oft gesehen, da er oft den gleichen Bus von Worpswede nach Bremen benutzte, wie ich als Schülerin und Lehrling. Seine "Elite"-Gärtnerei war kein Thema im Moor. Das exquisite biologisch dynamisch erzeugte Gemüse wurde für eine Kundschaft hergestellt, die exquisite Preise zahlen konnte und wollte.

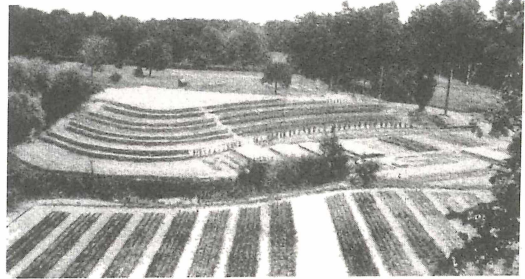


Abb.13: Biologisch-dynamische Garten-"Anlage" auf dem Barkenhoff (M.K. Schwarz) 1933

Weder Migges Sonnenhof noch Vogelers Barkenhoff verfügten über eine Botschaft an die Nachbarschaft, der sie exalziert erschienen. Der Gartenbau, die Haus-Gemüse-Gärtnerei hätte ja auch länger bewahrt werden können, interessierte die Grünplaner eben nicht, war nicht fein genug. Die Vertreter der Profession sind auch nach dem 2. Weltkrieg noch anwesend.

Gärten und 'soziale Bewegungen'

Die 'Gartenstadtbewegung' oder die (Wiener) 'Siedlerbewegung' sind politische Institutionen, die aus der Kritik an materiellen Verhältnissen konkrete Forderungen formulieren. Im engeren Sinne sind 'soziale Bewegungen' identisch mit Bürgerinitiativen, die in neuen Zeiten von der Verwaltung und legitimierenden Institutionen ('demokratisch' gewählte Parteien und Regierungen, mit z.T. erfundenen Sachzwängen) ihre Rechte einfordern. Die Gartenstadtbewegung ist weitgehend eine paternalistische Angelegenheit geblieben, vgl. den Werkwohnungsbau / Krupp-Siedlungen - z.B. Margarethenhöhe. Die Siedlerbewegung ist von der Verwaltung, den sozialdemokratischen Parteien und den Regierungen zusammen mit Architekten übernommen worden. Die Parzelle mit Haus und Hof und 'Garten' wird verwandelt in die Geschoßwohnung mit 'großzügiger Grünfläche'. (vgl. HÜLBUSCH, 1981) Heinrich Vogeler gründete mit sozialpolitischen Absichten eine Einrichtung, zu der neben der Sicherheit und Betreuung die (Selbst-) Versorgung mit pflanzlichen Nahrungsmitteln durch eine Instituts- oder Anstaltsgärtnerei gehörte. Geführt wurde diese Gärtnerei von gelernten Gärtnern und Landwirten. W. HUNDT (1981) berichtet ausführlich von dem praktischen ökonomischen Auftrag/Beitrag und der pädagogischen Aufgabe vom Barkenhoff. Ein Beweis für die Institutsgärtnerei ist die Tatsache, dass M.K. Schwarz die Vorarbeiten und Einrichtungen der Gärtnerei des Barkenhoffs ohne große Umstände in eine kommerzielle Handelsgärtnerei verwandeln und übernehmen konnte.

Migge folgt mit dem Sonnenhof einer berufsspezifischen Neugier zur Verbreitung gartentechnischer Mittel und gärtnerischen Wissens, wie seine Schriften (Siedlungswirtschaft, Jedermann Selbstversorger, Binnenkolonisation)

ausweisen. Er befördert alle Überlegungen zum (Reihen-) Hausbau mit Selbstversorger-Garten bei durchaus sorgsamer Grundstücksausstattung.

Er ist begeistert vom intensiven Selbstversorger-Gartenbau und richtet zum Nachweis der Zuverlässigkeit und des Ertrages den Sonnenhof als Versuchsbetrieb ein, den er, wie seine Tochter Rose LENZNER-MIGGE (1980/1991) zeichnet und berichtet, mit Akribie auch gartenarchitektonisch herausputzt. Wie Vogeler war auch Migge nicht der Hausgemüse-gärtner: er ließ arbeiten. In der zweiten Hälfte der 20er Jahre bezeichnete er sich eh als "Wochenendsiedler", da er häufig in seinem Büro in Berlin war. Migge war sehr an der Übertragbarkeit in die Siedlungsplanungen, an denen er als Freiraumplaner beteiligt war, interessiert. Migge ist, so würde er wohl selbst sagen, ein 'Berufsmensch', der die Forderungen nach Haus und Selbstversorgerparzelle aus der 'sozialen Bewegung' uneingeschränkt fördert. Aber er denkt darüber handwerklich nach.

"Wer von... Initiativen etwa tatsächlich als Berater ernst genommen werden will, muß außer gutem Willen und persönlicher Integrität vor allem sein 'Handwerkszeug' mitbringen, neben Solidarität auch Solidität durch handfeste Kenntnisse von hohem Gebrauchswert "(DURTH, 1977:222)

Was in Worpswede an Gärten, und das heißt Gemüsegärten, Bestand hat, ist Ausdruck der 'sozialen' Bewegungen: Vogeler wirkte sozialpolitisch unmittelbar, Migge lieferte das erforderliche 'Handwerkszeug'. In keiner Künstlerkolonie ist der Gemüsegarten (Erntegarten) so vehement und widersprüchlich verhandelt worden, weil den Künstlern und Gartenarchitekten, vor allem den letzteren, früher wie heute diese profane Angelegenheit nicht fein genug ist. Deshalb bleiben die profanen Gärten 'in Worpswede und umzu', und anderswo davon unberührt. Dass die Geschichten mühsam gesammelt wer-

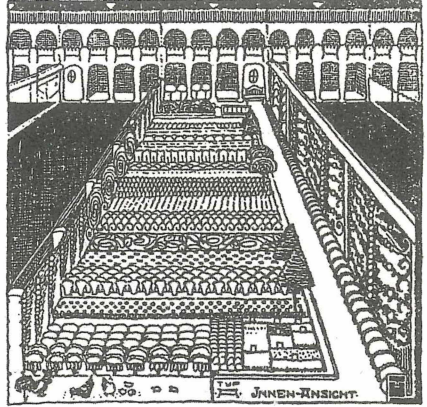


Abb.14: Innenansicht eines Reihenhausgartens (Leberecht Migge) ca. 1925



Abb.15: "Moler un Bur mokit in Natur": Not geldschein 1921. Entwurf Walter Müller (späterer Schwiegersohn Heinrich Vogelers)

den müssen, hat zwei Ursachen, die unabhängig voneinander sind. Sonnenhof und Barkenhoff, Siedlerschule und Arbeitsschule wollten nicht vom Ort lernen oder vor Ort weiterreichen, ein Gespräch führen und waren dabei in der Fremdheit beheimatet wie die Künstler gegenüber den 'Eingeborenen'.

Danksagung

Der vorliegende Text entspricht nur in wenigen Punkten meinem Referat in Wien am 19.11.2003: "Gärten in Worpsswede. Gärten und soziale Bewegungen" Die Änderung der Schwerpunkte ergab sich vor allem aus der Schwierigkeit, für die von mir gezeigten Abbildungen aus Worpsswede das Copyright zu beschaffen – es wäre ein zu großer Aufwand gewesen, der außerdem die Druckkosten immens erhöht hätte. So ist jetzt das "Gegenüber" etwas genauer dargestellt worden im Gegensatz zum "Miteinander" meines Referats.

Mein ganz besonderer Dank gilt meinem Mann und Kollegen Karl Heinrich Hülbusch für Diskussionen, Anregungen und Ergänzungen. Heike Schneider, die wie ich Mitglied in unserem Bremer Planerinnen-Stammtisch ist, lebt seit 10 Jahren in Worpsswede und brachte mich während ihrer Verarbeitung meines Textes durch geschicktes Fragen dazu, einige Punkte genauer zu durchdenken, die wir dann gemeinsam neu formulierten. Herzlichen Dank!

Horst Wöbbeking, Worpsswede, sowie dem Focke Museum in Bremen danke ich für die Genehmigung zum Abdruck der Fotos von Hans Saebens und Peter Elze dafür, dass er mir gestattet hat, aus den Büchern seines Worpssweder Verlages Texte und Abbildungen zu verwenden.

Literaturverzeichnis

- ALBRECHT, Heike, 1988. Worpsswede. Künstler verändern ein Dorf. Untersuchungen zur baulichen Entwicklung Worpsswedens zwischen 1889 und 1929. Dipl. Arbeit Uni Hannover, Mskr.-Druck
- BARKENHOFF – STIFTUNG (Hg.), 1989: Worpsswede intern. Drucksachen aus hundert Jahren, zusammengestellt von Peter Elze. Worpssweder Verlag Lilienthal
- BELLIN, Florian u. K.H. HÜLBUSCH (Red), 2001: Der Gartenbau in vier Abteilungen. Notizbuch 57 Kasseler Schule. Kassel
- BERNHARDT, Rüdiger, 2001: Literatur in Künstlerkolonien. Von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. In Germanisches Nationalmuseum, 2001: 195-219, Nürnberg
- BLOCH, Ernst, (1932)1965: Herbst, Sumpf, Heide und Sezession. In: Verfremdungen II. Geographica:67-77. Frankfurt am Main
- BÖSE-VETTER, H. u. HÜLBUSCH, I.M. (Red)), 1991: Worpsswede und umzu. Haus und Hof – Land und Leute. Notizbuch 25 der Kasseler Schule, Kassel
- BÖSE-VETTER, Helmut, 1991: Hof und Haus. Zum Beispiel Worpsswede. In: Notizbuch 25 der Kasseler Schule: 109-152. Kassel
- BUSCH, Bertha, Oktober 2000: Buchweizenrezepte. Handschrift. Rautendorf/Grasberg

- DEUTSCHE GARTENSTADTGESELLSCHAFT (Hg.), 1910: Aus englischen Gartenstädten. Beobachtungen und Ergebnisse einer sozialen Studienreise. Buchschmuck von H. Vogeler – Worpswede. Berlin
- DURTH, Werner, 1977: Die Inszenierung der Alltagswelt - Zur Kritik der Stadtgestaltung. Bauwelt Fundamente 47. Braunschweig
- EMIGHOLZ, Björn, o.J. (1990?): Das Teufelsmoor bei Bremen. Mythos und Wirklichkeit. Lilienthal
- ERLAY, David, 2004: Von Gold zu Rot. Heinrich Vogelers Weg in eine andere Welt. Bremen
- FACHBEREICH STADT- u. LANDSCHAFTSPLANUNG, Gesamthochschule Kassel, 1981: Leberecht Migge 1881-1935. Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Worpsweder Verlag Lilienthal
- GERMANISCHES NATIONALMUSEUM, 2001: Künstlerkolonien in Europa. Im Zeichen der Ebene und des Himmels. Nürnberg
- GOETHE, J.W., 1827/1958: West-östlicher Divan. München
- GRÖNING, Gert und WOLSCHKE-BULMAHN, Joachim; 1997: Grüne Biographien. Biographisches Handbuch zur Landschaftsarchitektur des 29. Jahrhunderts in Deutschland. Berlin, Hannover
- GÜNTHER, Karl-Heinz, 1987 (1992): Ziele und Grenzen einer "Erziehung zum Neuen Menschen". Zur Rezeption der Reformpädagogik in der Pädagogik der DDR. In: MEYER-STIENS, E. 1992: Träume, Wege, Irrwege. Lilienthal: 116-124
- HEIMEN, H. u. RIEHM, P., 1987: Der Streuobstbau – Mit Beispielen aus Nordhessen. Wirtschaftsgeschichte und handwerkliches Wissen sowie die Absichten des neueren Naturschutzes. Arb.- Bericht Fachbereich 13 GhK, Heft 71, Kassel
- HIELSCHER, Kej u. HÜCKING, Renate, 2004: Pflanzenjäger. In fernen Welten auf der Suche nach dem Paradies. München, Zürich
- HOSENFELD-KRUMMACHER, Gertrud, 1987: Damals in Worpswede. Jugenderinnerungen. Fischerhude
- HUBERT, Hans, 1989: Worpswede. Das Bauerndorf wird Künstlerdorf. Worpsweder Verlag Lilienthal
- HÜLBUSCH, Inge Meta, 1978: "Jedermann Selbstversorger" – das koloniale Grün Leberecht Migges. In: Burckhardt, L. (Hg). Der Werkbund in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Form ohne Ornament. Stuttgart: 66-71
- HÜLBUSCH, Inge Meta, 1981: Lakaienarchitektur oder: Gedanken beim Versuch eine Stadt zu lieben. In Deutsche Bauzeitung: 20-21. HG Stuttgart und: Notizbuch 47 Kasseler Schule 1997, Kassel
- HÜLBUSCH, Inge Meta, 1991/1998: Gärten in Worpswede von der Jahrhundertwende bis heute. In: BÖSE-VETTER/HÜLBUSCH: 7-26. Kassel
- HUNDT, Walter, 1981: Bei Heinrich Vogeler in Worpswede. Erinnerungen. Mit einem Nachwort von Bernd Stenzig. Worpsweder Verlag Lilienthal
- KING, F.H., o.J.: 4000 Jahre Landbau in China, Korea und Japan. München
- KOHL, J.G., 1976: Nordwestdeutsche Skizzen. Fahrten zu Wasser und zu Lande in den unteren Gegenden der Weser, Elbe und Ems. Faksimile-Ausgabe, Bremen
- KUENZLEN, Gottfried, 1984 (1992): Revolution und neuer Mensch. In: Meyer-Stiens, E. 1992: Träume, Wege, Irrwege. Nachdenken über Heinrich Vogeler. Schriften der Barkenhoff-Stiftung. Worpsweder Verlag Lilienthal: 28-40
- KÜSTER, Bernd, 1989 (1992): Zum Frühwerk Heinrich Vogelers. In: Meyer-Stiens, E. 1992: Träume, Wege, Irrwege. Nachdenken über Heinrich Vogeler. Schriften der Barkenhoff-Stiftung. Worpsweder Verlag Lilienthal: 59-70
- KÜSTER, Bernd, 2001: "...diese irdischen Paradiese" Deutsche Künstler-Kolonien im 19. Jahrhundert. In: German. Nationalmuseum 2001: 103-122. Nürnberg
- KULP, Hans-Gerhard, 1995: Der Weyerberg und das Teufelsmoor – ein landschaftsökologischer Führer. Lilienthal
- LENZNER-MIGGE, Rose, 1991: Väterchens Sonnenhof. In: BÖSE-VETTER/HÜLBUSCH, 1991: 35-74. Kassel

- LILIENTHAL, Karl, 1982: Jürgen Christian Findorffs Erbe. Ein Beitrag zur Darstellung der kolonialisatorischen und kulturellen Entwicklung der Moore des alten Herzogtums Bremen. Nachdruck. Lilienthal
- MACKENSEN, Fritz, 1947 (1989): Worpswede und das Teufelsmoor. In: Stelljes, H, (Hg) 1989. Worpsweder Almanach, Bremen: 56-61
- MALRAUX, Andre, 1957: Psychologie der Kunst. Das imaginäre Museum. rde 39. Hamburg
- MALRAUX, Andre, 1961: Psychologie der Kunst. Die künstlerische Gestaltung. rde 60. Hamburg
- MEYER-STIENS, Ernstheinrich, 1992: Träume, Wege, Irrwege. Nachdenken über Heinrich Vogeler. Schriften der Barkenhoff-Stiftung. Worpsweder Verlag Lilienthal
- MIGGE, Leberecht, 1919: Jedermann Selbstversorger. Eine Lösung der Siedlungsfrage durch neuen Gartenbau. Jena
- MIGGE, Leberecht, 1925: Gartentechnik und Gartenkunst. In: Gartenschönheit 4/1925:68-69
- RABENSTEIN, Peter, 1982: Jan von Moor. Fischerhude
- RILKE, Rainer Maria, o.J.: Worpswede. Monographien einer Landschaft und ihrer Maler. Kleine Bertelsmann-Bibliothek Bd. 28 o.O.
- SAEBENS, Hans u. GOTHE, Otto, 1982: Bactorf. Bilder und Geschichten aus dem alten Teufelsmoor mit einem Essay von Fritz Kempe. Worpsweder Verlag Lilienthal.
- SAEBENS, Hans, 1989: Photographien 1930-1969. Worpsweder Verlag Lilienthal
- SCHNEIDER, Gerda, 1989: Die Liebe zur Macht. NB 15 Kasseler Schule. Kassel
- SCHRIEFER, Heinrich, 1907/1999: Worpsweder Bilder aus dem alten und neuen Teufelsmoor. Lilienthal
- SPECKMANN, Dietrich, 1933: Menschen in Moor und Heide. Berlin
- STELLJES, Helmut (Hg.), 1989: Worpsweder Almanach. Dichtung, Erzählung, Dokumente. Bremen
- VEBLEN, Thorstein, 1989: Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen. Frankfurt am Main.
- VOGELER, Heinrich, 1989: Werden. Erinnerungen. Mit Lebenszeugnissen aus den Jahren 1923 – 1942. Berlin
- WILHELM, Richard (Hg.) 1923 (2001): I. Ging, Text und Materialien aus dem Chinesischen übersetzt von R. Wilhelm. Kreuzlingen/München
- WÖBBEKING, Horst (Hg.), 1990: Hans Saebens – Licht im Moor, Johannes Schenk – Erinnerung. Fischerhude
- ZOLA, Emile, 1886: Was ich nicht leiden mag. Leipzig. (Ins Deutsche übertragen von Paul Heichen.)

Abbildungen

- (Abb. 1) **Giftweizen-Warnung**
Anzeigen in der Worpsweder Zeitung v. 18.5.1920
aus: Barkenhoff-Stiftung (Hg.) Worpswede intern, 1989: 114. Worpsweder Verlag
- (Abb. 2) **Hans Saebens (Worpswede), Torfkähne auf der Hamme**
aus: H. Wöbbeking (Hg.) – Licht im Moor, 1990:53
- (Abb. 3) **Julius Frank (Lilienthal), Mahlzeit im Moor**
aus: D. Speckmann, Menschen in Moor und Heide, 1933:209
(Urheberrechte nicht feststellbar)
- (Abb. 4) **Hans Saebens (Worpswede), Treideln und Staken eines Torfkahns, 1932**
aus: Hans Saebens, Photographien 1930-1969:38
- (Abb. 5) **Hans Saebens (Worpswede), Bactorfschneiden**
aus: H. Wöbbeking (Hg.) – Licht im Moor, 1990:41
- (Abb. 6) **Buchweizenmehl**
Anzeige im Worpsweder Wochenblatt v. 10.3.1938
aus: Barkenhoff-Stiftung (Hg.) Worpswede intern, 1989:216

- (Abb. 7) **Hans Saebens (Worpswede), Bäuerin mit Schiebkarre, 1934**
aus: Hans Saebens, Photographien 1930-1969:24
- (Abb. 8) **Worpswede hilft Wien**
Anzeige in der Worpsweder Zeitung v. 3.1.1920
aus: Barkenhoff-Stiftung (Hg.) Worpswede intern, 1989:111
- (Abb. 9) **Siedlerschule Worpswede**
Anzeige in der Siedlungswirtschaft 1923
aus: Fachbereich SL 1981:17, Worpsweder Verlag
- (Abb. 10) **Muster-Siedlung Sonnenhof 1924**
aus: Fachbereich SL 1981:24, Worpsweder Verlag
- (Abb. 11) **Zeitungsaufrufe von Marie Marcus an die Worpsweder zum pfleglichen Umgang mit ihrem Grundstück 1918 u. 1921**
aus: Barkenhoff-Stiftung (Hg.) Worpswede intern, 1989:82,83,128
- (Abb. 12) **Gartenbau- und Siedlerschule (M.K. Schwarz) auf dem Barkenhoff 1933**
(Prospekt)
aus: Barkenhoff-Stiftung (Hg.) Worpswede intern, 1989:192
- (Abb. 13) **M.K. Schwarz, Biologisch-dynamische Gartenanlage auf dem Barkenhoff**
aus: Gartenschönheit 1933
- (Abb. 14) **Innenansicht eines Reihenhausgartens (L. Migge) ca.1925**
aus: Fachbereich SL 1981:76, Worpsweder Verlag
- (Abb. 15) **"Moler un Bur mokit in Natur" (Maler und Bauer "machen in Natur")
Notgeldschein 1921 (Entwurf: Walter Müller, späterer Schwiegersohn H. Vogelers)**
aus: Barkenhoff-Stiftung (Hg.) Worpswede intern, 1989:123



Adolphsdorf 26. November 2015

Gärten in Grebenstein – historisch und aktuell

Inge Meta Hülbusch

Vortrag im Rahmen des Volkshochschulkurses „Der erfreuliche Nutzgarten“ am 17.11.1989,
Kulturwerkstatt Kassel

Um 1266 erbaute Graf Ludolph von Dassel die erste Burg Grebenstein auf einem Basaltkegel im Essetal zum Schutz seiner Güter.³⁰ Wie das Leben auf solch einer Burg aussah beschreibt Ulrich von Hutten 1518:

„Ob die Burg auf einem Berg oder in einer Ebene liegt, immer ist sie nicht zur Beaglichkeit, sondern zur Befestigung erbaut (...) immer eng, mit Vieh und Pferde-
ställen zusammengedrängt, da sind nahebei dunkle Kammern mit Kanonen, mit
Pech und Schwefel, und was sonst noch zur Kriegsausrüstung gehört, vollgefüllt.
Überall riecht man den Gestank des Schießpulvers, dann die Hunde und ihren
Unrath- auch ein schöner Duft, wie ich meine. Es kommen und gehen Reiter, unter
ihnen Räuber, Diebe und Wegelagerer, denn gewöhnlich stehen unsere Häuser of-
fen...“ (Hennebo, D. 1962, S.64)

So sieht das Leben des niederen Adels, wie hier von der Burg Steckelberg bei
Fulda geschildert, sicher auch hier an Burg Grebenstein aus:

„Härten und Mängel, Enge, Dunkelheit und Kälte in den Wintermonaten, Langeweile
und erzwungene Untätigkeit (...) Noch stand die Naturalwirtschaft im Vorder-
runde und wenn der Ritter auch weitgehend eine Art „Rentnerdasein“ führte, das
sich auf die bloße Verwaltung seines Lehens beschränkte, seine Einkünfte flossen
aus der Landwirtschaft (...)“ (Hennebo, D. 1962, S.64)

Die Ausstattung und die Größe der Gärten dürften wesentlich von ihrer Lage
bestimmt worden sein. Innerhalb der Höhenburgen, wie auch Grebenstein, war
der Raum begrenzt, und die Gärten, sofern überhaupt solche existierten, waren
wohl meist klein. Sie dürften dort angelegt worden sein, wo sich ein freier Win-
kel anbot.

Eine Gesetzmäßigkeit der Zuordnung ist nicht festzustellen. Die bekannte Gar-
tenhistorikerin Marie Luise Gothein schreibt:

„Unter den Fenstern der Frauenwohnung legte man den Garten an, damit er der
Schloßfrau im Auge bliebe“ und „ebenso häufig liegt der Garten auch neben dem
Pallas.“ (Hennebo, D. 1962, S.121) Auch nennt sie die Lage neben dem Bergfried.
Der Garten der Wartburg z.B. befindet sich zwischen Torhaus und Marstall an der
Burgmauer. Der Garten einer Höhenburg war fest umhegt, er brauchte keinen
Ausblick zu gewähren. Der Garten, falls vorhanden, dürfte ein Wurzgarten ge-
wesen sein, ein Heilkräuter-, Gewürz- und Blumengarten, also ein überwiegender
Nutzgarten, in dem Pflanzen für die Küche, aber auch solche zur Bereitung von
Salben, Kräutermischungen und anderen Heilmitteln gezogen wurden. Die Frauen
mußten in dieser kampf- und turnierfreudigen Zeit genügend von der Heilkunst
verstehen, um den Verletzten Hilfe leisten zu können. Deshalb war der Wurzgarten

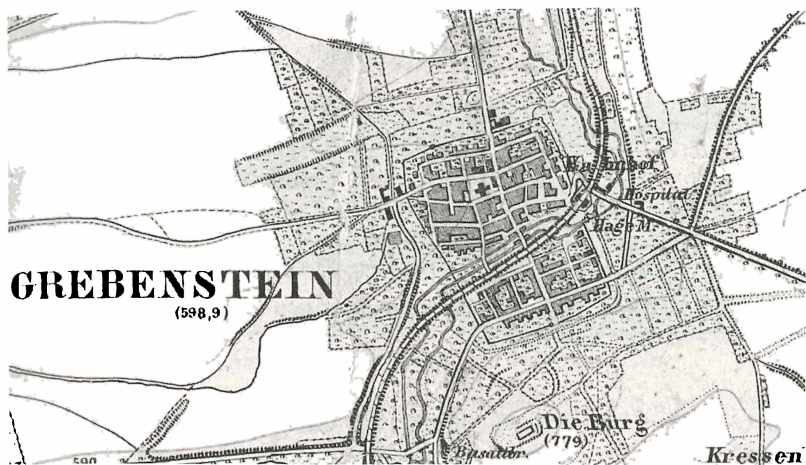
³⁰ Burmeister, H. 1988, S. 6

ihrer Obhut unterstellt, wozu ihnen manchmal Hilfskräfte gestellt wurden. (vergl. Hennebo, D. 1962, S.86)

Auch wenn die Burg Grebenstein schon 1297 an den Landgrafen verkauft worden war, änderte sich nichts daran, daß für Nebengebäude kein Platz war und ein Brunnen fehlte. (Vesper, W. 1974, S.7) Sie war bis 1540 bewohnt (Burmeister, H. 1988, S.17) Wegen dieser schlechten Bedingungen wird vom Landgrafen eine „bürgerliche Großburg“, die jetzige Stadt Grebenstein, baulich und militärisch sorgfältig geplant, der Bau von Mauern, Türmen und Toren in einem Zeitraum von ein bis zwei Jahrzehnten durchgeführt, 1311 hat der Stadtausbau einen gewissen Abschluß erreicht, zum mindesten, was den Mauerring, die Türme und Tore der Oberstadt betrifft. 1324 wird das Stadtrecht für die Altstadt erstmals erwähnt, und damit das Marktrecht. Die Bürger dürfen Mergel suchen und diesen zu ihrem Nutzen (als Dünger?) gebrauchen. (Burmeister S. 8) 1356 erhält die Neustadt von Grebenstein eine 12 jährige Abgabefreiheit. Das Geld soll für Mauern, Wälle und Türme verwandt werden. Neustadt und Altstadt sind zwei selbstständige Gemeinden mit eigener Kirche und eigener Verwaltung.



Aus: Tölle, 1984: Grebenstein Karte 1935



Ausschnitt: Kurfürstenthum Hessen: Niveau Karte, Kassel 1840-1861 9: Hofgeismar 1 : 25000

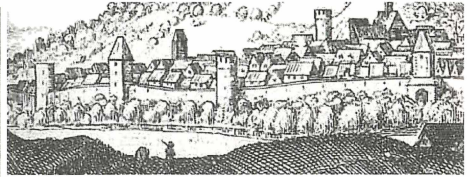
Die Neustadt erhält 1365 Stadtrechte. Um etwa die gleiche Zeit wird eine nordhessische Rarität erwähnt: Die Ersterwähnung eines „Kressenbrunnens“ Die damit belehnte Pfarrkirche soll auch fernerhin Kresse für die Hofküche auf die Burg liefern. 1370 werden Alt- und Neustadt unter einem Rat vereinigt, womit in erster Linie die Verstärkung der Befestigungsanlagen beabsichtigt war. (Vesper, W. 1974 S.9) Die Stadt hat spätestens 1370 sechs Tore: Obertor, Geismartor, Niedertor, Immenhäuser Tor, Burgtor und Schachtener Tor, wobei die drei ersten zur Altstadt (Oberstadt) gehören und vermutlich um 1300 gebaut wurden. Daß die Wehranlagen nicht von Ackerbürgern geplant wurden, zeigt auch die 1250m lange Mauer um die Altstadt, die ursprünglich 6,25m hoch und 1,30m breit war. (siehe Plan von 1754) Einen durchgehenden Wehrgang hat es wohl nicht gegeben, Fritzlar baut gerade einen. Als die Neustadt befestigt wird (780m lange Mauer), verliert die Südmauer der Altstadt als Verteidigungsanlage ihren Sinn. Sie verfällt nach und nach und dient (stellenweise heute noch) als Stützmauer für die Gärten und Hofanlagen am Freienhof.

Die Stadtmauer um Ober- und Unterstadt ist ringsum von Hagen umgeben gewesen, der die Verteidigungsmöglichkeiten der Burg bei der Belagerung verstärkt hat. (Vesper, W. 1974 S.18)



Gärten und Rest der Hagenmauer am Schachtener Tor. aus: Festschrift 1974. 650 Jahre Grebenstein.

Ein Hag oder Hagen ist ein eingehegtes bzw. geschütztes Gelände, aber auch die Einfriedung selber wird als Hagen bezeichnet. Oft besteht die Einfriedung aus einer (dornigen) Hecke oder, wie in Grebenstein, aus einer Mauer.



Grebenstein. Matthäus Merian 1655 aus Topographia Hassia. rechts: Ausschnitt

Im Mittelalter hat der Hagen dieselbe Rolle gespielt wie anderswo der Stadtgraben. 1483 wird der Hagen in Grebenstein auch Graben genannt. Der Hagen wurde -und wird z.T. noch- mit einer starken Mauer zur Gemarkung abgegrenzt, nur zum Burgberg scheint sie gefehlt zu haben; sie ist wohl wegen der Steilheit des Geländes nicht notwendig gewesen.

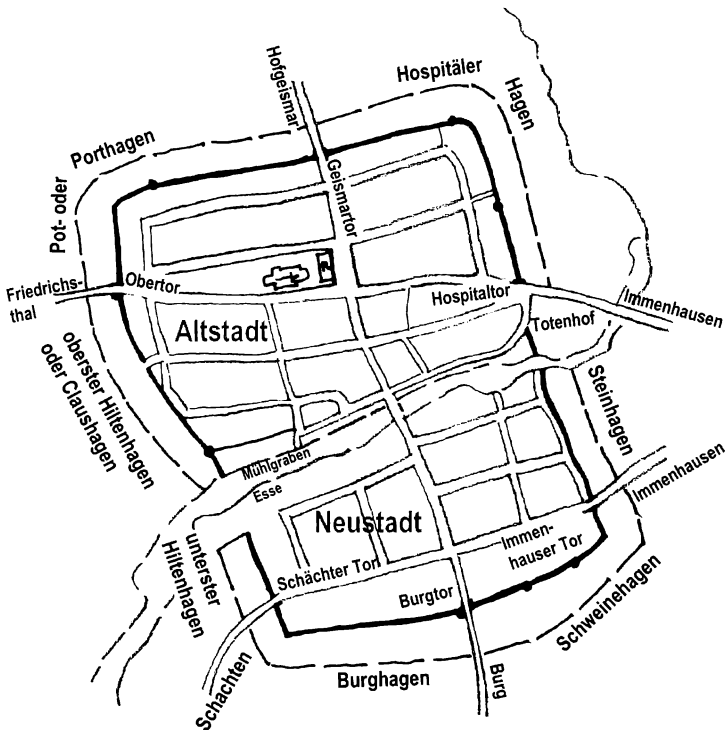
Der Abstand von Hagenmauer und Stadtmauer beträgt ca. 30m, die Mauerbreite 70-80cm. Die frühere Höhe ist schwer abzuschätzen, wird aber kaum unter 2m betragen haben (heute noch bis 1,50m hoch). Bis zu Anfang dieses Jahrhunderts hat die Stadt ihrer rechtlichen Verpflichtung nachkommen müssen, ein eingefallenes Stück Mauer wieder aufzubauen, weil sie Eigentümerin der Stadtmauer war.



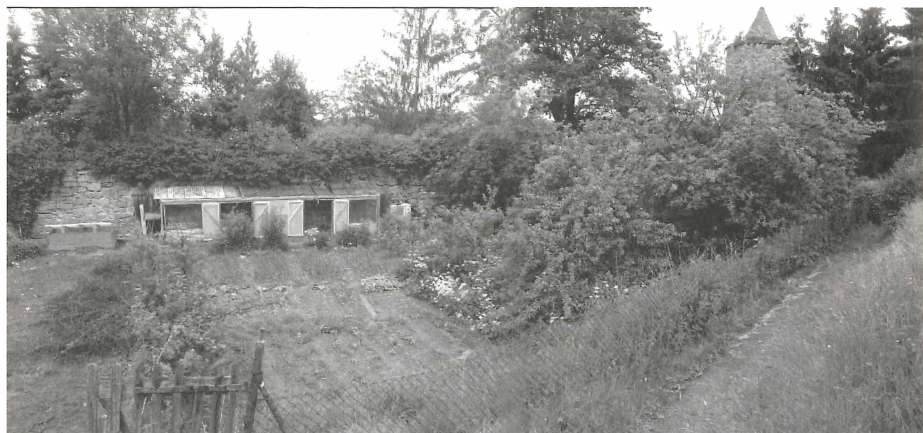
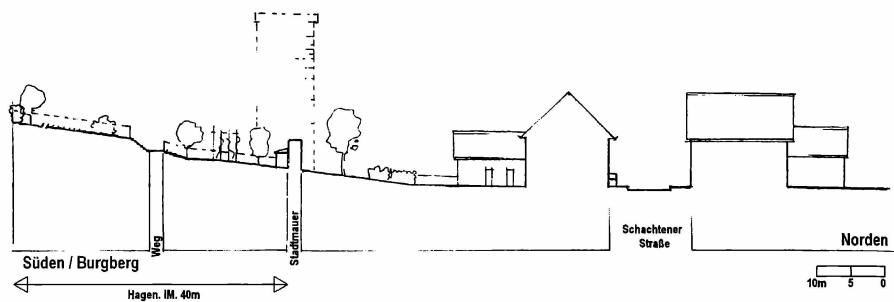
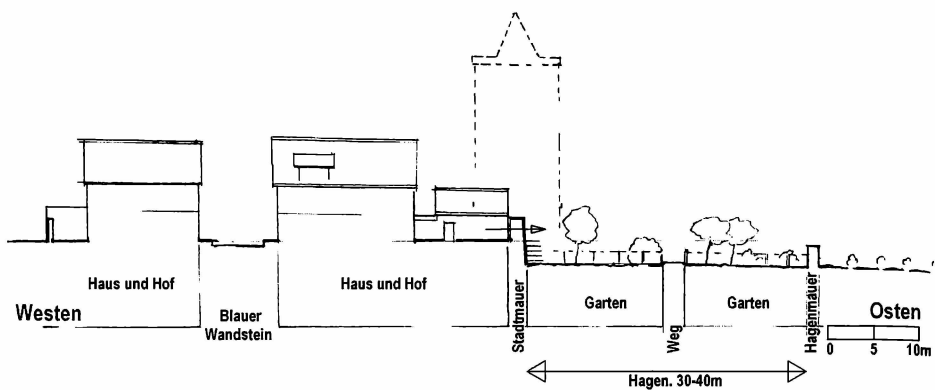
Postkarte von Grebenstein ca. 1960er Jahre

1779 werden die Hagenabschnitte folgendermaßen benannt (Ich nehme die heutigen Straßenbezeichnungen für die Abgrenzung)

- Hospitäler Hagen – von der Hofgeismarer Straße bis an das Hospitaltor/ Bahnhofstraße
- vom Hospitaltor bis an die Hagenmühle liegt der von beiden Pfarrern gemeinsam genutzte Kirch- oder Totenhof
- Steinhagen – hinter der Hagenmühle von der Esse beim Dreimännchen bis zur Udenhäuser Straße (Immenhauser Tor)
- Schweinehagen – vom Immenhauser Tor bis zum Burgtor.
- Burghagen – vom Burgtor bis an das Schächter Tor / Schachtener Straße
- Unterster Hiltenhagen - vom Schächter Tor bis an die Esse
- Oberster Hiltenhagen oder Claushagen (nach einer heute verschwundenen Kapelle) vom Mühlengraben bis an das Obertor
- Pot- oder Porthagen vom Ober- bis an das Geismartor



Grebenstein - Hagenabschnitte (1779)



Mauergärten am Südrand im Burghagen. Rechts im Hintergrund der Turm am Burgtor. 2017

Wie sah nun das Leben in Grebenstein aus? Generell läßt sich sagen, daß die Strukturen frühmittelalterlich blieben, d.h. das Leben in den kleinen Siedlungen und Städten auf dem Land hat einfachere, unkompliziertere, regional begrenztere Formen angenommen als in den Jahrhunderten vorher in anderen älteren Siedlungen üblich war. Es entwickelt sich eine Lage, in der so gut wie keine Anregung mehr vorhanden ist, Güter über den Eigenbedarf hinaus zu produzieren. (siehe Hauser, A. S.58) Auch wenn Grebenstein Marktrecht hatte, ist wohl kaum anzunehmen, daß die Grebensteiner selbst für diesen Markt produzierten und daß dieser Markt Anziehungspunkt für die Dörfer der Umgebung war. Hier sind die Historiker gefragt.

Das Charakteristikum ist also die geschlossene Hauswirtschaft (hier auf dem Land, nicht in der Stadt) auch in Grebenstein – falls die Zeitabläufe es zuließen. Machen wir uns klar, daß die meisten Gärten, die der Selbstversorgung und eventuell auch der Marktbeschickung dienten, im Hagen lagen, so war eine gute Versorgung nur in Friedenszeiten möglich. Bei den häufigen kriegerischen Auseinandersetzungen im 14. und 15. Jahrhundert fielen die Gärten an der Stadtmauer natürlich oft der Wut der Belagerer zum Opfer oder mußten aus Gründen der eigenen Sicherheit, d.h. um Sicht- und Schußfeld zu haben, beseitigt werden. In Nürnberg wurde z.B. 1465 wegen der Sicherheit der Stadt verboten, im engeren Umfeld der Stadt andere Gebäude als kleine ‚Lusthäuslein‘ zu errichten, was sehr stark an unsere neue Kleingartengesetzgebung erinnert (Hennebo, D. 1979, S.168). Solche Verordnungen wurden oft genug, vor allem, wenn eine dauernde Kontrolle fehlte, durchbrochen. Damit die Bürger von ihren Häusern und Höfen möglichst rasch zu ihren Gärten gelangen konnten, wurden z.B. in Bremen ohne Wissen des Rates mehrfach Pforten durch die Stadtmauer gebrochen. Der Rat mußte dann energisch dagegen angehen, um die Wehrhaftigkeit der Verteidigungsanlagen zu erhalten. (Hennebo, D. 1979 S. 168)

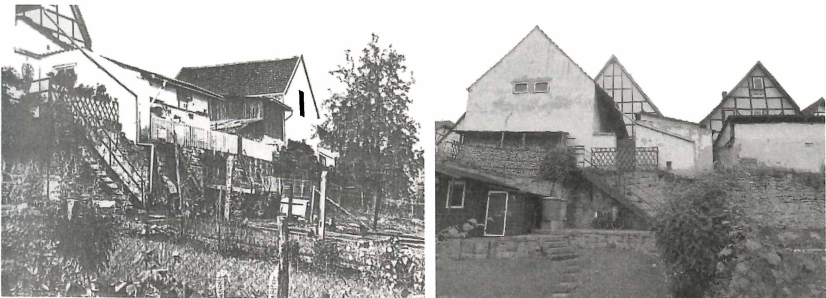


Abb.: Am Hospitäl Hagen. aus: Edelmann, U.-1989- und rechts gleicher Standort 2017

Wie wir sehen ist Grebenstein typisch für die Städte dieser Zeit, nur mit dem Unterschied, daß in den großen, reichen Städten die Gärten natürlich üppiger sind und allmählich aus den Mauern heraus aufs Land gehen, es entstehen reine Lustgärten. Wie wir auf alten Stichen sehen, verschwinden bei Städten wie

Augsburg oder Ulm die Gärten am Fuß der Stadtmauer, um Gräben, Erdwällen oder Glacis zu weichen: es entstehen Bastionen, die den Gartenbau in unmittelbarer Umgebung der Stadt behindern. Wo eine solch starke Verteidigungsanlage nicht nötig war oder unbezahlbar, finden wir, wie in Grebenstein bis heute, auch im 17. Jahrhundert noch zahlreiche Gärten unmittelbar vor den Stadtmauern (Hennebo, D. 1979, S.169). Wie diese Gärten im Detail aussahen, darüber gibt es kaum Bildquellen. In einer Untersuchung über das deutsche Wohnungswesen von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert, in Leipzig 1899 erschienen, heißt es (Heyne bei Hennebo, D. 1979, S. 169):

„Vor allem sind die Nutzgärten, in denen der Bürger sein Gemüse zieht, um das zur Hand zu haben, was sonst bisweilen sogar unter Bannrecht der Herrschaft auf dem Marke feilgeboten wurde. Neben diesem ‚Krütgarte‘ ist auch der ‚Boumgarte‘ (...) oder ‚Obezgarte‘ (...) in der Stadt gepflanzt, wenn auch nicht häufig, da Anlagen dieser Art gewöhnlich außerhalb der Stadt liegen.

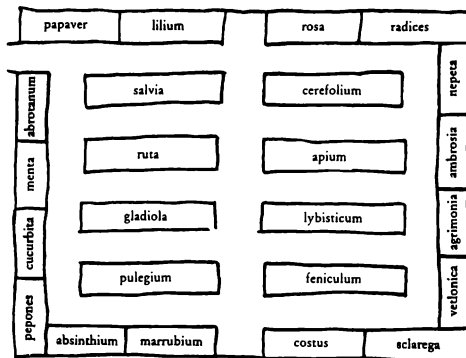
Es gibt ein Liederbuch von 1471, von einer Clara Hätzlerin, mit einem Gedicht „Von dem Mayenkrantz“, in dem ein bürgerlicher Wurzgarten geschildert wird:

„...Hilf nur prechen einen krantz, von kreuttern und plumen glantz...“

und es ist die Rede von

pasilien (Basilikum), gilien (Lilien), baldriones (Baldrian), pidmel (Bibernell), paotnij (Primeln), welwurz (Beinwell), schwartzwurz (Schwarzwurzel), praunell (Braunelle), veyol (Veilchen), Salbei, Raute usw....

Den Zuhörern, die das Jahrbuch 1989 des Landkreises Kassel haben, wird der Plan des Klosters St. Gallen (ca. 819) aus dem Aufsatz von H. Klose bekannt sein, er war das Vorbild durch Jahrhunderte, um das Wissen aus Gartenbau und Heilkunst weiterzugeben, wie das Lehrgedicht „Hortulus“ aus dem Kloster Reichenau (827)



Aber noch einmal zurück zur Versorgung mit Gemüse und Heilpflanzen. Wir gehen davon aus, daß auch in Grebenstein die „geschlossene Hauswirtschaft“, heute würde man Subsistenzwirtschaft sagen, die Regel war. Wie überall in unseren Breiten ab dem 12. Jahrhundert wird dann auch in Grebenstein, d.h. eventuell schon parallel zur Stadtentwicklung eine regelmäßig arbeitende städtische Handwerkerschaft und eventuell Kaufmannschaft entstanden sein. Diese „Stadtwirtschaft“ (Hauser, A. u. Bucher, S.71) bedeutet „Kundenproduktion“,

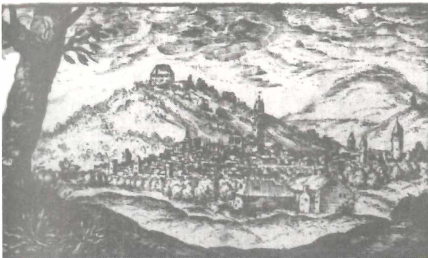
d.h. Herstellung von Gütern, die nicht in der Wirtschaft verbraucht werden, in der sie erzeugt worden sind. Der Warenumsatz geht aber immer noch in der Form des „direkten Austausches“ vor sich, d.h. daß die Güter aus der produzierenden Wirtschaft zumeist unmittelbar in die konsumierende übergehen und daß in der Regel keine Produktion auf Vorrat und für den freien Markt, sondern nur auf direkte Bestellung und für bestimmte, dem Hersteller bekannte Abnehmer stattfindet. Es handelt sich also um das, was wir heute „Direktvermarktung“ nennen. Das, was die Frauen produzierten und verkauften gehörte meist ihnen. Dieser allmähliche Übergang zur Geldwirtschaft hat aber noch nicht die Ansammlung von großen Barvermögen zur Folge, so daß z.B. die Stadtstruktur noch homogen bleibt, die Entstehung von bürgerlichen Prunkbauten und Lustgärten noch kein Thema ist. Gehen wir Burmeisters „Lexikon zur Geschichte der Stadt Grebenstein und ihrer Ortsteile“ durch, so finden wir dort unsere Theorie bestätigt. (S.14):

„1455 erste Nennung der Leineweber-, Schmiede- und Fleischhauerzunft; desgleichen der Schuhmacher- und Lohgerberzunft.“

Sehen wir uns zeitgenössische Stiche zu den Hagengärten an, so fällt uns bei Dilich 1591 und Meisner 1627 auf, daß dort dichte Baumbestände sind. Dilich schreibt (nach Tölle,W. 1986, S.64) 1591 dazu:

„Der Wall, der die Stadt umgibt, ist vielfach mit Eschen bestanden, so sehr, daß selbst die Stadt zur Frühlingszeit von ihnen auch versteckt ist, verborgen bleibt und aus der Ferne nicht wahrgenommen werden kann (...).“

Ob die Eschen allerdings wirklich innerhalb des Hagens stehen, ist aus den Stichen nicht genau zu entnehmen, in Hofgeismar (1605) allerdings stehen die Bäume im Hagen.



Links: Zeichnung von 1591 ist die früheste Abbildung Grebensteins von Wilhelm Dilich

Rechts: Kupferstich 1627 von Daniel Meisner

Etwa hundert Jahre später, 1718, nachdem die Stadt durch die Kroaten im 30-jährigen Krieg angezündet worden war, wird im Inventar von 1779 über den städtischen Landbesitz vermerkt:

„(...) Nota: Die Hagen rings um die Stadtmauer herum sind 1718 denen Bürgern bei die Häuser und die Brandstätten eingetan und jedem sein Teil durch den damaligen Landmesser Grimmel zugemessen worden laut Hagenregistern von ersagtem Jahre.“ (Vesper,W. 1974, S. 19)

Die Wehranlagen waren nicht mehr zeitgemäß, das hatte der 30-jährige Krieg gezeigt. Die Stadt war teilweise wieder aufgebaut wies aber noch lange große Lücken auf.

Der Burgberg ist, wie in den vergangenen Jahrhunderten aus sicherheitstechnischen und landwirtschaftlichen Gründen immer noch nicht bewaldet, sondern hat Grünland mit Hecken. Erst 1884 wird er durch den Königlichen Oberförster Klevehorn aufgeforstet.

Geblichen ist die Rarität Grebensteins, deren Hagengärten im trockenen Verwaltungsjargon „sonstige wohnungsferne Gärten“ heißen, was eben nicht Kleingärten bedeutet, wie auch das Beispiel Zierenberg zeigt.

Im Vergleich zu Zierenberg hat Grebenstein allerdings noch eine Besonderheit: der Pflanzplatz auf dem alten Reitplatz der Garnison.

Noch gibt es Hagengärten in Grebenstein, vor der Ostmauer sogar Hühnerhöfe und die neue Generation „Buchsbaumgarten“, aber auch ganz einfache Gemüse- und Freizeitgärten am Südrand der Unterstadt (Neustadt). Aber nicht nur in Grebenstein. Nach Auskunft eines Herrn vom Verkehrsverein Zierenberg werden auch heute (2017) noch Hagengärten in Zierenberg liebevoll bewirtschaftet und er empfiehlt Besuchern, bei einem Spaziergang durch die Gärten (es gibt einen Rundwanderweg), ihre Freude daran gegenüber den Eigentümern zum Ausdruck zu bringen und sie „ordentlich zu loben“

Dank

Für viele Anregungen und Hinweise danke ich Herrn Hans Hold, Hagenmühle Grebenstein.

Literatur

- Klose, Heinrich -1989- Die historischen Gärten im Landkreis Kassel. In: Jahrbuch 1989 Landkreis Kassel. Hg.: Kreisausschuss des Landkreises Kassel. S.: 107-112. Kassel.
- Burmeister, Helmut -1988- Fürsten, Fahrten, Fachwerkbauten. Ein Lexikon zur Geschichte der Stadt Grebenstein und ihrer Ortsteile. Hg.: Hofgeismar/ Grebenstein.
- Edelmann, Ulrike, Kellner, Susanne, Kirsch, Peter, Münter, Ulrike, et al. -1989- Freiraumanalyse Grebenstein. Projektarbeit Gesamthochschule Kassel. FB Stadtplanung, Landschaftsplanung. Vervielf. Manuskript. Kassel.
- Fox, Sally -1985- Frauenfleiß. Ein immerwährendes Tagebuch. München/ Hamburg. Gothein, Marie Luise -1926- Geschichte der Gartenkunst. 2 Bände. Jena. 3.Aufl. 1988. München.
- Hauser, Arnold -1957- Sozialgeschichte der mittelalterlichen Kunst. rde45, Hamburg.

- Hennebo, Dieter -1962- Gärten des Mittelalters. Hamburg.
- Hennebo, Dieter -1979- Entwicklung des Stadtgrüns von der Antike bis in die Zeit des Absolutismus. Hannover/Berlin.
- Hessisches Ministerium f. Landwirtschaft, Forsten und Naturschutz (Hg.) -1987- Kleingartenleitplan für Hessen. Entwicklung, Strukturen, Bedarf. Wiesbaden.
- Sante, Georg Wilhelm (Hg.) -1976- Handbuch der historischen Stätten Deutschlands. Band 4 Hessen. Stuttgart.
- Tölle, Wolfgang -1986- Stadtansichten Grebensteins aus 1591 und 1605. In: Jahrbuch 1986 Landkreis Kassel. Hg.: Kreisausschuss des Landkreises Kassel. S.: 63-64. Kassel.
- Tölle, Wolfgang -1984- Geschichte der Stadt Grebenstein. Materialien zur Stadtgeschichte nach den Quellen zusammengestellt. Selbstverlag Grebenstein.
- Tölle, Wolfgang -1989- Die Grebensteiner Landwehr. In: Jahrbuch 1989 Landkreis Kassel. Hg.: Kreisausschuss des Landkreises Kassel. S.: 93-97 Kassel.
- Magistrat der Stadt Grebenstein (Hg.) -1974- 650 Jahre Grebenstein 1324-1974. Kassel.
- Uitz, Erika -1988- Die Frau in der mittelalterlichen Stadt. Stuttgart.
- Vesper, Willi -1974- Die Wehranlagen der Stadt Grebenstein. In: Magistrat der Stadt Grebenstein (Hg.) -1974- 650 Jahre Grebenstein 1324-1974. S.7-34. Kassel.
- Ziechert, A. (Hg.) -1982- Spurensicherung in Grebenstein. Jugendliche untersuchen das Leben in ihrer Stadt. Grebenstein.

Skizze mit Hagenbezeichnungen, Geländeprofile und Fotos soweit nicht angegeben:
Helmut Böse-Vetter, 2017



„Fritz Beckert, Gärten vor der Stadtmauer. 1903.“

Sieht fast aus wie in Grebenstein



**Grebenstein
Fotos 2017:
Vor der
Ostmauer im
Hospitäler Ha-
gen / Steinha-
gen.
Noch gibt es
Gärten, sogar
Huhnerhofe.
Aber auch
verbuschte Pa-
zellen.**



Quelle: google maps 2017. Baumärkte, Reithalle, Discounter machen sich vor der Stadtmauer breit und nehmen den Hagen Stück für Stück ein.

Frauen werden verplant ³¹

Inge Meta Hülbusch

Es ist immer noch so, daß in unserer Kultur es fast ausschließlich Frauen sind, die die Kinder versorgen. Diese Versorgung der Kinder läßt sich lokalisieren wie jede andere Arbeit auch: der Ort, an dem sich Versorgerin und Versorgte zum Zweck der Versorgung aufhalten, ist also ein Arbeitsplatz, der Innenhaus und Außenhaus umfaßt und zwar in doppelter Funktion: einmal als Arbeitsplatz der Versorgerin, zum anderen als „Arbeitsplatz“ des Kindes, den es benötigt zum Wachsen und Gedeihen – der Lebensort als Lernort.

Diese gesellschaftlich nicht anerkannte Arbeit – „Futter – Liebe“ genannt- ist unbezahlte Arbeit für das direkte Überleben. Wir Frauen leisten sie zusätzlich zu unserer eigenen ökonomischen Absicherung – falls wir einen (heute immer noch) mehr oder weniger schlecht bezahlten Arbeitsplatz bekommen.

Unsere beiden Arbeitsplätze – und ich behaupte hier mal, daß es die „Nur-Hausfrau“ (schon allein aus ökonomischen Gründen – Kinder sind teuer!) so nicht mehr gibt, zumindest im mitteleuropäischen Durchschnitt – bewegen sich auf zwei Qualifikationsebenen:

1. Die eine Arbeit – die „Aufzucht“ und Erziehung von Kindern –ist die einer Sozialpädagogin (denken wir dabei doch an die Erzieherin /Gouvernaten der Kinder aus „gutem Hause“);
2. Die zweite – unser sogenannter „Beruf“ entspricht unserer Ausbildung und den Möglichkeiten des bezahlten Arbeitsmarktes.

Beide Arbeitsplätze – ich spreche hier von der Stadt – sind für Frauen „drinnen“ gedacht, mit Ausnahme z.B. der „Marktfrau“ und des „Straßenmädchens“ D.h. die Verkäuferin auf dem Markt bekommt über den Verkauf der Ware ihre Arbeitszeit bezahlt, die einkaufende Frau nicht. Die Kindergärtnerin wird für das Kinderverwahren bezahlt, die Mutter / Oma / Nachbarin / Schwester nicht.

Arbeit ist das alles. Spaß macht es auch oft – ob bezahlt oder unbezahlt: das ist hier aber nicht die Frage.

Die Frage ist:

Welche Fähigkeit wird uns Frauen eigentlich zugeschrieben, mit den Voraussetzungen, die uns geboten werden, umzugehen (die Männer nennen das „Bürger-Beteiligung“)?

³¹ Aus: Frauen in der Stadt. Hg.: Magistrat der Stadt Marburg, Frauenbeauftragte. S.35-38. Marburg 1989.

Nachdruck mit freundlicher Genehmigung vom 15.5.2017 des Referats für die Gleichberechtigung von Frau und Mann, Magistrat der Universitätsstadt Marburg.

Der gutbezahlte Architekt baut, wir Frauen

„verzaubern“

„schmücken“

„verwandeln“

aus Liebe,

von Putzen, Windelwaschen, Geschirr spülen, Hausaufgaben betreuen, Strümpfe stopfen ist nicht die Rede. „Mama ich muß mal“ ist kein Thema. Sogenannte „Bedürfnisbefriedigung“ hat nur bei „Haus“-Tieren draußen stattzufinden. Pipimachen in der Fußgängerzone – das ist ein Skandal. Ich „liebe“ doch mein Kind – aber ich „halte“ einen Hund. Wenn ich meinen Hund liebte, müßte ich eigentlich Hundegeld bekommen anstatt Hundesteuer zu bezahlen, und er müßte auch drinnen machen.....

Eine Freundin meiner Tochter sagte einmal: „Du, wenn man Kinder verkaufen könnte, wäre das Stillen eine angesehene Arbeit.“ Vielleicht sollten wir unter diesem Aspekt einmal einige Passagen des umstrittenen

„Müttermanifests“

ansehen:

„-Es ist an der Zeit zu verstehen, daß Mütter außerhalb ihrer vier Wände nicht nur als Arbeitskräfte, Ehefrauen, Politikerinnen anwesend sein möchten, sondern auch Raum für ihre Kinder fordern. (...)

-Sie sind immer weniger bereit, sich damit abzufinden, daß Berufsleben, Terminplanung, Veranstaltungen, jede Form von Öffentlichkeit, de facto davon ausgehen, Mütter hätten kein Recht, dabei zu sein oder wären selbst verantwortlich, sich die Möglichkeiten zur Teilnahme zu schaffen. Sie wünschen endlich aktiver Teil jener Öffentlichkeit zu werden, - aber nicht zu den rigorosen Bedingungen, die viele „progressive“ Dauerpolitiker/innen oder rückwärtsgewandte „Familienfreunde“ ihnen aufzwingen möchten.

-Was ansteht, ist nicht mehr und nicht weniger als die Schaffung einer mütter- und kinderfreundlichen Öffentlichkeit, einer öffentlichen Wohnstube, eines nachbarschaftlichen Kinderzimmers, einer Überwindung der engen Familiengrenzen – ohne daß die Logik der Kneipe, des Betriebs oder gar der traditionellen Politik alles Leben durchdringt. (...)

-,Mütter lassen sich nicht mehr fragen, ob und warum sie Kinder haben dürfen, sondern sie fragen die Welt, warum sie ihnen und ihren Kindern nicht den legitimen, notwendigen, sinnvollen Raum gibt. (...)

-Wir brauchen ausreichende und unabhängige finanzielle Sicherung.

-Wir brauchen eine lebendige Infrastruktur.

-Wir brauchen maßgeschneiderte Kinderbetreuung – an jeder Straßenecke, in Kaufhäusern, Behörden, Parlamenten, offen, nach unseren

eigenen zeitlichen Erfordernissen.

-Wir brauchen Nachbarschaftszentren, Mütterzentren, gemeinsame Mittagstische und noch vieles mehr.

-Wir brauchen eine Arbeitswelt, die von einer völlig neuen Offenheit geprägt ist.

Warum darf es nicht möglich sein, als Frau mit Kind ein Minimum von dem zu leben, was diese Frau als Mädchen träumte: ich als Vagabundin, ich als Stadtreicherin, ich als Straßenschauspielerin, ich als

Die Stadt gehört mir!

Wieso bestrafen auch wir Frauen und Frauen? Ich verblöde doch nicht automatisch durch die Schwangerschaft.

Sehen wir die Liste an, so zählt sie nur das auf, was Frauen in der Planung schon lange fordern, was Pädagogen schon seit Jahren „emanzipatorisch“ nennen.

Also keine „Minderheitenpolitik“ (hier als Politik für ökonomisch Benachteiligte verstanden), sondern Gleichberechtigung. Emanzipation.

„Ich bin hier das Subjekt.“

Ich meine, mit dieser Position läßt sich doch leben.

Eine unglückliche Mutter hat selten glückliche Kinder. D.h., wenn ich meinen Arbeitsplatz „Innenhaus und Außenhaus“ ernst nehme –und das setze ich voraus, warum habe ich dann sonst ein Kind? – muß ich die Bedingungen dafür schaffen:

Der Maßstab des (Klein-)Kindes ist der eigene Körper. Mit ihm erfährt es die Höhe, die Tiefe, die Weite – Kinder müssen sich bewegen, brauchen Raum, um die eigenen Möglichkeiten erkennen zu lernen, um ihre eigene Umgebung zu „kreieren“

Also ist der Weg von drinnen nach draußen am wichtigsten für das Kleinkind.

Das setzt voraus:

- Eine Wohnung Parterre oder im 1.Stock mit Außentreppe
- ein Minimumareal von 300m Radius um die Haustür herum, das „Draußen“-Kinderzimmer, das „Außenhaus“ mit „Kinder-Werkstatt“ als Arbeitsplatz des Kindes
- eine robuste Zweckmäßigkeit der Wohnung.

So bietet die Wohnung für Kleinkinder Sicherheit und Herausforderung, die „Gehschule“ umfaßt bald „Innenhaus“ und „Außenhaus“, bis das Kind lernt, die Rückzugswünsche der Mitbewohner zu akzeptieren und seine eigenen zu verdeutlichen.

So dürfte eigentlich nicht mehr viel schiefgehen.

Und das Leben der Mutter, die während der Kleinkindphase zu versteuerndes Erziehungsgehalt mit Versicherungsschutz erhalten hat oder dafür eine Betreuung eingestellt hat zu gleichen Bedingungen (Frau schafft Frau Arbeitsplatz), ist ein spannendes, „normales“ Frauenleben, sie ist zwar die Mutter eines Kindes, aber dies demütigt sie nicht und wertet sie nicht auf. Sie ist eine Frau, mit einem Zimmer für sich allein.

Literaturhinweise:

- Erlar, Gisela und Pass-Weingartz, Dorothee (Hg.) -1987- Mütter an die Macht! Die neue Frauenbewegung. Reinbek.
- Graf-Strömer, Ursula -1986- Frauen in eheähnlichen Bedarfssituationen – Aus der Arbeit als Sozialarbeiterin, Sozialpädagogin. Vortrags-Notizen Wiss. Zentrum für Berufs- und Hochschulforschung GhK (Gesamthochschule Kassel), Tagung vom 16.-19.10. 1986. Kassel.
- Hülbusch, Inge Meta -1978- Innenhaus und Außenhaus – Umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe der OE Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung der GhK: 01.033. 1.Aufl. Kassel.
- Hülbusch, Inge Meta -1997- Wie kleine Kinder wohnen können. „Ich gehe raus – und bin doch zu Haus.“ In: Alternative Kommunalpolitik, Heft 1, S. 34-36. Bielefeld. Nachdruck in: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 47, S. 59-61. Hg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Lecke, Detlef (Hg.) - 1983- Lebensorte als Lernorte: Handbuch Spurensicherung – Skizzen zum Leben, Lernen und Arbeiten in der Provinz. Reinheim.
- Müttermanifest. Kurz-Dokumentation des Kongresses „Leben mit Kindern – Mütter werden laut“. 22.-23.11.1986 in Bonn-Beuel. Unterstützt von den GRÜNEN. Bonn 1987 (siehe Wikipedia-Eintrag „Müttermanifest“)



Dorothea Franken
2014

Bibliographie Inge Meta Hülbusch

Die Texte sind nach dem Zeitpunkt ihres Entstehens gereiht, nicht nach dem Zeitpunkt der Veröffentlichung. Nachdrucke sind der Erstveröffentlichung zugeordnet und *kursiv* gekennzeichnet.

- Hülbusch, I.M. und Hülbusch K.H. -1990 (1972)- Freiraum an Schulen. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 19: Alle reden vom Land... S. 105-176. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel
- Hülbusch, I.M. -1997 (1974)- Auswirkungen naturwissenschaftlicher Grenzen der Zumutbarkeit auf die Landschafts- und Regionalplanung. Ein Beispiel aus dem Ruhrgebiet. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 47: „Ich gehe raus...“ S. 18-29. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Hülbusch, I.M. -1977- Leben und Lernen im Ruhrgebiet. Schriftenreihe der OE 06 Stadtplanung, Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. Ohne Nr. Kassel.
- Hülbusch, I.M. und Hülbusch, K.H. -1977- Vorwort und Nachwort zu: J.Schritt: Bauern gegen Atomanlagen oder: wi wüllt den Schiet nich hebbben. S. 7-8 und 107-110. Stuttgart/ Offenbach
- Hülbusch, I.M. und Hülbusch, K.H. -1999 (1977)- Vorwort und Nachwort zu: J Schritt: Bauern gegen Atomanlagen oder: wi wullt den Schiet nich hebbben. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 53: Alle reden vom Land... S. 60-66. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.*
- Hülbusch, I.M. – 1977- „Ciascuno è autosufficiente“ -Il verde coloniale di Leberecht Migge. In: Werkbund Germania Austria Svizzera. A cura di Lucius Buckhardt. S. 66-71. Edizioni „La Biennale di Venezia“ Venezia.
- Hülbusch, I.M. -1978. „Jedermann Selbstversorger“- Das koloniale Grün Leberecht Migges. In: Burckhardt L. (Hg.) Der Werkbund in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Form ohne Ornament. S. 66-71. Stuttgart.
- Hülbusch, I.M. -1980- „Everyone Self-Sufficient“ - The Urban Garden Colonies of Leberecht Migge. In: The Werkbund. Studies in the history and ideology of the Deutscher Werkbund 1907-1933. Edited by Lucius Buckhardt, translated by Pearl Sanders. S.66-71. The Design Council, London.
- Hülbusch, I.M. – 1981- Ce suffire à soi-meme. Les espaces verts de la colonie Leberecht Migge. In: Le Werkbund. Allemagne, Autriche, Suisse. Sous la direction de Lucius Buckhardt. S. 66-71. Editions du Moniteur. Paris.
- Hülbusch, I.M.- 1989 (1978)- „Jedermann Selbstversorger“- Das koloniale Grün Leberecht Migges In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 10: Nachlese Freiraumplanung. S. 1-15. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel*
- Hülbusch, I.M. und Läscher-Bauer, U. -1978- Verfügbarkeit der Freiflächen im Kasseler Westen. Heft 10 Arbeitsberichte des Fachbereichs Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. Kassel.

- Hülbusch, I.M. und Läscher-Bauer, U. -1997 (1978)- *Erfahrungen mit der Feldabhängigkeit. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 47: „Ich gehe raus...“ S. 40-51. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.*
- Hülbusch, I.M. -1978- Innenhaus und Außenhaus – Umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe 01 –Heft 033 der Gesamthochschule Kassel, OE Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung. Kassel.
- Hülbusch, I.M.- 1989 (1979)- Das Außenhaus. Referat im Internationalen Design Zentrum Berlin (IDZ) am 22.11.1979. *In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 10: Nachlese Freiraumplanung. S. 47-51. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel*
- Hülbusch, I.M. und Hülbusch K.H. -1980- Aus- und Einsperrungen. Oder: Von der Unmöglichkeit Stadt- Landschaftsökologie zu betreiben. *In: Bauwelt- Heft 36. S. 1530-1535. Berlin*
- Hülbusch, I.M. und Hülbusch K.H. -1999 (1980)- *Aus- und Einsperrungen. Oder: Von der Unmöglichkeit Stadt- Landschaftsökologie zu betreiben. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 53: Alle reden vom Land... S. 31-40. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel*
- Hülbusch, I.M. 1981: Lakaienarchitektur, oder Gedanken beim Versuch eine Stadt zu lieben. In: Deutsche Bauzeitung, Heft 6. S.20-21. Stuttgart.
- Hülbusch, I.M. -1997 (1981)- *Lakaienarchitektur. oder: Gedanken beim Versuch eine Stadt zu lieben. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 47: „Ich gehe raus...“ S. 7-10. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel*
- Hülbusch, I.M. und Hülbusch K.H. -1980- Bleibelastung bei Kindern und Verbreitung einer *Cardaminopsis halleri*-Gesellschaft in Nordenham/ Unterweser. *In: Tüxen, R. (Hg.) Ephemorie. Bericht d. int. Symposiums d. int. Vereinigung f. Vegetationskunde. S. 275-299. Vaduz*
- Hülbusch, I.M. und Hülbusch K.H. -1999 (1980)- *Bleibelastung bei Kindern und Verbreitung einer Cardaminopsis halleri-Gesellschaft in Nordenham/ Unterweser. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 53: Alle reden vom Land... S. 41-59. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel*
- Hülbusch, I.M., Hülbusch K.H. und Krützfeld, A. -1981- *Cardaminopsis halleri-Gesellschaften im Harz. In: Tüxen, R. (Hg.) Syntaxonomie. Bericht d. int. Symposiums d. int. Vereinigung f. Vegetationskunde. S. 343-362. Vaduz*
- Böse, H., Haas-Kirchner, Ulrike, Hülbusch, I.M. und Hülbusch, K.H. (1981) *Untersuchung zur Bundesgartenschau Frankfurt/M. 1989. Im Auftrag der Karl-Hermann- Flach- Stiftung.” Selbstverlag. Kassel.*
- 1981- *Auszugsweise abgedruckt In: Garten und Landschaft, Heft 7. S. 522-525. München*

- Hülbusch, I.M. -1983- Brief einer Tochter an ihre Mutter. In: Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich. Heft 6 „Mütter-Fallen – Krise und Weiblichkeit“ S.21-24. Offenbach.
- Hülbusch, I.M.und Hülbusch, K.H. -1983- Reihenhause und Freiraum. Das Bremer Reihenhause-Quartier. In: Deutsche Bauzeitung. Heft 2. S. 20-23. Stuttgart.
- Hülbusch, I.M.und Hülbusch, K.H. -1983/1989- Reihenhause und Freiraum. Das Bremer Reihenhause-Quartier. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 10: Nachlese Freiraumplanung. S. 102-105. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel*
- Hülbusch, I.M. -1997 (1983)- Freiraum von Frauen für Frauen - Freiraum von Frauen. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 47: „Ich gehe raus...“ S. 79-86. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Hülbusch, I.M.und Hülbusch, K.H. -1984- Zum sogenannten „Naturgartenurteil von Darmstadt“ -Recht auf Freiraum. In: Über Planung 84. Schriftenreihe des Fachbereichs Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. Heft 8. S. 44-76. Kassel.
- Hülbusch, I.M. -1985- Die ideale Assistentin. In: Garten und Landschaft Heft 6: S. 30-32. München.
- Hülbusch, I.M. -1997 (1985)- Die ideale Assistentin. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 47: „Ich gehe raus...“ S. 87-89. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.*
- Hülbusch, I.M. -1997 (1986)- Vorsicht! Versuchsgelände! Variationen über eine These von Barbara Sichtermann: Die Frau beim Grübeln auf eigene Faust - oder: Wie der Mann von der Bürde der Bedeutung entlastet wird. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 47: „Ich gehe raus...“ S. 90-95. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Böse, H. und Hülbusch, I.M. -1986- Vom Vehikel zur Dampfwalze. BUGA Frankfurt/M.1989. In: Stadtbauwelt, Heft 90 S. 898-899. Berlin.
- Böse-Vetter, H. und Hülbusch, I.M. -1995 (1986)- Bundesgartenschau Frankfurt/M. 1989. Vom Vehikel zur Dampfwalze. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 35: SchauDerGärten. S. 172-176. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel
- Hülbusch, I.M. und Pass-Weingartz, D. -1987- Leben und Wohnen - Drinnen und Draußen. In: „Leben mit Kindern - Mütter werden laut“. Kongreß-Dokumentation. Hg.: Die Grünen. S.34-39. Bonn.
- Hülbusch, I.M. -1987- Das Außenhaus - einmal anders. Was machen wir Frauen draußen. In: Planungsfrauen - Frauenplanung; Symposiumsbeiträge von Landschaftsplanerinnen. Hg.: Frauengruppen Freising und Wien. S. 88-104. Wien/Freising.
- Hülbusch, I.M. -1997 (1987)- Das Außenhaus - einmal anders. Was machen wir Frauen*

draußen. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 47: „Ich gehe raus...“ S. 71-78. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.

Hülbusch, I.M. -1987- Innenhaus - Außenhaus / Spielraum - Streifraum - der „gelebte“ Raum-

In: Planungsfragen - Frauenplanung; Symposiumsbeiträge von Landschaftsplanerinnen. Hg.: Frauengruppen Freising und Wien. S. 54-66. Wien/Freising.

Hülbusch, I.M. -1997 (1987)- Innenhaus - Außenhaus / Spielraum - Streifraum - der "gelebte Raum" - In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 47: „Ich gehe raus...“ S. 30-39. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.

Hülbusch, I.M. -1987- „Ich gehe raus - und bin doch zu Haus“ Wie kleine Kinder wohnen können. *In: Alternative Kommunalpolitik. 7. Jg. Heft 1, Jan/Febr 1987. S. 34-36.*

Hülbusch, I.M. -1997 (1987)- „Ich gehe raus - und bin doch zu Haus“ Wie kleine Kinder wohnen können. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 47: „Ich gehe raus...“ S. 59-61. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.

Hülbusch, I.M. -1988- Bürger beteiligen, Pläne schmieden. Jugendliche in der Dorfentwicklungsplanung. In: Wege in den Alltag. Umwelterkundung in Freizeit und Weiterbildung. Perspektiven für die Geographie? Bensberger Protokolle Nr.54. S. 165-183. Bergisch Gladbach.

Hill, B., Hülbusch, I.M. und Lecke, D. -1989- Dörfliche Kultur im Spannungsfeld von sozialem Wandel und lokalem Bezug. In: DIFF Tübingen (Hg.): Fernstudium Dorfentwicklung. STE 2: Soziokultur des Dorfes. S. 84-99. Tübingen.

Hill, B., Hülbusch, I.M. und Lecke, D. -1989- Abhauen oder bleiben. Jugendliche in der Dorfentwicklung. In: DIFF Tübingen (Hg.): Fernstudium Dorfentwicklung. STE 2: Soziokultur des Dorfes. S. 101-142. Tübingen.

Hülbusch, I.M., Lecke, D. (AG Praxisforschung-Lebensorte als Lernorte, Kassel) -1989- „Bürger beteiligen“ oder „Pläne schmieden?“ Jugendliche in der Dorfentwicklungsplanung. 1984/1988. Hg.: Arbeitskreise zur Landentwicklung in Hessen. Wiesbaden.

Hülbusch, I.M. -1989- Frauen werden verplant. *In: Frauenbeauftragte Marburg (Hg.): Frauen in der Stadt. S. 35-38. Marburg.*

Hülbusch, I.M. -2017 (1989)- Frauen werden verplant. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 90: Arbeit. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.

Hülbusch, I.M. -2017- (1989) Gärten in Grebenstein – historisch und aktuell. Vortrag im Rahmen des Volkshochschulkurses „Der erfreuliche Nutzgarten“ am 17.11.1989, Kulturwerkstatt Kassel. *In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 90: Arbeit. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.*

Hülbusch, I.M. -1990- Die Angst vor dem Garten der Anderen. *In: Standorte und Perspektiven feministischer Planung. Hg.: FOPA e.V. und GhK, FB Stadt- und Landschaftsplanung, Referat berufspraktische Studien. Arbeitsberichte des Fachbereichs Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. Heft 86. S. 83-98. Kassel.*

- Hülbusch, I.M. -1997 (1990)- Die Angst vor dem Garten der Anderen. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 47: „Ich gehe raus...“ S. 62-70. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Hülbusch, I.M. -1991- Gärten in Worpsswede von der Jahrhundertwende bis heute. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 25: Worpsswede und umzu. S. 7-26. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel
- Böse-Vetter, H. und Hülbusch, Inge Meta -1991- Der Brünjeshof in Worpsswede. In: Gartenpraxis. Heft 6: 40-45. Stuttgart.
- 1991- *Leicht veränderter Nachdruck* in: Notizbuch der Kasseler Schule. Heft 25: 75-88. Hg. AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- 2007- *Nachdruck* in: Heimatrundblick Nr.83 21.Jg. Heft 4/2007, S. 4-6. Lilienthal.
- Böse-Vetter, H. und Hülbusch, I.M. (Redaktion) -1991- Worpsswede und umzu. Hof und Haus - Land und Leute. Notizbuch der Kasseler Schule Heft 25: Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel
- Hülbusch, I.M. und Lecke, D. (Bearb.), Zeichn.: Balcke, Chr. -1991- Medienkatalog Dorferneuerung Teil 1. Handreichungen für die Arbeit mit und in Gruppen. Regional-Impuls e.V. (Hg.). Im Auftr. des Hessischen Ministeriums für Landesentwicklung, Wohnen, Landwirtschaft, Forsten und Naturschutz. Frankfurt/M.
- Hülbusch, I.M. (Bearb.), -1994- Medienkatalog Dorferneuerung Suppl. 1/2. Regional-Impuls e.V. (Hg.). Im Auftr. des Hessischen Ministeriums für Landesentwicklung, Wohnen, Landwirtschaft, Forsten und Naturschutz. Frankfurt/M.
- Hülbusch, I.M. -1997 (1991)- Die Stadt der Frauen. Was wir wollen - was wir sollen - was wir können - was wir tun. Von der Aneignung des Freiraums. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 47: „Ich gehe raus...“ S. 11-17 Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Hülbusch, I.M. -1997- „Ich gehe raus - und bin doch zu Haus...“ und andere Texte. Der Autorin zum 60. Geburtstag gewidmet. Notizbuch der Kasseler Schule Heft 47. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Hülbusch, I.M. -2006- Frauen - Garten - Geschichten: über die Weitergabe von Gartenwissen - und eine Geschichte vom Wollen In: Inhetveen, H. und Schmitt, M. (Hg) Frauen und Hortikultur. S. 15-24. Hamburg.
- Hülbusch, I.M. -2006- Frauen - Garten - Geschichten. Referat auf der 4.Arbeitstagung „Frauen in der Geschichte der Gartenkultur“ 5.9.2003, Göttingen In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 70 (Band 2). Von Zeit zu Zeit. S. 331-340. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Hülbusch, I.M.- 2006- Gärten und soziale Bewegungen: Die Künstlerkolonie Worpsswede und das Teufelsmoor. In: Institut für Landschaftsplanung (Hg.) Gärten als Hand-

lungsfreiräume. Zur Organisation und Qualität von Freiräumen in Gärten. S. 13-48. Heft 2 der Schriftenreihe Landschaftsplanung in Theorie und Praxis. Universität für Bodenkultur, Wien.

Hülbusch, I.M.- 2017 (2006)- Gärten und soziale Bewegungen: Die Künstlerkolonie Worpswede und das Teufelsmoor. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 90: Arbeit. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.

Hülbusch, I.M. -2007- Reihungen - Aha! Oder (Heile ?) Welt im (Herrschafts-) Raster. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 75. Über den Tellerrand. S.7-13. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.

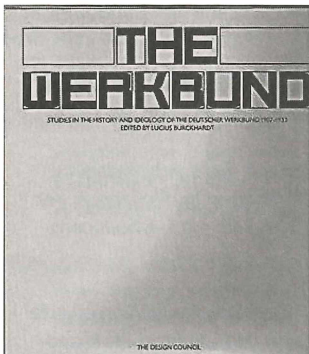
Doris Damyancovic und Antonia Roither im Gespräch mit Inge Meta Hülbusch -2008- Innenhaus und Außenhaus. Umbauter und sozialer Raum: ein logischer Gedanke – ein Prinzip In: **zoll+** Österreichische Schriftenreihe für Landschaft und Freiraum. Nr. 12, Juni 2008. S. 31-33. Wien.

Hülbusch, I.M. und Hülbusch, K.H. -2010- Ackerbrachen in der Prignitz. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 78: Altmark-Reise Ackerbrachen. S. 174-180. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.



Die 4 Ausgaben des Werkbundbuches von Lucius Burckhardt (Hg.) Der Werkbund in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Form ohne Ornament.

mit dem Beitrag von Inge Meta Hülbusch "Jedermann Selbstversorger"- Das koloniale Grün Leberecht Migges.



**Italienisch 1977
Deutsch 1978
Englisch 1980
Französisch 1981**

Beiträge vom und zum
16. Symposium der AG Freiraum und Vegetation

‘Subsistenz‘ oder ‘Über die Arbeit‘

am 12.03.2016 in Solingen



Über die Arbeit

Karl Heinrich Hülbusch

Wir berichten 'Über die Arbeit', dem Handeln und Tun, dem Nachdenken darüber, die Arbeitsplätze, die Gelegenheiten, die Mittel und die Situationen, auch die Vortäuschungen. B. Sauerwein, dessen Beitrag wir statt ihn ganz vorne einzureihen, weiterhin zur methodischen und begrifflichen Klärung gegen Schluß einreihen, hat zu einem Wortspiel angeregt:

'Wenn die Subsistenz an die Substanz geht?'

Alle die Begriffsverbindungen der Alltagsarbeit mit dem Wort Arbeit sind suspekt, weil sie von Leuten eingeführt werden, die dafür bezahlt werden wollen, also die Arbeit in ein Geschäft für Experten verwandeln wollen:

Trauerarbeit, Beziehungsarbeit, Subsistenzarbeit u. a.

'Trauern', das kennen wir alle. 'Beziehen', 'Subsistenzen'? Über 'Beziehungen' kann räsoniert werden. Aber 'Subsistenz', das ist so gar keine Tätigkeit. Bei Sombart wird der ökonomische Unterhalt der Metropole, der Herrschaft – also die Steuern und Abgaben, 'Subsistence' genannt. Aber Arbeit? B. Sauerweins 'Subsistenz-Arbeit' ist selbst mit dem Angebot 'der Arbeit zur Herstellung und Erhaltung der Substanz' in der Form des Prinzips oder der Theorie unhandlich, spröde, gestelzt. Wohlwollend betrachtet könnte die 'Substanz der Subsistenz' auch für die Charakterisierung der anspruchsvollen, mit vielen ritualisierten Vorschriften versehenen gesellschaftlichen Organisation von Selbstversorgungs-Gemeinschaften mit Naturalwirtschaft gebraucht werden. Doch, was hat dieses 'Gesellschaftsbild' mit der Lebenswirklichkeit in Mitteleuropa zu tun? Denn auch die alternative WeinbäuerIn produziert Wein für den Markt - übrigens in der alten Tradition der Weinbauern, denen bis auf den minderen 'Haustrunk' die Traubenernte und die Weinherstellung immer schon eine cashcrop, ein Marktprodukt und die Geldeinnahme war. Dazu gibt es eine Analogie beim Bauern mit Milchviehhaltung, die einmal Dünger für die Feldwirtschaft und einmal Käse für die Haltbarkeit eines Marktprodukts liefern sollte (s. Gotthelf, J. 1849/1978). Vergleichbar den Weinbauern, die den Wein für den Verkauf herstellten und nur den Haustrunk für sich behielten, sagten die Bauern am Niederrhein, die keine Milch tranken, die sei zu teuer und müsse verkauft werden. Die merkwürdige Idee eine äußerst rare Minderheit der Einwohner, die über ein spezifisch bevorzugtes Klima verfügen, das immer schon und deshalb noch heute verfügbar über die Kenntnis spezifischer Kulturtechniken verfügt, zum gelobten Volk der Subsistenz zu erheben, ist eine kleinliche Attitüde. Das Klima sei den WeinbäuerInnen gegönnt. Und, dass sie mit ihrem Pfund wuchern auch. Wir würden's ebenso machen und suchen unseren Vorteil. Vielleicht ist der Weinbau heilig, wenn dabei Gottesdienst- oder Messwein hergestellt wird.

Ansonsten ist er für Kleinbetriebe und im Nebenerwerb eine außerordentlich einträgliche und profitable, auch vergnügliche Produktion für den Markt und das Familieneinkommen. Und die tägliche Arbeit für den Unterhalt des Lebens dürfte für Weinbauern, oder: für die Menschen der 'Hofwirtschaften', von denen G. Schneider und V. Bennholdt-Thomsen berichten, einfach notwendig sein. Nach B. Sauerwein haben G. Schneider und V. Bennholdt-Thomsen mit ihren aufgeregten und empörten Interventionen gegen die 'Einführung', die ja keine Definition 'Subsistenz ist, wenn ... ist, also einen Beitrag zur 'Substanz der Theorie der Freiraumplanung' beigesteuert – unwillentlich, wie das immer mit Steuern ist. Wir würden jetzt auch schnauben, wenn wir gemeint wären. Und wir können nachvollziehen, dass die überzeugte Feministin wütend ist, wenn sie Petra Arndts Beitrag zum Auftakt zu lesen kriegt. Denn frei nach der Allüre linker StudentInnen, die in den 60iger und 70iger Jahren ArbeiterInnen den Klassenkampf erfolglos beizubringen suchten, kommen sie zur Feststellung des 'falschen Bewußtseins'. Wenn sie selber den opportunistischen 'Marsch durch die Institutionen' gehen, ist das weiter nicht der Rede wert. Niemand traut sich zu erzählen, dass das Leben in dieser 'reichen' Zeit vergnüglich sein kann, dass wir durchaus unseren Großeltern vergleichbar etwas behäbig die Mühen und Freuden des Alltags unkompliziert, geradezu gemütlich, leben können: vielleicht hätte das die 'Substanz zur Subsistenz' im Kapitalismus. Die Gelegenheiten, die Petra Arndt für sich und für uns aufführt, scheinen nicht normal zu sein, wenn wir mit dem kompensatorischen Effekt mainstreamiger Grünplanung beschäftigt werden: dem 'urban gardening', das der Protagonist vermarkteter Grünflächen, Wulf Tessin (2016:4–7) uns erklärt:

„Es ist ein Gärtnern ohne viel Arbeit, ohne viel Verantwortung, ohne viel Besitzdenken, ohne Langzeitperspektive, ohne viel Geld, mehr Gruppe denn Kleinfamilie, mehr Erlebnis denn Pflicht.Aber bei all den Einpersonenhaushalten, den kinderlosen Haushalten, den Alleinerziehenden heute: Macht da der Rückzug ins Private des Gartens noch Sinn und vor allem Spaß? Bringt es da nicht mehr mit anderen ein Gartenprojekt anzupacken und damit das private Ghetto wenigstens mal hin und wieder zu verlassenBei diesen neuen Gärtnern geht es deutlich lockerer zu, fast kreativ, auf keinen Fall spießig“

Nachdem u. a. aufgezählt wird, was die Grünplaner den Menschen eingeschwatzt haben - 'Privatheit im Garten', 'Gartenidyll', 'Freizeit auf der Scholle' – kommt Tessin zum neuen 'Ideal', wo der 'Garten'

„zu einer Fall-zu-Fall ...?... mit geringem Zeitbudget geworden (ist), mit befristetem Zeithorizont. Geld ist kaum erforderlich. Letztlich hängt nicht allzu viel daran, weshalb man sich auch auf alle Arten von Provisorien einlässt, Das New Gardening ist also ein Gardening light. Aber darin besteht das Neue und das, was New Urban Gardening auch für die Öffentlichkeit und die Medien interessant macht: Gärtnern einmal anders, ohne die alten idyllischen und kleinbür-

gerlichen Klischees, sozusagen ohne Spießertum, ohne den Kult von Privatheit, Gartenarbeit und Schollenverwurzelung“

Dafür erschallt das Lob einer unverbindlichen Gemeinschaft, des Kollektivs auf Zuruf und für 'ne Verabredung, Beschäftigung. Tessins wunderbare Skizze des 'Neuen Bewußtseins' führt Verhaeghe (P. 2015/2016 – Autorität und Verantwortung. München), der

„die neue Basis der Autorität bei der Gruppe sieht“ (:147),

„eine Erziehung aus der Gruppe heraus notweniger denn je“ hält (:148)

und sich wundert, dass

„Die Eltern allein gelassen werden, sich schuldig fühlen, sich zurückziehen“ (:149),

wenn bei soviel Gruppenautorität am Ende nur 'Schuldige' aber keine 'Verantwortlichen' übrig bleiben. Immer wieder muss das Schreckgespenst des spießig-pießigen Kleingärtners, die Dauerikone der Grünplaner herhalten, um diesen und uns von aller 'Mühsal' zu befreien:

wird heute, von aller Notwendigkeit und weitgehend auch von Mühsal befreit, als Freizeitbeschäftigung fortgeführt“ (Tessin, W. 2016:7 / s. dazu Stolzenberg, J. 1984/2004 NB 58: 28 - 36).

Womit der Autor an sein glückliches Ende gekommen wäre. Wie aber mit so viel Unverbindlichkeit und Zufälligkeit all die hehren Ziele der 'Ökologie', der 'Nahrungserzeugung', ja 'völkerverbindender Sympathie' wahr werden sollen, bleibt das Geheimnis der EntwerferInnen (Müller u. Paech 2012, Heistingering 2012 u. a.).

Bernd Gehlken: ‚Von der Ohn-Macht zum Spektakel‘.

V. Bennholdt-Thomsen hat dies in ihrer Philippika gegen den Einführungstext, in dem K.H. Hülbusch die Wortverbindung von Subsistenz und Produktion der Zeit in die Schuhe schiebt, vehement zurückgewiesen: sie besteht auf 'Subsistenzproduktion' und der Konkurrenz zur Produktion. Da die Arbeit für das tägliche Leben kein Produkt herstellt, auch nicht auf dem Markt gehandelt werden kann, also auch keinen Wert hat – also wie G. Schneider immer wieder zurecht und vehement betont: nicht wertgeschätzt wird – dann wären wir auf dem Sklavenmarkt (s. a. Neusüss, Ch. 1983) – gibt es, das ist genau die Entfremdung, der wir uns nicht entziehen können, keinen Vergleich zwischen 'Subsistenz' und 'Kapitalismus'. Das Notwendige verfügt nicht über Machtmittel gegen das Spekulative der Macht. Wer mit der Macht feilscht, will an der Macht teilhaben. Das mag eine Ambition für Funktionäre, für Leute, die daran verdienen wollen, sein. Die tägliche Arbeit – die 'unspektakulär', 'unsichtbar', 'privat', 'ohnmächtig' – wir fügen hinzu: zuverlässig, kontinuierlich, verantwortlich, tagtäglich, anwesend und manches andere (spießige) mehr ist -, hat dafür keine Zeit und weiß durchaus tätige Solidarität zu würdigen. Doch die Single-Geselligkeit, die Tessin zum 'Gesellschaftsbild' (s. Bernd, H. 1968) erhebt, kennt so wenig 'tägliche

Arbeit' wie die Konkurrenz zum Markt und existiert vom Reichtum des 'ungleichen Tauschs' und der Ausbeutung 'täglicher Arbeit' z. B. beim Verzehr von

500gr tiefgefrorenen Himbeeren	für 2,29 €
450gr Himbeergelee	für 1,19 €
375gr Südamerikanische Rindersteaks	für 4,95 €,

die heute (5.2.17) ein europaweiter Discounter anbietet. Im Vergleich dazu sind

10gr/90 cm Schnürsenkel	für 0,99 €
-------------------------	------------

horrend teuer. Nur mal gerechnet:

500gr Schnürsenkel kosten dann	50,00 €
--------------------------------	---------

beim gleichen Discounter.

So passt dann Helmut Lührs Behauptung:

'Subsistenz ist, wenn man kein Geld hat'

gut ins Bild der 'Genießer-Eßkultur', die lt. Müller, Ch. u. Paech, N. (2012) im 'postmateriellen und postfossilen Lebensstil zelebriert wird'

'So was musst du erstmal auf's Papier bringen', bringt H. Lührs seine Bewunderung über soviel dekonstruktivistischen 'Hedonismus' zum Ausdruck. Um zu dem Schluss zu kommen, dass der neue alte Trend

„städtischer Wüstungspolitik mit gleichsam inkorporierter Spekulation“, „dieser neue Trend Grün- und Stadtplaner, Ökonomen, Soziologen in wahrste Verzückung bringt“

Wie die Erfolgsberichte von B. Gehlken aus Jena beweisen.

Ingo Henckels: 'Subsistenz vor dem industriellen Zeitalter'

Musste die Provinz mit Steuern und Naturalgaben die 'Subsistence der Metropole' (Sombart, W.) zur Verfügung stellen – die Bau- und Kunstdenkmäler sind Zeugen dieser Ausbeutung – so mussten die Menschen in der Provinz Sorge für die Selbstversorgung tragen, denn

„der Anteil des Herrn ging vor gegenüber den Grundbedürfnissen der Familie“ (Berger, J. 1979/1984: 271).

Dieser Anteil wurde willkürlich festgesetzt, so dass Armut und Not Regel und die Fähig- und Fertigkeiten der 'kleinen' Leute überlebenswichtig waren. Bei Missernten, des Wetters wegen, und bei Kriegen wird aus der Armut schiere Not. Und die, so berichten die Chronisten immer wieder, ist durch die Kartoffel gemindert worden. Bis dann wieder Missernten, durch die Kraut- und Knollenfäule verursacht, Notzeiten zur Folge hatten, in denen nach H. Lührs 'Subsistenzbegriff': der 'Mangel an Geld', zuschlägt. Denn der Mangel an Nahrung treibt die Preise. Und ein sogen. Grundnahrungsmittel wird unbezahlbar. Der historiographische Siegeszug der Kartoffel lässt die Frage unbeantwortet, wovon denn vorher gelebt wurde? Oder, was mit dem 'Siegeszug der Kartoffel

einher und unter ging'? Denn immerhin gibt es vor der Kartoffel ein Wurzelgemüse mit geringer Anfälligkeit gegen Krankheiten, anspruchsloser Kultur, auch hinsichtlich Klima und Düngung, die außer höherem Zuckergehalt der Kartoffel in Stärke, Eiweiß, Mineralstoffen, Vitaminen u. a. Gehalten fast gleich und seit Jahrhunderten angebaut wurde: zumindest eine spannende Frage, auch für überzeugte Kartoffeleser. Denn die Kultur, Lagerung und Zubereitung der Pastinake ist im Vergleich zur Kartoffel wesentlich einfacher. Es gibt weder Pilzkrankheiten noch muss die Lagerung frost- und mit Rücksicht auf die Solamingehalte lichtfrei erfolgen. Und der Ertrag, den Becker-Dillingen (1924/1956: 628) mit 300 – 400 dz/ha angibt, ist um mindestens $\frac{1}{3}$ höher als der Kartoffelertrag der Zeit:

„Allen Anschein nach hatte die Pastinake früher als Nahrungsmittel eine erhebliche Bedeutung, bis sie durch die Kartoffel und die Möhre verdrängt wurde“ (ders.: 625).

Außer von Storl und Pfyl (2006: 145ff) wird die Pastinake, sogar bei U. Körber-Grohne (1987) kleingeschwiegen, sodass die neugierige Frage nach der Ursache bleibt. Klar, jeden Tag Kartoffeln essen ist schmackhafter als jeden Tag Pastinaken essen müssen. Auch H. Hobhouse (1985/1992: 246ff) Bericht von der 'irischen Katastrophe' nach Kraut- und Knollenfäule-Ernteverlusten ist sicher wahr. Vergisst aber ebenfalls auf die Nahrungsversorgung vor der Kartoffel hinzuweisen. So wie Hungersnöte in der 3. Welt – Trockenheit, Kalamitäten etc. immer nur aktuell und nie (selten) historisch betrachtet werden. Im ersten Weltkrieg, z. Zt. der Weltwirtschaftskrise, zweiten Weltkrieg und Nachkriegszeit war der Einbruch der Kartoffelernte für arme Menschen unbezahlbar. Und wer dabei war, wenn ein abgeernteter Kartoffelacker von Menschen aus der Stadt mit schlechtem Werkzeug auf der Suche nach übersehenen Kartoffeln den Acker noch mal umgruben, kann J. F. Millets Bild 'Angelusläuten' mit der Andacht von KartoffeleserInnen nachempfinden. Und ist vielleicht verwundert über ein feines Rezept, nach dem die beiden Stärkegemüse zu einem 'Stampf' vermischt werden.

Was uns zum Beitrag von Manfred Greulich-Blaß: ‚Subsistenz oder über die tägliche Ernährung‘ begleitet, bei dem wir unversehens wieder mit der Konkurrenz des täglichen Lebens, mit dem Kapitalismus konfrontiert werden. Im Klassen- und Geschlechterkampf gleichermaßen ungebildet nehmen wir für uns bescheiden in Anspruch, nicht über das richtige Bewusstsein zu verfügen und die Maxime der Studentin aus der berühmten – so sagte die Erzählung - Adorno-Vorlesung im Jahre 1971 zu befolgen:

Adorno: 'Es gibt kein richtiges Leben im Falschen'
Studentin: 'Aber daneben'

Die aus den 50iger Jahren vertraute Floskel – vor allem auf die Ernte aus dem Garten gemünzt:

‘Das kann man doch billiger kaufen’

hat den Preis auf die Arbeit übertragen und danach bewertet, im Vergleich zum Markt-Wert geschätzt. Das geflügelte Wort ‘Zeit ist Geld’ gilt eben nur für die Marktproduktion und –tätigkeit. Für die tägliche Arbeit ist Zeit eben Zeit – nicht mehr und nicht weniger. Das schafft weder den Kapitalismus noch den Markt-imperialismus ab. Schafft aber Freiraum des Verhaltens gegenüber den scheinbar unausweichlichen Zwängen des Konsums, die spätestens mit der Schule auf die Kinder transportiert wird. Man nehme nur die exotischen Speisepläne der Schulmensen für die politisch korrekte Geschmacks- = Konsumbildung. Die abstrusen Beispiele, die M. Greulich-Blaß uns auftischt, haben, nach seinem Zitat von Knop, U. (2011: 29)

„einen gemeinsamen Effekt, der die Menschen von Jahr zu Jahr mehr verunsichert“

Nach

‘Vorbild, Belehrung, Beispiel und Kommentar’

können wir praktisch erfahren und verstehen was

‘schmackhaft, sättigend und bekömmlich’

ist. Das mag hausbacken erscheinen. Es erübrigt jedoch sich von den Abstrusitäten des Marktes, den synthetisierten Lebensmitteln beschäftigen und vereinnahmen zu lassen. Die Propaganda- und Hiobsbotschaften über ‘gesunde’ und ‘ungesunde’ Nahrungsmittel – ohnehin schon eine unnötige Frage – ist der Markt für Forscher, Experten und Journalisten, die alle auch von der ‘Genießer-Eißkultur’ schwärmen. Dabei soll es doch tatsächlich immer noch möglich sein, ohne viel Klamauk schmackhaftes, sättigendes und bekömmliches Essen, das keiner chemischen Industrie bedarf, auf den Tisch zu stellen. Die Beispiele fürs Abstruse, das gibt der Autor mit der Auswahl selber zu, sind so zufällig, wie deren spektakulärer Auftritt, der nicht so zu ordnen ist, dass es einen Sinn macht. Alle diese Mitteilungen dienen der ‘Verzettelung’ (Balint, M. 1954). Jetzt gehört es heute zum guten Ton für Diversifikation – also Verwirrung – zu schwärmen: der Antrieb des Überflusses. Verstehen und behalten kann man nur, was leicht prüfbar folgt wie z. B.: unbehandelte, unverarbeitete Nahrung selber zubereiten. Dazu ist Zeit erforderlich, auch das muss man wissen, dann ist neben Kenntnis handwerkliches Können erforderlich. So kann der Unterhalt oder die ‘Subsistenz’ unseres Körpers mit Nahrung unkompliziert gelingen. Wissen, Kenntnis, Fertigkeit und Arbeit sind dazu die Ingredienzien der Subsistenz. Darauf darf man dann auch einen Schoppen trinken.

Die drei noch ausstehenden Beiträge, könnten unter das Motto ‘Thema verfehlt’ gestellt werden:

K.H. Hülbusch und Helmut Böse-Vetter – Dekorative Professionen

B. Sauerwein - Subsistenz der Theorie

F. Lorberg - Vor der Bibliothek.

Kritiker sind immer auch ein bisschen Propagandisten des Kritisierten. So 'kämpft' K.H. Hülbusch mit der Genese des Expertentums vom Haushalt über den 1. Schritt der Verselbständigung zum Handwerk und von dort zur Expertokratie, deren Beginn A. Sohn-Rethel (1972) in die Renaissance datiert, bis zu deren Vollendung im professionellen Experten mit dem Hang zum bevormundenden Ratgeber. Die 'tägliche Arbeit' setzt Kundigkeit voraus und erwirbt diese; die Fähigkeit dazu wird erlernt und ist personal gebunden, kommunal gesichert: individuelles und kommunales Gut. Beobachter, die kundiges Wissen ohne dies zu gebrauchen, sammeln, sind Kundige für das Gespräch mit den Handelnden, also Arbeitenden. Historisch ist deren Lebensunterhalt durch ein Amt alimentiert, so dass sie als Kundige immer das klassische Ehrenamt einnahmen (Walzer, M. 1983/2006:205). Es waren Verwaltungsbeamte, Lehrer, Richter, Apotheker, Pfarrer, gelegentlich auch Offiziere, bei denen auch Despotie und Eigennutz, Scharlatanerie vorkamen. Wo der Verbrauch für den Alltag aus Gegenständen besteht, Dinge die hergestellt werden müssen, ist das Handwerk eine 'Spezialisierung', die aus dem Zusammenhang des Haushalts gelöst der Gebrauchskunde, die den Plan 'liefert', verpflichtet bleibt. Was macht dann die PlanerIn? Welcher Gebrauchskunde ist sie verpflichtet? In der 'Gegend' mögen sie lesen können, was die Naturumstände sind und wie die Menschen damit wirtschaften. Historisch waren gar die Betriebsgröße, die betriebliche Wirtschaftsweise abzulesen, sowie die geschichtlich angewachsenen Zeichen. Davon ist fast nichts geblieben. Aber planen? Das haben Agrarpolitiker gemacht. Die Landschaftspflege hat seit Mitte – Ende des 18. Jahrhunderts nur die Dekoration, die Vertuschung dazu geliefert. Die Landschaftskunde aus der Geographie oder Vegetationskunde ist in der Landschaftspflege nie angekommen, weil die Verfügung im Sinne der Verwaltung der Ausweis für Wirksamkeit war und ist. Aber Landschaftsplanung? Was soll das sein, wenn die Bewirtschaftung und der Betrieb derselben das Kalkül ausmachen: Landschaftsplanung als Betriebsplanung? Von Beginn an ist die Landesverschönerung eine Dekoration physiokratischer (ökonomischer) Absichten und gleichzeitig eine herrschaftliche Freizeitunternehmung: also immer schon Grünplanung, zu der auch die Landschaftspflege (der Naturschutz) gehört. Bleibt noch die Freiraumkunde und deren handwerkliche Anwendung, die von der Herstellung erfahrungsgemäß sowohl organisatorisch wie materiell gebrauchbarer Freiräume – privat wie kommunal – bis zur sparsamen Ausstattung und Pflege der Vegetation reicht. Das scheint nur wenig. Gilt aber für jeden Ort mit kommunalem oder privatem Freiraum. Landschaftsplanung auf der Basis der Landschaftskunde und im vernünftigen Gespräch mit den Wirtschaftenden – ohnehin eine rare Erscheinung und hinsichtlich Mangels an betriebsökonomischer Kenntnis einge-

schränkt, selbst zu Zeiten da es noch Bauernwirtschaften gab, ist immer von der Landschaftspflege – dem städtischen Zugriff auf die Gratisnaturproduktivkräfte (der Naturschutz ist der abstruseste Teil davon) und von der Landschaftsarchitektur = Grünplanung okkupiert,

„damit ihr Auge, sobald sie sich aufs Land begeben, malerisch gekitzelt werde!“
(Loos, A. 1898/1981:146)

Wer in die Fachmagazine – so nennen sich jetzt ehemalige Fachzeitschriften, schaut, kann feststellen, dass die Profession schon hellwach abgedankt hat. Eine Landschaftskunde kann es geben. Landschaftsplanung ist dagegen unmöglich, weil dies heißen würde, dass diese die Bewirtschaftung des Landes organisieren würde. Das hätten die Funktionäre gerne und würde wohl noch chaotischer ausgehen als die implizit von der Maschinen-, der Chemie- und der Vermarktungsindustrie induzierte Industrialisierung der Agrarproduktion. Bernd Sauerwein, dessen Beitrag wir schon eingeführt haben, übernimmt es, die Vielgestaltigkeit des Begriffs ‘Subsistenz’ darzulegen. Sein Gedanke von der ‘Subsistenz der Substanz’, die ähnlich im Verhältnis von Regel und Prinzip (Kuhle, D. 1999:104-161) aufscheint, gibt der Arbeit einen honorigen Platz. Bevor auch B. Sauerwein die Diskussion der ‘politischen Ökonomie’ der 70iger Jahre aufnimmt. Wenn wir den ‘Doppelcharakter der Subsistenzarbeit’ akzeptieren, von der der Kapitalismus profitiert, indem wir ihm die Arbeitskraft und die Konsumenten erhalten – die beiden Pfründen des Profits, bleibt nur eine Folgerung. Den Kapitalismus können wir nicht abschaffen – alle Prognosen zur historischen Abschaffung haben vorhersehbar schmachvoll versagt – bleibt also nur die ‘Subsistenz’, d. h. uns durch Verweigerung abzuschaffen. Eine irre Konsequenz. Merkwürdig ist dagegen, dass der Gedanke, dem Wachstumsfetischismus mit der Macht, über die wir als Konsumenten verfügen, Paroli zu bieten und stattdessen den Verbrauch über das Notwendige hinaus – dazu gehören auch regionale Spezialitäten -, ohne sich einschränken zu müssen, zu verweigern, erst recht irre erscheint. Es ist wohl so, dass abstrakte Erörterungen nicht von ‘Status-quo und dem Spielraum’ an Entscheidungen ausgehen, sondern von einem fiktiven Ideal, an dem der Status-quo gemessen wird. Das hat etwas von der Unbrauchbarkeit der ‘idealen Landschaft’ des Entwurfs an sich. Die methodische Überlegung von der ‘Subsistenz der Substanz’ ist spannend. Wenn Subsistenz ein allegorischer Begriff für einen allgemeinen Zustand, ein Prinzip, eine Lebensweise oder wie man das ‘Prinzip’ nennen will, ist, dann stimmt sie mit der Substanz überein. Denn, ‘Arbeit’ an den Begriff angeklebt, das gibt beiden Begriffen keine Substanz. Arbeit bezeichnet für uns ein konkretes Tun, das nicht mal mit dem Suffix Arbeit hervorgekehrt werden muss. ‘Putzen’, ‘Aufpassen’, ‘Kochen’, ‘Essen’, ‘Pflegen’, ‘Trösten’, ‘Lieben’, ‘Freuen’, ‘Trauern’ und anderes wird in der ‘Hausarbeit’, den Ort, Platz der Arbeit betonend, zusammengefasst. Gärtnern bedarf des Suffixes Arbeit erst, wenn es in

unnütze Tätigkeit verwandelt wird. Es wäre also ein begrifflich überzeugender – neben allen anderen – Gebrauch des Begriffs 'Subsistenz' für alle Arbeiten zum Erhalt und Unterhalt des täglichen Lebens sinnig und verständig. Klar: dies ist nicht feministisch gedacht und beruft die beiden 'Hälften' des Himmels in den Zeugenstand.

Frank Lorberg spielt ein bisschen den einsamen Wolf, der naturschutzbegeistert z. Zt. Konjunktur hat, und requiriert die Bibliothek für 'Intellektuelle', 'Wissenschaftler' und 'Gelehrte'. Sicher dürfen auch weniger anspruchsvolle Menschen eine Bibliothek ihr Eigen nennen und mit banalerer Neugier eine 'öffentliche' Bibliothek zu Rate ziehen. Auch, wenn das Internet 'andere Zugänge zu 'Informationen' ermöglicht'. Doch, wie H. Lührs (s. dessen Beitrag) konstatiert, ist nicht der Zugang ein anderer sondern das Interesse und die Absicht:

„Wissen wird zur Information umetikettiert ... Das akademische Motiv des Verstehens ist dem des Verkaufens gewichen“ (Lührs, H. s. o.).

Und der Aufschluß einer Bibliothek nach einer Kartei von AutorInnen und Schlagworten wird in eine Wortfloristik aufgelöst, deren Wichtigkeit in der Zahl der Nennungen vorgetäuscht wird. Dieses Verfahren entbehrt im Gegensatz zur Systematik des Schlagwortverzeichnisses einer Bibliothek jeder Logik. Die LeserIn wird zum User. Für diesen gibt es kein Gespräch mit der AutorIn (Nadolny, St. 1990), weil die Herkunft der Information irrelevant ist, so dass die Geschichte des Buches weitgehend eine Geschichte der Technik des Buchdrucks und der Auflage ist, was das Buch wenig berührt. Das Internet hebt das Buch auf: es liefert auf Knopfdruck, was man gerade braucht. Z. B. ob Schivelbusch 'so oder mit ie' geschrieben wird. Die private Bibliothek wird je verschieden geordnet und verfügt von vornherein über Zufälle und Überraschungen beim Suchen, sie hat neben dem Standartrepertoire auch 'Ladenhüter', die selten gesucht, oft nur zufällig wieder gefunden werden. Und das ist, wenn man auf eine Analogie zum Freiraum hinaus will, der dysfunktionale Anteil der privaten Bibliothek.

Der Bericht von H. Mölleken zum Ort des Abschlußspaziergangs, die Beine zu vertreten, Luft zu schnappen, den Begriff am Gegenstand zu üben und zu prüfen, beschließt Jahreshauptversammlung und Symposium. Für dessen Vorbereitung vor Ort bis zum Schlußspaziergang danken wir den TeilnehmerInnen Henrike Mölleken und Bernd Burg.

Literatur

- Balint, M. 1954/2001: Der Arzt, sein Patient und die Krankheit. 10. Auflage, Klett-Cotta, Stuttgart.
- Becker-Dillingen 1924/1956: Handbuch des gesamten Gemüsebaues einschließlich der Gewürz- und Heilpflanzen. 6. Aufl. Berlin
- Berger, J. 1979/1984: SauErde. Geschichten vom Lande. Frankfurt/Main.

- Bernd, H. -1968- Das Gesellschaftsbild bei Stadtplanern. Stuttgart.
- Gotthelf, J. 1849/1978: Die Käserei in der Fehfreude. Basel.
- Hobhouse H. 1985/1992: Fünf Pflanzen verändern die Welt. Stuttgart.
- Knop, U. 2011: Hunger und Lust. Edition BoD. Frankfurt./M.
- Kösler-Grohne, U. 1987: Nutzpflanzen in Deutschland. Stuttgart.
- Kuhle, D. 1999: Kranken-'Haus'?! In: Gute Bau-Gründe. Beiträge zur Siedlungs-, Freiraum-, Baustruktur. Notizbuch 54 der Kasseler Schule. 104-161. Kassel.
- Loos, A. 1898/1981: Wäsche. In: ders.: Ins Leere gesprochen: 146-153. Wien
- Müller, Ch., Paech, N. (2012). Suffizienz & Subsistenz - Wege in eine Postwachstumsökonomie am Beispiel von 'Urban Gardening'.
- Nadolny, St. 1990 – Das Erzählen und die guten Absichten. München.
- Neusüß, Christel 1983: Und die Frauen? Tun die denn nichts? oder: Was meine Mutter zu Marx sagt. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis Heft 9/10. Köln.
- Stolzenburg, H.J. 1984/2004: There is no business like showbusiness. In: Das Gartenamt 33. 410-414. 1984. Nachgedruckt in: Licht und Schatten. Herstellungsplanung. Notizbuch 58 der Kasseler Schule. 28-36. Kassel.
- Sohn-Rethel, A. 1972: Geistige und körperliche Arbeit. Frankfurt/Main.
- Storl, V.-D.; Pfyl, P.S. 2006: Bekannte und vergessene Gemüse. München u. Zürich.
- Sombart, W. 1922/1967: Liebe, Luxus und Kapitalismus. Über die Entstehung der modernen Welt aus dem Geist der Verschwendung. München.
- Tessin, W. 2016: Der Garten im gesellschaftlichen Wandel. In: blätterrauschen (49): 4 – 7 Stuttgart.
- Verhaeghe P. 2015/2016: Autorität und Verantwortung. München
- Walzer, M. 1983/2006: Sphären der Gerechtigkeit. Frankf./M.



Unser Tagungshaus der Fokolar-Bewegung

Einladung zum 16. Symposium 'Subsistenz' oder 'Über die Arbeit'

in 42651 Solingen

Tagungsort: Zentrum Frieden

Fokolar-Bewegung e.V., Wupperstraße 120

Beginn: 9:00 Uhr

25.11.2015

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,

wir möchten Euch ganz herzlich zum Symposium 2016 in Solingen einladen. Mit dem Thema 'Subsistenz' haben wir mit Sicherheit wieder etwas überlegt, was wie ein Berg vor einem steht. Subsistenz ist z.B. mit 'Urban Gardening' u.ä. wieder in aller Munde, wurde aber auch in den 70iger/80iger Jahren kräftig diskutiert. Also etwas abgefrühstückt?

Kiwi hat für uns eine Einführung ins Thema geschrieben, die mit der Einladung verschickt wird. In seinem Text steckt eine Menge Vorarbeit zur Historie, wie der Begriff seinerzeit diskutiert wurde und warum, und warum es sich trotz einer modischen Erscheinung lohnt mal einen Tag lang über diesen Begriff und was 'Subsistenz' ausmacht, zu debattieren. Kiwi macht eine Reminiszenz und erinnert dabei sowohl an H- Hanna Arendt und Marx mit dem Begriff 'Reproduktion', als auch an Meta mit 'Produktion der Reproduktion' – also der in den 70'ern gängigen Denkweise der Bürgerinitiativen und Linken.

Seine Einführung lädt uns zu vielen Erinnerungen, Beispielen und Analogien aus unterschiedlichen Bereichen ein.

Wir freuen uns über zahlreiche Beitragsanmeldungen, am besten nähern wir uns auch diesem Thema über Beispiele. Das können praktische aus dem Alltag, der Planung, dem Handwerk sein, vielleicht mag sich auch der ein oder andere ein früheren Text aus den Notizbüchern zum Thema wählen, diesen zusammenfassen und erzählen.

Die Beiträge sollten bei mir zwecks Überlegungen zum Fahrplan mit einigen Notizen bis zum 15.2.2016 angemeldet werden.

Heike Lechenmayr, Im Großen Feld 11, 37081 Göttingen, Tel.: 0551/9004939

E-Mail: Lechenmayr@web.de

Literatur

Innenhaus und Außenhaus (Hülbusch, I.M.); Arndt, P. 2006: Haus oder Wohnung. NB 66; Texte von Regina Helbig in NB 54, 57,64; Groeneveld; Bernd Gehlken: Von der Bauerei zur Landwirtschaft, NB 36; Bernd Burg: Vom Weinbauern zum Winzer, NB 46; Das Haus; u.v.a. Veronica Bennholdt-Thomsen u. Maria Mies, Hanna Arendt, Carmen Dams, usw.

Liebe Grüße

Heike

'Subsistenz'

Einführung in das Thema

Karl Heinrich Hülbush

So hat die Versammlung beim letzten Symposium in Wrisbergholzen beschlossen, soll das Thema – das Beispiel, die Frage – des nächsten Symposiums sein. Auch dieses Thema erfüllt die Bedingung, dass es ausgelegt und über den i.w.S. orthodoxen Gehalt hinaus vor- und zur Diskussion gestellt werden kann.

Die Autorinnen des 'Bielefelder Ansatzes' (V. Bennholdt-Thomsen, M. Mies, C.v. Werlhoff) schreiben zeitgemäß von der 'Subsistenzproduktion – oder Lebensproduktion' (hier z.B. Mies, M. 1983) und stellen die 'Subsistenz' in Widerspruch zur wirtschaftlich produktiven Tätigkeit neben diese, wie es schon K. Marx andeutet, dass die Menschen

„also die Produktion des Lebens, sowohl des eignen in der Arbeit wie des fremden in der Zeugung leisten“ (K. Marx in Arendt, H. 1958/2010:125)

Wie schon bei Marx wird beim Bielefelder Subsistenzansatz von der 'Produktion' gesprochen:

„Demnach umfaßt Subsistenzproduktion alle Arbeit, die bei der Herstellung und Erhaltung des unmittelbaren Lebens verausgabt wird und auch diesen unmittelbaren Zweck hat. [...] Damit steht der Begriff Subsistenzproduktion im Gegensatz zur Waren- und Mehrwertproduktion. Bei der Subsistenzproduktion ist das Ziel 'Leben', bei der Warenproduktion ist das Ziel Geld, das immer mehr Geld 'produziert', oder die Akkumulation vom Kapital“ (Mies, M. 1983/1985:117)

Die Autorin weist darauf hin, dass die 'Bielefelder Debatte' lange Zeit durch die Produktionsweisen-Diskussion eingeengt war. Trotzdem blieb die 'Produktion' antagonistisch zur 'Warenproduktion' beibehalten. Irgendwie blieb der Wunsch, der Subsistenz einen ökonomisch aufzurechnenden Wert bei zumessen, erhalten. Auch bei I.M. Hülbush (1978) finden wir in der Bezeichnung 'Produktion der Reproduktion' die Absicht, der Produktion die klammheimlich einvernommene Arbeit für die Zeugung und Erhaltung des (täglichen) Lebens kategorisch entgegen zu stellen. Es hilft nicht: es rechnet nur, was zählt und nicht wie schon Nietzsche spricht, 'das Bewusstsein von der zweiten Rolle'. Das zeitgenössische Dilemma mit Marx' ökonomischer Theorie zu Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre hat Hannah Arendt 25 Jahre früher schon pragmatisch und furchtlos erörtert und differenziert, indem sie Marx' Theorie kritisiert und die Widersprüche darin aufzeichnet. Sie unterscheidet:

„Das Arbeiten ist wie das Konsumieren zuerst ein verzehrender Prozess, indem die Materie nicht verwandelt, sondern zerstört wird, und die Gestalt, die die Arbeit ihrem 'Material' aufprägt, ist nur die Präparierung für die bevorstehende Vernichtung“ (Arendt, H. 1958/2010:118)

Die etwas drastische Formulierung dürfte jede VeganerIn erschrecken. Die Arbeit des täglichen Lebens, für das tägliche Leben, muss, dafür sorgt die Natur des Selbsterhaltungstriebes und des sozialen Wesens, jeden Tag gelebt werden. Es gibt da keine Pausen. Das Herstellen, die Produktion von Dingen, Werkzeugen, Waren ist da anders organisiert:

„Es ist das eigentliche Merkmal des Herstellens, daß es einen definitiven Anfang und ein definitives, voraussagbares Ende hat“ (Arendt, H. 1958/2010:169f.)

So betrachtet ist eine Sorge um die 'Subsistenz' nur nötig, wenn wir sie gerne wie die 'Produktivität' verrechnen wollen, den 'Wert' vom 'Mehrwert' abziehen wollen. V. Bennholdt-Thomsen und M. Mies (1997) änderten den Oberbegriff der 'Subsistenzproduktion' ohne Federlesen in 'Subsistenzperspektive' und tappen in die nächste Modernismusfalle:

„Die Veränderungen, um die es beim Subsistenzansatz geht, setzen weder eine politische Avantgarde voraus, noch müssen sie warten, bis die Situation oder die 'Produktivkräfte' reif sind. Sie können von jeder und jedem hier und heute sofort begonnen werden. Allerdings setzt dies eine andere Perspektive voraus“ (Bennholdt-Thomsen, V., Mies, M. 1997)

Da wir dem Lebensunterhalt aus Selbsterhaltungstrieb nachgehen, wir je nach Lebensumständen – verfügbaren Mitteln – und Lebenstradition – familial gelernt und sozial erlernt – dem Unterhalt unseres Lebens nachgehen, müssen wir damit nicht erst beginnen: wir tun das. Christel Neusüß berichtet aus dem 'Gespräch mit ihrer Mutter' von familialen Lebenstagen vor der Wirtschaftswunderzeit. Die Diskussion der 70er Jahre hatte die Hausarbeit vor allem von Familien mit Kindern zum Gegenstand. Die in den 80er Jahren mit der Feminismus-Debatte beginnende Dominanz der Junggesellen-Ansprüche (s. Dams, C. 1990) bis hin zur gegenwärtigen Situation der Event-Isolierungs-Beschäftigung haben hinsichtlich der Lebenstradition, dessen, was sie für das tägliche Leben nötig erachten, sehr verschiedene Erfahrungen und Erwartungen, weil diese von der industriellen Außenlenkung (Riesmann, D.; Gehlen, A.; Adorno, T.W. u.v.a.) manipuliert werden. Die Subsistenz, die Arbeit des Lebensunterhalts, fällt in der Wahrnehmung der verschiedenen Generationen unterschiedlich aus. Vereinfacht mit J.F.C. Turner (1978) sind die Armen in reichen Gesellschaften ärmer. D.h. auch: Je reicher die Gesellschaft ist (tut), desto eher fühlt man sich arm.

Doch diese Armut gilt nicht dem Unterhalt des täglichen Lebens, also der Subsistenz, sondern der Demonstration des Lebensstils mit der Verfügung über Apparaturen. Selbstverständlich wird bei dieser Wahrnehmung die freigiebig gespendete Lebensmittelversorgung so selbstverständlich, dass sie keine Notwendigkeit mehr ist. Die Dummen sind jetzt die in den armen Ländern und mit den armen Tätigkeiten. Dagegen ist die 'Subsistenz' eine Stilfrage in einer etab-

lierten und ökonomisch sicheren Lebenssituation – ein anspruchsvoller Stil. Man muss unbedroht und unabhängig sein, dies mit Vergnügen zu leben.

Mittel und Zweck

'Susistenz', ein angesehener Begriff in der alternativen und feministischen Diskussion, ist abgehakt und wird seit spätestens 2005 von 'Gender-Mainstreaming' abgelöst. Das tägliche Leben wird vom 'gendergerechten' Pöstchengeschacher ersetzt, ersetzt wieder mal die Autonomie der Menschen durch die Macht der Verwaltung (s. Turner, J.F.C.; Hülbusch, I.M.; Böse-Vetter, H.; Ullrich O.). Mittels der 'Top-down-Strategie' wird neuerdings die Dienstanweisung verbrämt:

„'Gender-Mainstreaming' ist gezielter aus auf das Analysieren, Infragestellen, auf neue Gewichtungen. Gender-Mainstreaming kommt nicht von außen, sondern entfaltet seine Wirksamkeit durch die Integration in die bestehenden Strukturen auf allen Ebenen“ (Petterson, G. 2004:12)

Oder:

„Die Institutionen des Mainstreams sind Politik, Verwaltung, Recht, Beschäftigungs- und Bildungssysteme“ (Fleischer, E. 2006:39)

Käthe Protze empfiehlt,

„dass geklärt werden muss, welche Vorstellung vom Leben mit der Planung unterstützt wird oder werden soll. In diesem Zusammenhang bieten Gender und Diversity zwei Konzepte, die dazu beitragen Planungen zu prüfen und individuelle sowie strukturelle Auswirkungen zu prüfen“ (Protze, K. 2009:178)

Die Vermessenheit 'individuelle Auswirkungen' zu prüfen und dann auch noch planen zu wollen, erinnert an die Architekten, die damit ständig neue Entwürfe erklären (s. z.B. Glaesener, N. 1996/2000; Protze, K. 1997/2000; Mölleken, H. 1999; s.a. NB 80/2013: Das Haus), mit einer Perspektive ohne Geschichte. Hannah Arendt spricht davon, dass der 'Schutz des Privaten' nicht mit der Bevormundung und Gängelung, gar Kontrolle des Privaten gekoppelt ist:

„[...] aber die Sorge, die alle politischen Gemeinschaften vor der Neuzeit der Erhaltung des Eigentums angedeihen ließen, weist doch deutlich darauf hin, wie sehr man sich auch der positiven Züge des Privaten bewusst war. Nur führte diese Sorgfalt allerdings nie dazu, die spezifisch privaten Betätigungen, also das was innerhalb des Privatbereichs selber vor sich ging, direkt zu schützen: sie galt vielmehr den Grenzlinien, welche ein Stück Eigentum von dem Eigentum der anderen wie von der allen gemeinsamen Welt abtrennen“ (Arendt, H.: 1958/2010:87)

Die Übung für die Organisation dieser Grenzlinien ist beim Blick in die Vergangenheit und die aus Erfahrung bewährten Beispiele zu finden und zu verstehen und nicht in Versprechungen der 'Perspektive':

„So ist es nicht das Innere dieses Bereichs [des Privaten, Anm.], dessen Geheimnis die Öffentlichkeit nichts angeht, sondern seine äußere Gestalt, dasjenige nämlich, was von außen errichtet werden muss, um ein Inneres zu bergen, was von politischer Bedeutung ist. Innerhalb des Öffentlichen erscheint das Private als

Eingegrenztes und Eingezäuntes, und die Pflicht des öffentlichen Gemeinwesens ist es, diese Zäune und Grenzen zu wahren, welche das Eigentum und Eigenste eines Bürgers von dem seines Nachbarn trennen und gegen ihn sicherstellen“ (Arendt, H.: 1958/2010:77f.)

Der 'Bereich des Haushalts und des Eigentums' ist genau die Gelegenheit, die nötig ist für die Führung des Haushalts. Wenn PlanerInnen über die 'Subsistenz' oder – weniger dramatisch und exotisch – über den Haushalt oder 'das tägliche Leben' (Duras, M.) nachdenken wollen, ist ihnen der Blick auf die bewährte Erfahrung zugänglich, nicht aber auf das Vermögen, die Vorlieben und die Ökonomie der Haushaltenden. Das geht sie nichts an. Und wie Handwerker, deren Werke erfahrungsgemäß, also konservativ (A. Loos) hergestellt werden, hat die PlanerIn ihren Rat zu geben. Das entspricht nicht der ideologischen Projektion vom Künstler und/oder Erzieher, die als Studierbild grassiert, weil wir auch da wieder der Illusion der Gegenrechnung zur Mehrwertproduktion begegnen. Das 'tatsächliche' Haushalten kann also bestenfalls ein Beispiel für die Wahrnehmung der Gelegenheit sein, nicht aber ein Vorbild. L. Migge (1913) hat das Phänomen der 'Gelegenheit' am Fall des Gartens, vom Gemüsegarten bis zur Grünfläche, durchdekliniert, was nur funktioniert, wenn der Gemüsegarten bei 'Gelegenheit' wieder eingerichtet werden kann, ohne dass eine Administration Rechte dabei hätte.

Wenn die Gelegenheit der 'allen gemeinsamen Welt', die aus Prinzip für die Aufnahme des verschiedensten Gebrauchs sehr unspezialisiert eingerichtet (organisiert) sein muss – wie die Geschichte, bis auf die letzten 150 Jahre, zeigt –, kann für die Gelegenheit des Eigentums, den Ort des Haushalts, nichts anderes gelten. Gut: 'ein Zimmer' für mich allein ist heute fast absurd, weil auch im Wartesaal jede/r mit seinem Handy 'für sich allein ist'. Trotzdem bleibt für das 'Haus' ebenfalls die 'Gelegenheit' des Gebrauchs konstituierend für den Haushalt. Je aggressiver die Außenlenkung ist, desto wichtiger ist die Organisation des Grundrisses für die gemeinsamen Gelegenheiten. Die Beweisführung für die Erfahrung im 'Haus' (Böse-Vetter, H. et al. 2013) ist bei vereinzelt Individuen für das wenige, übriggebliebene Gemeinsame des Haushalts, der ja noch besteht, eine unkomplizierte Gelegenheit für notwendige Kooperationen. Hier tritt gegen den individuellen Stil die gute Stube – von Entwerfern immer als bourgeois oder kleinbürgerlich abgetan – 'auf', die allen gemeinsam gehört; für den Haushalt etwa so wie die 'allen gemeinsame Welt' der Kommune.

Gelegenheit oder Vermögen

Wenn wir beobachten, dass Kinder in vom uns erinnerten – natürlich vergoldeten – Alter z.B. keine Kastanien für den Verkauf an den Förster sammeln oder keine Früchte klauen, die verlockend über den Zaun blinkern, vermögen sie die Gelegenheit nicht zu lesen: haben das nicht gelernt oder/und schauen nicht auf das, was sie umgibt. Jetzt ist es so, dass, was nicht gebraucht – im wahrsten

Sinne des Wortes – wird, verloren geht. Die Wiederbezauberung des Landes mit 'Streu'-Obstbäumen, die nie der Natur oder Ökologie wegen, sondern für den Frisch- und Wintervorrat, Apfelmus, Apfelsaft und nicht zuletzt Wein und Schnaps und Einstreu (Heimen, H.; Riehm, P. 1986), gepflanzt wurden, ist eine modische Gelegenheit ohne Dauer, weil der 'gnôle' (s. J. Berger) doch nicht mehr so wichtig ist. Es ist, wie das Beispiel der Stadtbäume zeigt, handwerkliches Können auf eine nachahmende Tätigkeit zu übertragen (s. Blaß A., Hülbusch K.H. et al. 2014/NB 85); weil das so natürlich erscheint, ist es kaum zu vermitteln. Sollen wir dennoch darauf verzichten, die Kastanien abhacken und die Gelegenheiten der Erfahrung einfach wegräumen?

„Warum sich solche Mühe geben bei der Arbeit und sich um etwas sorgen über dem das Verhängnis steht? Und darauf antworte ich: Arbeiten ist eine Art, das Wissen zu bewahren, das meine Söhne jetzt verlieren“ (Berger, J. 1979/1984: 105)

Auch das Möhrchen-Paradigma der Subsistenz, die Erzeugung von Nahrungsmitteln, ist heute kein Reichtum, der auch noch unabhängig macht. Eher ist es Ausdruck für die viele Zeit, im gewissen Sinne von Arbeitslosigkeit wie das z.B. bei Rentnern ist, die über ein sicheres Geldeinkommen verfügen und wachsen lassen, was der Markt nicht anbietet. Hierbei ist nicht nur die Gelegenheit für den Anbau eine Voraussetzung, sondern auch das Vermögen, den Anbau durchzuführen und im Sinne der HausGemüsegärtnerei zuzubereiten und für den Winter zu konservieren. Wobei festzuhalten ist, vorausgesetzt die Gelegenheit und das Vermögen sind verfügbar, dass der Einkauf von Nahrungsmitteln, auch der von industriell aufbereiteter Fertigware, heute so 'preiswert' ist – die billige Version kostet noch weniger –, dass die Hausgarten-Versorgung keine rechnerische Größe, die sie früher mal für familiale Haushalte und damit für deren Alltagssicherheit hatte, ist.

„Die Reproduktion der unmittelbaren Lebensbasis ist für Menschen 'naturbedingt' von zentraler Bedeutung und somit auch die Abhängigkeiten in diesem Bereich. Es ist von fundamentalem Unterschied für die Betroffenen, ob diese Lebensbasis nur in Ungewißheit, Mühe, Furcht und im Kampf gegen andere gesichert werden kann oder in der befriedeten Sicherheit und Solidarität mit anderen Menschen“ (Ullrich, O. 1977/79:157)

Dieser Text, ebenfalls der Zeit um 1980 zugehörig, rückt ebenfalls die unmittelbare Lebensbasis – Haus und Hof und Garten – in den Blick. M. Walzer (1983/2006) weist (fast gleichzeitig und wohl mit amerikanischen Erfahrungen, s.a. D. Harvey 1987) auf den 'Markt imperialismus' hin:

„Eine radikale Laissez-faire-Wirtschaft gliche, indem sie in jede andere Sphäre eindringe [...], einem totalitären Regime. Jedes soziale Gut würde von ihr in eine Ware verwandelt“ (Walzer, M. 1983/2006:183)

Die vielgerühmte 'Dienstleistungsgesellschaft' kann wohl typisch für diese Art der Verwahrung gelten, die selbstverständlich, weil diese Leistungen aus der Haushaltung herausgelöst worden und deshalb dem feministischen Lamento über die schlechte Würdigung der 'Hausarbeit' angepasst sind, miserabel entlohnt werden. Und gleichzeitig die Bemühungen der Industrie, diese zu mechanisieren, nicht ruhen lässt.

Wenn 'soziale Güter' in Waren verwandelt werden, wird die Beziehung zwischen den Beteiligten geschäftsmäßig, was H.P. Bahrdt (1961) dann Urbanität nannte. So gehört zum Garten auch der Überfluss und die Weitergabe, Verschenken an Nachbarn, Bekannte, Freunde, nicht zuerst die Vermarktung. G. Mak (1996/2014, Wie Gott verschwand aus Jorwerd) erzählt von den kommunalen Kooperationen, die verschwinden, weil

„[...] die Bauern in immer stärkere Abhängigkeit von den abstrakten ökonomischen Kräften der Außenwelt [gerieten]. [...] Immer weniger Leute im Dorf waren mit der Herstellung konkreter Gegenstände [...] beschäftigt. Immer mehr Menschen erwarben sich ihren Reichtum durch Worte, durch Papier und abstrakte Geschäfte“ (ebd.:163)

Die Produktionsöffentlichkeit ist weg und damit das Gespräch und die 'Vielen zufälligen und höchst trivialen Begegnungen', die eine Kommune konstituieren.

„Nachbarschaftshilfe fungiert dabei häufig als eine Art gegenseitiger Versicherung, also eine Form der Risikostreuung, [...] im Grunde also als eine Wirtschaft ohne Geld“ (ebd.:180)

Nein, keine Wirtschaft und deshalb ohne Geld, worüber 'man nie ein überflüssiges Wort verlor'

„Aber vor allem ist diese Tradition der Solidarität – wie früher auch in den Arbeiterbezirken der Großstädte – für Dörfer stets eine bewährte Methode gewesen, kollektiv zu überleben“ (ebd.:180)

Dem Gedanken, dass Subsistenz oder all das

„[...] wozu der Lebensprozeß unmittelbar nötig [...]“ (Arendt, H. 1958/2010:88)

privat bzw. familial ist und für ein 'soziales Wesen' auch 'soziales Empfinden' nicht nur lernen sollte sondern auch für die Orientierung benötigt, wenn wir in Solidarität leben wollen, kommt in der 'Subsistenzdebatte' merkwürdig kurz – so kurz, dass der Eindruck von isolierten Einzelwesen entsteht: die 'Subsistenz' ist äußerst einzelprivat und isoliert. Gender mainstreaming ist ebenfalls auf Einzelpersonen gerichtet, was im 'Diversity-Rad' fast ironisch die Menschen nach dem Abstand zur AkademikerIn sortiert.

Nehmen wir ein Beispiel: Das gemeinsame Studieren, Lernen, Lehren, das innerhalb der AG Freiraum & Vegetation bestand, war eine institutionell vorgehaltene Gelegenheit – also ein Freiraum. Was die Beteiligten getan haben, war im Sinne von H. Arendt Arbeit, das Vermögen für eine Tätigkeit herzustellen, wie Mahlzeiten, das Vermögen der physischen Existenz z.B. fürs Lernen und

Verstehen, fürs Fühlen und Denken sind. Die AG-Bibliothek ist kein Ort für geschäftsmäßige Vorgänge sondern für Arbeit und im groben 'Subsistenz'. Die 'Subsistenz' ist ein 'Schenken'; frei nach K. Marx. Die Diskussion über Texte und Fragen ist reich, weil auch mit Wissen aus der Geschichte nachgedacht wird, dass die Gedanken nicht nachgerechnet werden. Jede/r macht sich ihre Gedanken in dem Wissen, dass sie ohne das Gemeinsame des Nachdenkens so nicht gäbe.

„[...] die spezifische menschliche Form der Lebenskraft, die gleich der Natur immer mehr schafft und erzeugt als unmittelbar in ihrem Haushalt besorgt wird [...]“ (Arendt, H. 1958/2010:128)

Sie ist keine Geschäftsbeziehung sondern eine Tradition des Tausches ohne Abrechnung wie Christel Neusüß (1983) konstatiert, da ihre Mutter, deren Arbeit in Christel Neusüß Leib und Seele geworden ist, diese nicht an den Kapitalisten verkaufen kann. Und Christel Neusüß ist nicht nur Empfängerin und kriegt trotzdem kein Entgelt. So gesehen und M. Walzer (1983/2006) großzügig ausgelegt, sind alle Ämter partiell Ehrenämter, außer sie reden zu viel über die Ehre.

„Die traditionellen Volkstänze werden nur noch wie Theaterstücke aufgeführt – von Gruppen, die sie eigens einstudiert hatten“ (Mak, G. 1996/2014: 267)

Die Bedeutung der 'Subsistenz' erinnert besonders mit der Idee des 'Möhrchen Theorems' an solche Volkstänze, die gegenüber Einwanderern und Landlosen aufgeführt werden und ohne die Dauer zuverlässiger Arbeit, d.h. Autonomie keine Voraussetzung der Kommune sind. Diese Vortäuschung ist

„[...] die andere Seite der Medaille: Traditionen verschwanden Ende des zwanzigsten Jahrhunderts genau so schnell wie bestimmte Pflanzenarten auf einer Viehweide – sofern man sie nicht künstlich am Leben erhielt“ (Mak, G. 1996/2014:266)

Einem Begriff, der emotional vereinnahmt, den Widerspruch nachzuweisen, ist verdammt mühsam und geht nur unvollkommen. Damit wir darüber diskutieren können, ist ein bisschen Disziplin, die über sublimen Andeutungen hinausgeht, nötig und das Panofsky'sche Triumphirak zu berücksichtigen. Zumindest gilt dies für den Ort/ die Gelegenheit/die Situation – dem, was leichtfertig die 'Ressourcen' und besser wohl die Mittel oder Gelegenheiten genannt wird. Und dann auch für den exemplarischen Gebrauch dieser Gelegenheit/das 'Arbeiten' oder dessen Verhinderung oder Erschwerung.

Die PlanerIn lernt aus der Vergangenheit, die in der Gegenwart enthalten und in der materiellen Organisation der Lebenswelt mittelbar zu lesen und abzubilden, zu erklären, zu deuten ist. Lesen können wir die Wahrnehmung der Außenwelt als Gelegenheit. Die Gelegenheiten bestehen nicht nur im praktischen Gebrauch sondern auch in der Gelegenheit Erfahrungen zu lernen. Das ist der Einvernahme durch den Markt hinderlich. Denn die Lernbarkeit und das soziale

- familiäre wie kommunale – Lernen des Lebensortes machen Unabhängig von der Marktpropaganda und der Außenlenkung, von 'Aufwandsstilen und Aufwandnormen'. Die Planerin ist nicht zuständig, für das, was die Menschen tun. Das Metier besteht in der Aufgabe den erfahrungsgemäß 'gerechten' Freiraum, den kommunal und den privat verfügbaren, 'gerecht' und qualitativ – nicht quantitativ – gleiche Bedingungen der Lebensorte zu bedenken.

„Ziel ist nicht die Unterdrückung von Unterschieden, sondern deren Zurückdrängung, so dass die Kinder erst einmal lernen, Bürger zu sein. Arbeiter, Manager, Kaufleute und Akademiker können sie später werden“ (Walzer, M. 1983/2006:296)

Planen, das ist, wie H. Böse schreibt, einen Plan für viele Pläne zu bedenken. Dann können alle so autonom – oder subsistenzuell – leben, wie sie es für nötig und möglich und wünschenswert halten.

Literatur

- Arendt, H. 1958/2010: *Vita activa – oder: Vom tätigen Leben*. München.
- Bahrdt, H.P. 1961: *Die moderne Großstadt*. Reinbek bei Hamburg
- Bennholdt-Thomsen V.; Mies M. 1997: *Eine Kuh für Hillary*. München
- Berger, J. 1979/1984: *SauErde*. Frankfurt a. Main
- Blaß A.; Hülbusch, K.H. et al. 2014: *Vom Gedeihen der '7000 Eichen'*. NB 85. Kassel
- Böse-Vetter, H.; Braun, U.; Hülbusch, K.H.; et al. 2013: *Das Haus*. NB 80. S. 18-146.
- Dams, Carmen 1990: *Die produktive Bedürftigkeit der angestregten Junggesellenkultur*. Notizbuch 16 der Kasseler Schule. S. 79-103. Kassel.
- Duras, Marguerite 1987/1988: *La Vie matérielle, Das tägliche Leben*, dt. von Ilma Rakusa, Frankfurt am Main.
- Fleischer, E. 2006 in Damjanovic, D. 2007: *Landschaftsplanung als Qualitätssicherung zur Umsetzung der Strategie des Gender Mainstreaming*. S.40. Wien, Mühlheim a.d.Ruhr.
- Glaesener, N. 1996/2000: *Mit Mühe und Not – „Frauengerechter Städte- und Wohnungsbau“* NB 56. S.246-325. Kassel.
- Harvey, D. 1987: *Flexible Akkumulation durch Urbanisierung. Reflektionen über „Postmodernismus“ in amerikanischen Städten*. In PROKLA 69. 17 Jg.
- Heimen, H. u. Riehm, P. 1989: *Der Streuobstbau. Mit Beispielen aus Nordhessen*. Arbeitsbericht des Fachbereichs Stadtplanung und Landschaftsplanung. Heft 71. Gesamthochschule Kassel.
- Hülbusch, I.M. 1978/1981: *Innenhaus und Außenhaus – Umbauter und sozialer Raum*. Schriftenreihe 01 der Organisationseinheit Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung. Gh Kassel. Heft 033. Kassel.
- Hülbusch, K.H., Blaß, Anne, Volz Hannes 2013: *Das Haus*. Notizbuch 80 der Kasseler Schule. S.18-146. Kassel.
- Mak, Geert 1996/2014: *Wie Gott verschwand aus Jorwerd*. München.
- Mies, M. 1983/1985: *Subsistenzproduktion, Hausfrauisierung, Kolonisierung*. In: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* Bd. 9/10, S.115-124. 2. Aufl.
- Migge L. 1913: *Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts*. Jena

- Möller, H. 1999: Die offensichtliche und die verheimlichte Verschwendung der städtischen Bauflächen. NB 54. S.227-288. Kassel.
- Neusüß, Christel 1983: Und die Frauen? Tun die denn nichts? Oder: Was meine Mutter zu Marx sagt. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis Heft 9/10. Köln
- Loos, A. 1921/1981: Ins Leere gesprochen 1897-1900. Unveränderter Neudruck der Erstausgabe von 1921. Wien.
- Petterson, G. 2004, in Damyanovic, D. 2007: Landschaftsplanung als Qualitätssicherung zur Umsetzung der Strategie des Gender Mainstreaming. Wien/Mühlheim a.d.Ruhr.
- Protze, Käthe 1997/2000: Auch das frauenspezifische Rad ist ein Rad. Ein Kommentar zum „frauenspezifischen Siedlungsentwurf“ NB 56. S.241-245. Kassel.
- Protze, Käthe 2009: Hausen statt Wohnen. Von der Hartnäckigkeit gesellschaftlicher Wertvorstellungen in wechselnden Leitbildern – Vorschlag für einen Blickwechsel. NB 74. S. 3-206. Kassel.
- Ullrich, O. 1977/79: Technik und Herrschaft. Frankfurt am Main.
- Turner, John J.F.C. 1978: Verelendung durch Architektur. Bern.
- Walzer, M. (1983/2006): Sphären der Gerechtigkeit. Frankfurt/ NewYork)



z.K.: ein Brief zur Diskussion um das Symposiumsthema 'Subsistenz' von K.H. Hülbusch an alle Mitglieder AG Freiraum u. Vegetation und TeilnehmerInnen des Symposiums/JHV 2016

Nachtrag

26.02.2016

Mein Vorschlag ist, den Titel zum Symposium zu ändern und statt der offenbar engen geschützten Bezeichnung 'Subsistenz' den Begriff 'Arbeit', der alles einbezieht, was wir für uns und unser soziales Leben tun, zu verwenden. Auch ist jeweils die Arbeit zu bezeichnen und zu betrachten, so dass z.B. – was ja auch zutrifft, Lernen eine Arbeit ist. H. Arendt bezeichnet im Gegensatz zum „Arbeiten“, die Produktion inkl. der Produktivität „Herstellen“ Die Fähigkeit, Dinge herzustellen, gehört – siehe Wittfogel 1932 – zu den „gesellschaftlichen Produktivkräften“, die aus der Sphäre der Arbeit stammen, sind in uns und nicht im Hergestellten zu erkennen. Ähnlich ist es mit Werkzeugen, die ja hergestellt werden. Ein Industriebau dient der Herstellung von Werkzeugen, ist also ein Produktionsfaktor. Ein Haus dagegen ist ein Werkzeug für die Arbeit des Lebens, also unproduktiv. D.h. hier wie überall sonst, insbesondere bei den freien Gütern, versuchen die Produzenten vor allem die naturbürtigen Lebensgrundlagen zu enteignen und in naturbürtige Produktionshilfsmittel zu verwandeln (steht „natürlich“ bei H. Arendt, s. auch M. Walzer 1983/2006: 183ff – da steht auch was Kluges übers Schenken) und dem täglichen Leben zu enteignen. Das Buch von H. Arendt ist weder eine Bibel noch eine Dienstanweisung und führt ein Lern-Lehrgespräch mit der LeserIn zum Lernen und Verstehen. Es ist also eine gute Anregung für unsere Aufmerksamkeit und unser Lernen als FreiraumplanerInnen zwischen arbeitender und herstellender Aktivität und als Alltagsmenschen mit notwendiger Arbeit.

Ich hatte einige Kopien/Lesehinweise angekündigt. Nach den Anstreichungen in meinem Leseexemplar bin ich die Kapitel durchgegangen und habe die üppiger unterstrichenen Seiten extra aufgeführt. 'Vita activa' kann locker auch so einfach irgendwo aufgeschlagen werden, weil der rote Faden das Buch zusammenhält.

Liebe Grüße Kiwi

Arendt, H. 1958/2010 – Vita activa, oder Vom tätigen Leben

Kapitel 2 – Raum des Öffentlichen und der Bereich des Privaten:	S. 33-97
insbesondere:	S. 62-97
Kapitel 3 - Die Arbeit:	S. 98-160
insbesondere:	S. 105-138, 150-181
Kapitel 4 - Die Dauerhaftigkeit der Welt:	S. 161-201
insbesondere:	S. 198-212
Kapitel 5 - Das Handeln:	S. 213-317
insbesondere:	S. 278-317
Kapitel 6 - Die Vita activa und die Neuzeit:	S. 318-416

Mit Stichwort im Leseverzeichnis sind die Seiten: 11, 87-91, 95, 104, 107, 114, 118-123, 130-132, 164-171, 177-178, 192, 199, 217, 257, 286, 322-340, 376 extra aufgeführt.

Viel Spaß und Erleuchtung beim Lesen. K.

Das Elend der Arbeiterklasse und das Elend der Lehre³²

ein Bogenschlag vom Beitrag Helmut Lührs 'Landschaft ist wichtig'
zum Beitrag von Karl Heinrich Hülbusch 'Streitkräfte und Strategien'

Bernd Sauerwein

In seinem Beitrag 'Landschaft ist wichtig' hat Helmut Lührs (2014/2016) erzählt, wie das Eigentum durch die Veränderung der Ökonomie an Bedeutung verlor. War einst das Eigentum an Grund und Boden ein hart erkämpfter Garant für die Freiheit, die Freiheit des bäuerlichen Wirtschaftens, ist dies heute nicht mehr der Fall. Das Eigentum an Grund und Boden hat keinen Wert, da der Besitz, d.h. die Nutzung, eingeschränkt ist. Einerseits erhebt der administrative Naturschutz, wie auch Sebastian Heinzen in seinem Beitrag 'Verholzungen' (s. auch Heinzen 2014a) exemplarisch darlegte, Besitzansprüche auf das bäuerliche Landeigentum, andererseits scheint in der herrschenden Ökonomie bäuerliches Wirtschaften nicht möglich und einzig die Verpachtung an großflächig wirtschaftende Landwirte ökonomisch sinnvoll. Widerstand, d.h. bäuerliches Wirtschaften, ist zwar theoretisch möglich, bedarf aber als Anachronismus viel Mut. Auch die Landwirte, die als Pächter das Land besitzen und wirtschaften sind nicht frei. Ihre Wirtschaft, auf Kredite aufgebaut, entspricht der eines Merchandising-'Unternehmers', dem die Führung seines Betriebes vom 'Mutter'konzern vorge-schrieben ist, während er das Risiko seiner Verkaufsstelle alleine tragen darf. Das 'Lehrbuch der Landschaftsökologie' von Uta Steinhardt, Oswald Blumens-tein & Heiner Barsch (2012), das K. H. Hülbusch in seinem Beitrag 'Streitkräfte und Strategien' referierte, ist eigentlich ein Leerbuch, gefüllt mit hohlen Graphi-ken und absurden Sprüchen. Nach den wenigen Textproben, die K. H. Hülbusch referierte, fällt nur Goethes Faust (I: 2552-2557; 2573-2576) ein:

"Hexenküche

Faust: Mich dünkt die Alte spricht im Fieber.

Mephistopheles: Das ist noch lange nicht vorüber.

Ich kenn es wohl, so klingt das ganze Buch;

Ich habe manche Zeit damit verloren,

Denn ein vollkommener Widerspruch

Bleibt gleich geheimnisvoll für Kluge wie für Toren.

Faust: Was sagt sie für ein Unsinn vor?

Es wird mir gleich der Kopf zerbrechen.

Mich dünkt, ich hör ein ganzes Chor

Von hunderttausend Narren sprechen."

³² Symposium April 2014, Landschaft, Felsberg / Gensungen, Kommentar zu zwei Beiträgen beim Symposium 2014. Weil er so gut passt, wird er in diesem Notizbuch veröffentlicht.

Wie debattiert, zerstört das Leerbuch gleichermaßen die alltagspraktischen Kenntnisse der Lernenden wie das beruflich vorhandene Wissen, also die Tradition des Forschens.

Beides kann sowohl hinsichtlich der Folgen für den Einzelnen, für die Bäuerin wie für den Studenten diskutiert werden; ebenso sind die Folgen wie Helmut Lührs beschreibt, in der Landschaft sichtbar und im anderen Falle für den Beruf verheerend. Ich möchte hier aber auf eine Gemeinsamkeit aufmerksam machen, die beiden Fällen, die zunächst sehr unterschiedlich scheinen, zugrunde liegt: auf den Kapitalismus bzw. auf den Imperialismus, der in der marxistischen Kapitalismuskritik verkannt wurde. Er scheint mir das Wesen bzw. das Prinzip des Kapitalismus. Die hier dargelegten Überlegungen sind nur kursorisch auf Literatur gestützt, skizzenhafte Ausführungen, die aber sicherlich leicht mit Beobachtungen und Belegen gefüllt werden können.

Nach Karl Marx erzielt der Kapitalist Mehrwert, da die Bezahlung der Arbeitskraft, also der Lohn des Arbeiters, nicht an dem von ihm hergestellten Wert, sondern an den Kosten seiner gesellschaftlich gegebenen Reproduktion orientiert ist. Die Differenz, den Mehrwert, investiert der Kapitalist in neue Maschinen. Bezogen auf die Konkurrenz ist dies notwendig und folgerichtig, da mit vermehrtem Maschineneinsatz der Anteil der 'Sachkosten', wie die Verwaltung sagen würde bzw. des fixen Kapitals gegenüber den Personalkosten, also dem Anteil der Arbeit steigt. Insgesamt kann er das Produkt jedoch billiger erzeugen, als die Konkurrenten, da die Lohnkosten, das variable Kapital, bezogen auf das Produkt geringer sind. Die Differenz ist der Extraprofit, den er solange erzielt, bis seine Konkurrenten entsprechend investieren.

Mit zunehmender Investition in Maschinen etc. steigt somit auch gesamtgesellschaftlich bzw. gesamtkapitalistisch der Anteil der Maschinenkosten gegenüber den Lohnkosten; bzw. umgekehrt der Anteil der Lohnkosten und damit der Anteil der Arbeit am Produkt sinkt. Da nur die Arbeit resp. der Arbeiter und die Arbeiterin Wert und damit den begehrten Mehrwert erzeugen, wird dieser bezogen auf das Produkt relativ weniger. Marx nennt dies den tendenziellen Fall der Profitrate.

Schon früh wies Rosa Luxemburg (19(13)75) darauf hin, daß der tendenzielle Fall der Profitrate vom Kapital durch die Aneignung nicht kapitalistisch hergestellter Werte zur Realisierung von Profiten aufgefangen wird. In ihrer Imperialismustheorie (gegen Lenin 19(16)60) zeigt sie, daß dies durch die Herrichtung der Kolonien für den kapitalistischen Markt geschieht. Dies ist in den 1980er Jahren in feministischer Kritik von den Frauen um Veronica Bennholdt-Thomson, Maria Mies, Christel Neusüß, Claudia v. Werlhof etc. aufgegriffen und auf die Kapitalisierung der Subsistenz- insbesondere Hausfrauen- resp. Haushaltsarbeit bezogen worden. Die Überlegungen wurden natürlich in marxistischer Kritik wenig beachtet, belächelt und verkannt. (Zusammenfassend und Hinweise zu den wenigen Ausnahmen: s. Sohn 2006).

Die Beiträge von Helmut Lührs und Karl Heinrich Hülbusch zeigen aber, daß der Einbezug nicht kapitalistisch erzeugter Werte, d.h. ihre Enteignung durch die kapitalistische Ökonomie in der Kapitalakkumulation durchaus virulent ist, ja bereits mit der ursprünglichen Akkumulation begann, deren imperialistischen Charakter Marx verkannte. Denn bereits in den gesellschaftlichen Kosten für die Reproduktion der Arbeitskraft war die Haushalts- und Erziehungsarbeit, wie Christel Neusüß (1985) ausführte, unterschlagen. Zudem beruhte der Profit im Frühkapitalismus auf der Aneignung der mit der Bauernbefreiung enteigneten Bauern. Die doppelte Befreiung der Bauern, von der Lehnsherrschaft wie vom Land, machte sie zu besitzlosen Arbeitern. Gleichzeitig entwertete sie die gemeinen Nutzungsrechte und Nebenbeintzungen z.B. der Ränder, die den subsistent wirtschaftenden geringen Leuten auf dem Land, nicht aber dem Proletariat zugänglich waren (Sauerwein 2006). Mit der Enteignung wurden gleichzeitig, da die subsistente Nutzung nicht mehr gegeben war, Absatzmärkte des Kapitals hergestellt. Wer sein Essen nicht selbst herstellt, muß es kaufen. Bereits dieser wenig beachtete Zugriff war ein imperialistischer auf dem m. E. wesentlich das Prosperieren des Frühkapitalismus beruhte.

Oder näher zu uns:

„...muß die Frage gestellt werden welchen Anteil an der miserablen städtischen Situation gesellschaftlichen Verhältnissen angelastet werden kann, unter denen die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse nur dann möglich wird, wenn sie mit Profit verbunden ist, oder wieweit eine nur schlechte Planung vorliegt“ (Hülbusch K.H.; Koch, J. u. Kreikenbaum, H. 1973/1994:173)

Rosa Luxemburg beschreibt den zweiten Schritt. Nachdem der Kapitalismus zur herrschenden Ökonomie wurde, er die bestehenden europäischen subsistenten Ökonomien für seine Akkumulation aufgezogen hatte, wurde die Ökonomie auf die Kolonien ausgeweitet. Die koloniale Ausbeutung, genauer die Enteignung und Aneignung der dort erzeugten Werte, fing den tendenziellen Fall der Profitrate auf und schuf gleichzeitig neue Märkte zur Realisierung des Profits. Dies kennzeichnet auch, quasi als Binnenkolonisation bzw. Binnenimperialismus, die Technisierung des Haushaltes und Enteignung des subsistenten Hauswirtschaftens durch Fertigprodukte. Angefangen von Maggi (das – nebenbei erwähnt – nicht aus Liebstöckel gewonnen wird, sondern ein industrielles Abfallprodukt ist) bis hin zur Fertigpizza dient die Küche zur Realisierung des Profites. Durch die Enteignung der subsistenten Hauswirtschaft wird der Markt für die Fertigprodukte und Haushaltsgeräte erst geschaffen und dort wie anderswo spätestens seit den 1990er Jahren durch 'geplante Obsoleszenz' erhalten.

Weit vorab (im niedergehenden Feudalismus) und völlig unbeachtet und unbeachtet ist auch das Haus enteignet und zur Wohnung geworden (Böse-Vetter, H.; Braun, U.; et al. 2013). Die subsistenten Nutzungen, die im Haus möglich sind, müssen in der Wohnung gekauft werden. Ein weiterer Markt zur Realisie-

nung der Wohnprodukte war hergestellt, genaugenommen als Voraussetzung der Enteignung der Hauswirtschaft.

Die Erkämpfung des Eigentums an Land und Boden war nur ein Zwischenschritt zur imperialistischen Eroberung des sekundären Sektors, wie der Rückblick zeigt. Zunächst, und dies ist charakteristisch für den imperialen Zugriff, war mit dem Eigentum ein 'freies' bäuerliches Wirtschaften organisiert. Daher stand ihm auch wenig Widerstand entgegen. Die von Helmut Lührs beschriebene Veränderung der Bedeutung des Eigentums zeigt, daß es im Kapitalismus nicht um die Freiheit und auch nicht wie ideologisch propagiert marktwirtschaftlich um das freie Wirtschaften der Einzelnen (auch nicht der Handwerker oder Kleinkrämer) geht. Vielmehr ist das Aufblühen dieser Wirtschaft die Vorstufe des imperialen Zugriffs. Die Entwicklung der Agrarökonomie organisiert den imperialen Zugriff durch vorgeblich notwendige Investitionen in Maschinen, Stallungen, Dünger, Biozide, etc., die zur Kapitalabhängigkeit der zu kapitalistischen Landwirten gewordenen Bauern führt (Lührs 1994, 2013). Über den so erhöhten Anteil fixen Kapitals in den Agrarprodukten verdienen Agrarkonzerne und Banken erheblich mehr, als die Landwirte (Mandel 1972). Für Landwirte oder auch Bauern, die diese Investitionen in fixes Kapital nicht nachhalten können, erscheint im kapitalistischen Kontext eine Verpachtung ökonomisch sinnvoll, wenn ihr Land, typischerweise Grenzertragslagen, nicht vom Naturschutz okkupiert ist. Die oft großagrarischen Pächter sind heute zudem und zunehmender durch Vertragsanbau u. ä. in ihrer Betriebsführung nicht frei. Durch diese merchandisingähnlichen Abhängigkeiten der Pächter resp. der Bewirtschafter wird der Wert des Landes und der Landarbeit der imperialistischen Ökonomie zugeführt (Mandel 1972). Der weitere Verlauf ist nur insofern absehbar, da absehbar die Besitzer/Pächter in der Masse Pleite gehen und auch die durch ihre Arbeit erzeugten Werte vom Kapitalmarkt aufgesogen werden.

K. H. Hülbusch's Beitrag zeigt, daß der imperialistische Zugriff auch auf ganz anderer Ebene, nur schwer erkennbar, virulent ist. Das 'Leerbuch der Landschaftsökologie' zerstört das Wissen, sowohl das individuelle alltagspraktische Wissen wie das kritisch beschreibende Wissen der Humanwissenschaften. Dieses Wissen steht der imperialistischen Kapitalakkumulation im Weg. Umgekehrt bildet dessen imperialistische Enteignung einen Markt, nicht nur für Leerbücher sondern vor allem für Produkte, die durch die Enteignung des praktischen Wissens entstandene Leere ersetzen. Das Leerbuch ist kein Einzelfall, sondern Ausdruck der Zerstörung von Forschung und Lehre durch das 'credit' orientierte Studium (Hülbusch & Troll 2003) wie Auftrags'forschung'. Auch ideologisch ist diese Enteignung des praktischen Wissens nicht zu verachten, da mit ihm Widerständigkeiten gegen imperialistische Zugriffe, die z.B. in der Anti-AKW-Bewegung etc. der 1980er Jahre, virulent waren, schon im Keimstadium zerstört werden.

Der tendenzielle Fall der Profitrate bedingt, daß das Kapital sich außerkapitalistisch erzeugte Werte aneignen muß, um die systembedingte Reduzierung der Mehrwertrate zur Erhöhung resp. zur Haltung der Profitrate auszugleichen. Es gilt Mephistopheles:

"Das ist noch lange nicht vorüber."

Narr. Heut abend wieg ich mich im Grundbesitz - (Ab)

Mephistopheles. (*solus*) Wer zweifelt noch an unsres Narren Witz!

(Goethe Faust II: 1. Akt Kaiserliche Pfalz, Lustgarten. Morgensonne; 6171-6173)

Literatur:

- Bennholdt-Thomson, Veronica 1982: Bauern in Mexiko. Zwischen Subsistenz- und Warenproduktion. 214 S. Frankfurt.
- Bennholdt-Thomson, Veronica & Maria Mies 1997: Eine Kuh für Hillary. 255 S. München.
- Bennholdt-Thomson, Veronica, Maria Mies & Claudia von Werlhof 19(83)92: Frauen die letzte Kolonie. 212 S. Zürich.
- Böse-Vetter, H.; Braun, U.; Hülbusch, K.H.; et al. 2013: Das Haus. Notizbuch 80 der Kasseler Schule. S. 18-146. Kassel.
- Heinzen, Sebastian 2014: Verholzungen. Vortrag auf dem Symposium 'Landschaft' der AG Freiraum und Vegetation am 12.04.2014 in Felsberg/Gensungen. Mskr.
- Heinzen, Sebastian 2014a: Verholzungen. Die Vegetation als Ausdruck der Landnutzungsgeschichte dargestellt am Beispiel eines kleinen 'Stücks Landschaft' in der Eifel. Bachelorthesis im Studiengang Naturschutz und Landnutzungsplanung des Fachbereichs Landschaftswissenschaften und Geomatik an der Hochschule Neubrandenburg. Mskr. 95 S. Neubrandenburg (Zur Veröffentl. in den Neubrandenburger landeskundl. Skizzen vorgesehen).
- Hülbusch, Karl Heinrich 2014/2016: Streitkräfte und Strategien. Vortrag auf dem Symposium 'Landschaft' der AG Freiraum und Vegetation am 12.04.2014 in Felsberg/Gensungen. NB Symposien 2012-2014 in Vorb.
- Hülbusch, K.H.; Koch, J.; Kreikenbaum, H. 1994: Gutachten zur Freiraumplanung der Universität Bremen (1973). Notizbuch 33 der Kasseler Schule. Vom Regen in die Traufr: S. 169-281. Kassel.
- Hülbusch, Karl Heinrich & Troll Hartmut (Hrg.) 2003: Wer nicht lernt, kann nicht lehren. Notizbuch der Kasseler Schule 61. 252 S. Kassel.
- Lenin (Uljanow, Wladimir Iljitsch) 19(16)60: Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus. Lenin Werke 22: 189-309, Berlin.
- Lührs, Helmut 1994: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. Notizbuch der Kasseler Schule 32. 201 S. Kassel.
- Lührs, Helmut 2013: Einführung. in Bachhammer, Sofian et al.: Kompaktseminar 'Ein Stück Landschaft sehen, beschreiben, verstehen – Wohlbach im Vogtland' vom 25.05. – 06.06.2014. Projektarbeit an der Hochschule Neubrandenburg im Studiengang Naturschutz und Landnutzungsplanung: 9-19. Mskr. zur Veröffentlichung in den Notizbüchern der Kasseler Schule vorgesehen.
- Lührs, Helmut 2014: Landschaft ist wichtig. Vortrag auf dem Symposium 'Landschaft' der AG Freiraum und Vegetation am 12.04.2014 in Felsberg/Gensungen. Mskr.

- Luxemburg, Rosa 19(13)75: Die Akkumulation des Kapitals. Ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus. Rosa Luxemburg Gesammelte Werke 5., 807 S. Berlin.
- Mandel, Ernest 1972: Der Spätkapitalismus. edition suhrkamp 521., 542 S. Frankfurt/M.
- Marx, Karl (1867)1974: Das Kapital I. MEW 23., 955 S. Berlin.
- Marx, Karl (1885)1970: Das Kapital II. Hrsg. Engels, Friedrich. MEW 24., 559 S. Berlin.
- Marx, Karl (1894)1973: Das Kapital III., Hrsg.Engels, Friedrich, MEW 25., 1007 S. Berlin.
- Marx, Karl 1976: Theorien über den Mehrwert, herausgegeben vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. MEW 26.1, 497 S. Berlin.
- Marx, Karl 1982: Theorien über den Mehrwert, herausgegeben vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. MEW 26.2, 705 S. Berlin.
- Marx, Karl 1982: Theorien über den Mehrwert, herausgegeben vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. MEW 26.3, 663 S. Berlin.
- Neusüß, Christel 1985: Die Kopfgeburten der Arbeiterbewegung oder Die Genossin Luxemburg bringt alles durcheinander. 359 S. Hamburg.
- Sauerwein, Bernd 2006: Cruciata laevipes-Versamungen. Notizbuch der Kasseler Schule 68: 149-182. Kassel.
- Sohn, Manfred 2006: Marx, Luxemburg und die Entbehrlichkeit des Feminismus. Utopie kreativ 189/190: 748-751.
- Steinhardt, Uta, Oswald Blumenstein & Heiner Baarsch 2012: Lehrbuch der Landschaftsökologie.



Begrüßung und Einführung

zum 16. Symposium 'Subsistenz' oder 'Über die Arbeit' (2016)

Heike Lechenmayr

„Aber es gibt ein berühmteres und auch viel plausibleres Beispiel, das man zugunsten der Gleichsetzung von Herstellen und Arbeiten anführen kann. Die notwendigste und elementarste Arbeit des Menschen besteht in der Bestellung des Bodens, und der Ackerbau stellt in der Tat eine Tätigkeit dar, in welcher sich das Arbeiten in seinem Vollzug in ein Herstellen verwandelt. Denn obwohl alle landwirtschaftlichen Arbeiten dem biologischen Lebensprozeß des Menschen notwendiger und dem Kreislauf der Natur inniger eingefügt sind als irgendeine andere Tätigkeit, hinterlassen sie doch ein Resultat, das die Tätigkeit selbst überdauert und zu einem greifbaren, bleibenden Teil der Welt wird: wo jahrein und jahraus, in endloser Wiederholung gepflügt, gesät und geerntet wird, fügt sich die Wildnis der Natur schließlich in ein von Menschen bestelltes Land. Das ist natürlich der Grund, warum zu allen Zeiten die Würde der Arbeit an der Landarbeit exemplifiziert worden ist, während die Haushaltsarbeiten stets ins Feld geführt wurden, wenn man die knechtische Natur der Arbeit kennzeichnen wollte. Zweifellos steht die Landarbeit, die die Produktion der Lebensmittel besorgt, dem Herstellen näher als die Hausarbeit, die für ihren Konsum erforderlich ist; zweifellos auch geht die uralte Hochschätzung des Landbaus darauf zurück, dass die Bodenbestellung eben nicht nur Lebensmittel erzeugt, sondern bestelltes Land, in welchem die Erde, zum Acker verwandelt, nun den Grund hergibt für die Erstellung der Welt. Dennoch springt selbst in diesem Feld der Unterschied zwischen Arbeiten und Herstellen als menschlichen Tätigkeiten in die Augen: auch Ackerland ist niemals wirklich ein Gebrauchsgegenstand, der seine Eigenständigkeit besitzt und für seine Beständigkeit nur einer gewissen Pflege bedarf; der bestellte Boden muß, wenn er Ackerland bleiben soll, immer wieder von neuem bearbeitet werden; er besitzt kein von menschlicher Mühe unabhängiges Dasein, er wird niemals zu einem Gegenstand. Selbst da, wo in jahrhundertelanger Mühe der bestellte Boden zur Landschaft geworden ist, hat er nicht die Gegenständlichkeit erreicht, die den hergestellten Dingen eigen ist, die ein für allemal in ihrer weltlichen Existenz gesichert sind; um Teil der Welt zu bleiben und nicht in die Wildnis der Natur zurückzufallen, muß er immer wieder von neuem erzeugt werden.“
(Arendt, H. 1967/2015:163-164)

Im Verlauf der Vorbereitungen zum diesjährigen Symposium wurde das Thema 'Subsistenz' anlässlich eines heftigen Disputs mit Frau Professor Gerda Schneider aus Wien um den Untertitel 'Über die Arbeit' ergänzt, weil es unsere Diskussion viel besser zum Ausdruck bringt. Die Themenfindung im letzten Jahr entstand aus den Gedanken und der Kritik an der Einvernahme der einfachen Selbstversorger- und Hauswirtschaftsgärten in die Eventkultur und das Städtemarketing in Form von 'Urban gardening', Selbsterntegärten, die 'essbare Stadt' usw.... Propagiert werden diese modischen Erscheinungen – wie gleich

Bernd Gehlken referieren wird – mit Subsistenzproduktion, Subsistenzperspektive usw... Gemüse- und Obstgärten gab es schon immer und sie hatten tatsächlich mal eine große lebenswichtige Funktion, wenn man z.B. an die Bergarbeitersiedlungen im Ruhrpott denkt. Hier waren die Gärten allerdings von oben wegen der sehr schlechten Bezahlung oktroyiert um die Arbeiter still zu halten. Noch in meiner Kindheit in den 60er Jahren wurden den Arbeitern vieler Firmen Schrebergärten zur Verfügung gestellt. Realistisch betrachtet sind wir heute soweit, dass sich ärmere Menschen finanziell im Hinblick auf Abstandssummen, Pachtzahlungen, notwendigen Arbeitseinsatz und Missernten gar keine Gärten mehr leisten kann. Die gebauten Lebenswelten lassen diese Spielräume nicht mehr zu. D.h. entweder man hat Land und die Landlosen kommen nach wie vor an kein Land. Mit dem Vortrag von Helmut Lührs werden wir etwas dazu hören und wenn wir das Wort 'Subsistenz' als solches ernst nehmen, gerade die Armen sind darauf angewiesen, wie sie ihr Leben im beengten Geschloßwohnungsbau 'meistern'. Das heißt wir sind soweit, dass die private Gemüseproduktion in weiten Teilen zu einem Hobby und einer idealistischen Größenordnung von Besserverdienender und Intellektueller geworden ist (vgl. Vortrag K.H. Hülbusch).

Das Thema reizt zweifellos zum Abschweifen und um zurückzukommen, Bernd Gehlken und Bernd Sauerwein referieren beide, daß 'Subsistenz' ursprünglich den Lebensunterhalt, den Bestand meint. Und damit gehört außerhalb der Erwerbstätigkeit eine Menge an Nebenher dazu, wie K.H. Hülbusch es in der Einführung zum Thema beschrieben hat. Es ist der Haushalt mit Wäsche flicken, Kochen, Backen, Putzen, Aufräumen, Reparieren, Nachbarschaftshilfe, Kindererziehung – wie es Petra Arendt in ihrem Vortrag erzählen wird.

Das ausführliche Zitat von Hannah Arendt, zu Beginn, beschreibt sehr schön den feinen Unterschied dessen, was da passiert: nämlich Arbeit, deren Wesen es ist, nie aufzuhören und äußerst selten von einem Produkt gekrönt wird. Die Landwirtschaft wird mit einer Ernte belohnt, die satt macht und in Erinnerung bleibt. Im Haushalt wird nie mitgezählt zum wievielten Male man die Socken aus dem Weg geräumt hat, und man wird dafür nie auch nur ein Lob erhalten, weshalb dem Haushalt der Makel einer sehr ungeliebten lästigen Arbeit anhaftet. Das Gärtnern, wie der Haushalt, fangen wie Hannah Arendt schreibt, immer wieder von vorne an, aber das Produkt liegt beim Gärtnern, weshalb die 'Subsistenzdebatte' wohl immer wieder an den Möhrchen fest gemacht wird, und nicht an der täglichen Arbeit.

Das hat uns bewogen den Titel mit dem Untertitel 'Über die Arbeit' zu erweitern. Als PlanerInnen müssen wir uns immer daran erinnern und bedenken, wie denn diese Arbeit stattfinden kann und welche Grundbedingungen in der Planung dafür berücksichtigt werden müssen.

16. Symposium 12.03.2016

Thema 'Subsistenz' oder 'Über die Arbeit'

9:00 Uhr	Begrüßung	Heike Lechenmayr
1. Gruppe: Vom Alltag (Ltg. Hannes Volz)		
9:15 – 9:25	Kochen und Geschmack	Manfred Greulich-Blaß
9:40 – 9:50	Kinder, Küche, Kirche	Petra Arndt
2. Gruppe: In der Not (Ltg. Helmut Böse-Vetter)		
10:05 – 10:10	Subsistenz vor dem industriellen Zeitalter - am Beispiel von Notzeiten und der Bedeutung des Neophyten Kartoffel.	Ingo Henckels
10:25 – 10:35	Subsistenz ist, wenn man kein Geld hat	Helmut Lührs
10:50 – 11:10	Kaffeepause	
3. Gruppe: Von den feinen Leuten (Ltg. Bernd Sauerwein)		
11:10 – 11:20	Von der Ohn-Macht zum Spektakel. Die Instrumentalisierung der Subsistenz	Bernd Gehlken
11:35 – 11:45	Dekorative Professionen, 'Das Bewusstsein von der zweiten Rolle'	K.H. Hülbusch (vorgetragen von HBV)
12:00 – 14:00	Mittagspause und Imbiss	
4. Gruppe: Der Beruf – akademische Arbeit (Ltg. Jörg Kulla)		
14:00 – 14:10	Vor der Bibliothek	Frank Lorberg
14:25 – 14:35	Subsistenz und Raub	Bernd Sauerwein
Ca. 15:00 Uhr	Abschlußdebatte. Festlegen des Themas für das nächste Jahr	
16:30	Erzählrunde aus dem Alltag (Ltg. Helmut Lührs u. Ulrike Braun): Arbeit, Beruf, Beobachtungen, Einschätzungen	
18:30 – 19:30	Abendessen	
19:30	Fortführen der Erzählrunde	
Irgendwann gemütliches Beisammensitzen und Klönen		

13.03. 2016 **Spaziergang in Solingen – Genossenschaftsbauten**
 10:00-13:00 Vorbereitet und geleitet von Henrike Mölleken und Bernd Burg

(Nur) Kinder, Küche, Kirche – aus meinem Alltag

Petra Arndt

Subsistenz, was war das noch mal?

Als ich das Thema dieses Symposiums und die Einleitung von Kiwi gelesen habe, kamen sofort Erinnerungen und Emotionen in mir hoch.

Subsistenz ist doch etwas Gutes, oder? Aber es gab auch Streit, damals, 1992/1993 in der Zeit, in der ich meine zweite Diplomarbeit mit Andrea Kölzer geschrieben habe. Es gab viel Streit über den „richtigen“ und den „falschen“ Weg. Feminismus, Subsistenz, die Möhrchenfrage und ich mittendrin und doch eine „Hagazussa“, eine auf dem Zaun sitzende. Bevor ich mich jetzt total verheddere, dachte ich, lese ich doch erst noch mal „Die Hausfrauisierung“ von Claudia v. Werlhof, Maria Mies und Veronika Bennholdt-Thomsen (v. WERLHOF, MIES, BENNHOLDT-THOMSEN, 1988) und natürlich Inge Meta Hülbuschs „Innenhaus- und Außenhaus“ (HÜLBUSCH, I.M., 1978) und und und...

Das Paket wurde immer größer und bevor ich gar nichts mehr erzählen wollte, fiel mir meine 1. Diplomarbeit ein. Damals sagten Kiwi Hülbusch und Gerda Schneider, unsere Betreuer, „Erzählt doch erst einmal von dem, was ihr kennt, von eurer Kindheit“

Aus meinem Alltag

Also erzähle ich euch von meinem Alltag, von meiner „Produktion der Reproduktion“ (HÜLBUSCH, I.M., 1978), von meinen Sorgen und Tun für mein Leben:

Zuerst das Neuste. Seit letztem Sommer bin ich Oma. Jeden Dienstagnachmittag fahre ich nach dem Büro zu Michelle, ihrem Mann Lars und meinem Enkel Milan. Sie wohnen in der Nähe des Bahnhofs Wilhelmshöhe. Manchmal bringe ich von unterwegs Kuchen mit. Ich nehme den Kleinen und wir sitzen zusammen und trinken Kaffee. Manchmal gehen wir raus, kaufen was ein, gucken Bäume (Milan liebt Bäume), treffen Leute, schauen in die Schaufenster oder holen ein Päckchen von der Post ab. Ich spiele mit Milan, füttere ihn und wickle ihn und Michelle und Lars nutzen die Zeit für sich. Ich genieße die Zeit, die ich mit Milan verbringen kann. Es ist einfach unglaublich, dabei zu sein, wenn ein kleiner Mensch wächst und lernt. Natürlich ist es eine ganz besondere Situation, denn ich bin nur für Milan da. Ich muss nebenher nichts anderes tun. Am Abend, wenn der Kleine ins Bett geht, fahre ich nach Hause.

Unsere beiden Töchter sind die letzten Jahre immer wieder umgezogen und ich habe geholfen, die Wohnungen zu renovieren, Gardinen genäht und Lampen angeschlossen. Manchmal war es ein richtiges Happening mit ganz vielen jun-

gen Leuten, die alle gleichzeitig streichen wollten, aber keine Lust auf die Vorbereitungsarbeiten, wie Abdecken, Abkleben hatten und auch bei den Nacharbeiten und dem Putzen nicht mehr anwesend waren. Ich kann vieles und weiß einiges und habe die letzten Jahre gelernt, mal einen Schritt zurück zu treten und die anderen machen zu lassen.

Während ich in meiner Küche gesessen und meinen Beitrag vorbereitet habe, hatte ich die Wäsche auf der Leine im Blick, weil es so aussah, als würde es gleich regnen. Es war ein ganz normaler Samstag: Einkaufen (um die Ecke im Naturkostladen). Da gibt es nicht nur Essen, ich treffe Leute, plausche, gebe und bekomme Rat, verabrede mich. Danach gibt es ein schönes Frühstück mit Jürgen. Wir reden über Gott und die Welt und darüber, was wir am Wochenende unternehmen wollen. Dann backe ich Kuchen, damit der auch zum ‚Kaffee trinken‘ abgekühlt ist. Die Waschmaschine läuft schon und wenn der Kuchen im Ofen ist, hänge ich die Wäsche auf. Je nach Lust, Wetter und Notwendigkeit arbeite ich im Garten oder putze im Haus. Am frühen Nachmittag gibt's Kaffee mit Kuchen und danach vielleicht einen Spaziergang, Besuche machen oder Besuch bekommen und Lesen, Yoga oder ich nähe oder flicke etwas. Am frühen Abend koche ich, manchmal alleine, manchmal mit Jürgen. Im Winter machen wir den Ofen an, schauen einen Film an, hören Musik oder lesen. Und den ganzen Tag kommt immer wieder die Katze vorbei, will essen, spielen oder gestreichelt werden. So ungefähr sehen meine Wochenenden aus und demnächst krabbelt auch Milan noch zwischendrin herum.

Unter der Woche ist der Tagesablauf etwas straffer. Ich fahre mit dem Fahrrad zur Arbeit und treffe auf dem Weg viele Leute: Nachbarskinder auf dem Weg zur Schule, Leute die mit ihren Hunden spazieren gehen. Wenn ich im Büro ankomme weiß ich, wie das Wetter ist und war schon mitten drin. Im Büro angekommen, lüfte ich erst einmal und koche Tee, montags gieße ich die Blumen. Auch hier mache ich viele Arbeiten um meine Verwaltungstätigkeit herum, die ich mit den anderen drei Kolleginnen teile und die für unser Leben notwendig sind.

Na ja, das alles ist jetzt nichts Besonderes. Für mich ist es ganz normaler Alltag.

Ist das wirklich „Nur Kinder, Küche, Kirche“ (FO, RAME, 1997)

Ende der 70er Jahre hatte ich zwei kleine Kinder. Ich lebte in Trennung und arbeitete bis zum frühen Nachmittag in einer privaten Krabbelstube. Ich habe die meisten Kleider für meine Töchter genäht und gestrickt, ich habe gegärtnert und gekocht, ich war in der BI für Umwelt und gegen Atomkraft aktiv und ich hatte einiges über die Emanzipation der Frau gelesen. Da fragte mich eine Freundin, sie war Sozialarbeiterin und hatte keine Kinder, ob ich denn nicht in meinem Beruf arbeiten wolle, das sei doch nicht befriedigend, was ich da mache. Ich war ziemlich überrascht, von ihr diese Frage gestellt zu bekommen. Ich

habe ihr erzählt, dass ich die Arbeit, die ich machte außerordentlich sinnvoll und abwechslungsreich fand und dass ich meine Freiheit liebte. Frei zu sein, an einem Tag, der deutlich mehr als 8 Stunden Arbeit zu bieten hatte, das Notwendige zu tun und doch in diesem Rahmen Entscheidungen treffen zu können, war das Beste, was ich mir vorstellen konnte. Und ich habe so viele Geschenke bekommen: Lachen, Weinen, Berührungen und Ehrlichkeit. Und alles das und die Art zu Tun und zu arbeiten, wollte ich mein Leben lang weiter machen.

Es ist eben Kinder, Küche, Kirche und vieles mehr.

Es ist das Tun, das nötig ist, um zu leben. Oder besser: es ist das Leben und es fühlt sich lebendig an.

Wir sind Menschen, also tun wir etwas. Wir „schaffen“ etwas und während wir etwas tun, das Nötige, das Kreative und einfach das, was wir wollen, geschieht ganz vieles nebenher. Wir lernen, wir wachsen, wir probieren aus und wir machen Fehler. Wir reden mit anderen Menschen, wir arbeiten zusammen, wir helfen uns gegenseitig, wir haben Auseinandersetzungen und wir machen Kompromisse. Wir üben uns in verschiedenen Rollen. Wir leben.

Die Voraussetzungen

Das waren jetzt ein paar Beispiele aus meinem Leben und ich könnte noch stundenlang weiter erzählen und würde auch gerne eure Geschichten hören. Vielleicht werdet ihr jetzt einwenden: „Du idealisiert das ja und es gibt auch die Zeiten der Verzweiflung und des Scheiterns“. Ja, die kenne ich auch.

Es gibt Voraussetzungen dafür, dass ich meine Alltagsarbeit überwiegend gelassen und genüsslich machen kann.

Ich habe einen Job, in dem ich genug Geld verdiene. Ich kann alles, was ich benötige kaufen und habe sogar noch ein bisschen was übrig. Neben der Erwerbsarbeit bleibt mir ausreichend Zeit für andere Projekte, so unterrichte ich einmal die Woche in Nordshausen Yoga und gärtner ab und zu im Kindergarten, weil ich den Garten und die Kinder um mich herum liebe.

Und ich habe ein Haus mit Hof und Garten.

Wie Inge Meta Hülbusch sagt:

„Die Wohnung ist ein Arbeitsplatz, der nur mit Hof und Garten materiell vollständig ist.“ (HÜLBUSCH, I.M., 1978, S. 10)

Haus und Hof geben mir den Raum, meine Arbeit zu machen und mir meinen Arbeitsplatz einzurichten und kreativ zu sein. Von der Küche und vom Keller aus habe ich direkte Zugänge zum Hof. Das ist besonders praktisch, wenn ich Seide bemale oder färbe.

Das Haus hat so viel Platz, dass es kein Problem ist, auch mal andere vorübergehend aufzunehmen. Unsere Töchter sind öfter ein- und wieder ausgezogen.

Letzten Oktober war Michelle mit Milan eine Woche bei uns, weil in ihrer Wohnung renoviert wurde. Und es liegt nicht an der Fläche, die vorhanden ist, sondern an den Möglichkeiten. Als wir im Jahr 2000 das Haus restaurieren ließen, haben wir ein halbes Jahr auf 40 qm unter dem Dach gelebt. In dieser Zeit kam Verena noch dazu, weil sie sich von ihrem Freund getrennt hatte.

Über da Lebensnotwendige verfügen zu können, Haus und Hof und Zeit zu haben, sind die Rahmenbedingungen, um die Alltagsarbeit gut erledigen zu können. Und in diesem Freiraum kann ich arbeiten und meine Erfahrungen machen.

Heute bin ich eine versierte Bäckerin. Angefangen habe ich mit Dr. Oetker Backmischungen und mit einfachen Rezepten. Die Kenntnisse und das Können und die Fertigkeiten werden erhalten und weitergegeben, in dem sie getan werden. Nicht durch Koch- und Backshows lernen Kinder (u. auch Erwachsene) Kochen. Gemüse putzen, schnippeln, Suppe rühren, Teig kneten und die Küche sauber machen. All das sind Erfahrungen aus erster Hand. Und diese Arbeit ist gut für unser Wurzelchakra, unsere Verbindung mit der Erde.

Und während die Alltagsarbeit gemacht wird, passiert so viel Wichtiges Nebenbei. Die Gespräche über Gott und die Welt oder darüber, was gerade in der Schule passiert ist.

Und auch in der Nachbarschaft entstehen die sozialen Kontakte während der Alltagsarbeit. Über Haus und Hof hinaus erleichtern mir „die Orte für unterschiedliche Zuständigkeiten, Verfügbarkeiten und Gelegenheiten“ (BÖSE, 1981, S. 163) Bürgersteig, Straße und Quartiersplatz, die Erledigung meiner Arbeit. Mein Tun schafft die Anlässe und die Gelegenheiten dazu. Die Nachbarin hilft mir mit ein paar Eiern aus. Das Paket, das bei der anderen Nachbarin abgegeben wurde, wird von mir abgeholt und dabei reden wir über ihren verstorbenen Mann und sie weint ein bisschen. Und dann bittet sie mich darum, ihre Rose zu schneiden. Und ganz nebenbei „beaufsichtige ich die Straße“, wie Jane Jacobs sagte (JACOBS, 1963, S. 33).

Fülle

In diesem Tun entsteht eine solche Fülle. Es gibt ganz viel von allem, Suppe, Kuchen, Salat im Garten, Freude und Leid. Nachdem meine Töchter ausgezogen sind, habe ich eine ganze Zeit zu viel gekocht und gebacken. Mein Haushalt war mir zu klein. Ich habe mal Kiwi gefragt, was er mit dem ganzen Gemüse und Obst macht, dass er anbaut? „Ach, da kommen die Kinder vorbei oder ein Nachbar und die kriegen dann was mit“, hat er gesagt.

Und als Jürgen und ich ihn und Meta in Adolphsdorf besucht haben, sind wir hinterher mit Honig (vom Nachbarn), Himbeermarmelade und Tulpen zurück in unsere Ferienwohnung gefahren. Jürgen redet heute noch von den Tulpen, die Kiwi „ihm“ geschenkt hat und ich habe gleich neue Pläne für meinen Garten und meine Küche gemacht.

Als Planerin

Ich habe euch Geschichten aus meinem Alltag erzählt und über die Voraussetzungen, nachgedacht, die es ermöglichen, die Alltagsarbeit gut erledigen zu können. Als Planer sind wir für den Freiraum zuständig, in dem die Alltagsarbeit stattfinden kann. „Die Qualität der Freiräume ist zunächst eine Frage der Qualität von Arbeitsplätzen...“ (STEINHÄUSER, 1990, S. 2). Dazu ist es gut, etwas über diese Arbeit zu erfahren und die Bedingungen und Voraussetzungen zu kennen, die den Alltag unterstützen und die hilfreich sind. Die alltägliche Arbeit der Leute ist allerdings nicht Gegenstand unserer Profession.

Wie und wann sie gemacht wird ist Sache der Menschen selbst.

„Als Freiraumplaner können wir keine Freiräume entwerfen, die mit Sicherheit ein bestimmtes Verhalten nach sich ziehen. Wir können bestimmte Strukturierungen und Organisationsformen nur als Dispositionen bereitstellen, die über ihre Brauchbarkeit und Gekanntheit auch Handlungs- und Verhaltensweisen stimulieren können; die Dinge selber ‚machen es nicht‘, aber sie machen es leichter.“ (BÖSE, 1981, S. 38)

Literatur:

- BÖSE, Helmut: Die Aneignung von städtischen Freiräumen, in: Arbeitsberichte des Fachbereichs Stadtplanung und Landschaftsplanung, Heft 22, Gesamthochschule Kassel, Kassel 1981.
- Fo, Dario, RAME, Franca: Nur Kinder, Küche, Kirche, Hamburg, 1997
- HÜLBUSCH, Inge Meta: Innenhaus und Außenhaus – Umbauter und sozialer Raum, Schriftenreihe der OE Architektur/Stadtplanung/Landschaftsplanung 01 – Heft 33, Gesamthochschule Kassel, Kassel 1978.
- JACOBS, Jane: Tod und Leben großer amerikanischer Städte, Bauwelt Fundamente 4, Gütersloh 1963.
- STEINHÄUSER, Urta: Planen für die Wechselfälle des Lebens, in: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch Nr. 16 der Kasseler Schule, Kassel 1990.
- v.WERLHOF, Claudia, MIES, Maria, BENNHOLDT-THOMSEN, Veronika: Frauen, die letzte Kolonie – zur Hausfrausierung der Arbeit, Reinbek 1988.

Von der Ohn-Macht zum Spektakel

Die Instrumentalisierung der Subsistenz im 'Urban Gardening'

Bernd Gehlken

Anlass der hier skizzierten Schilderung/Überlegung war ein Kurzausflug nach Jena im Frühjahr 2015. Dort fielen uns die vielen Gärten auf, die die Stadt umgeben und die sich z.T. weit die recht steilen Hänge hinaufziehen. Irgendwo stießen wir auf einen Hinweis zu einer aktuellen Veröffentlichung über die Gärten in Jena. Diese entpuppte sich als vom Dezernat für Stadtentwicklung und Umwelt herausgegebene aufwendig gestaltete Hochglanzbroschüre. Konkreter Anlass war ein neues 'Gartenentwicklungskonzept', dessen Ergebnisse vorgestellt werden sollten. Dieses 'Konzept' ist ein klassisches Gut-Achten dass sich sehr platt der 'fünften Grundrechnungsart' bedient.

„Sie beginnt unter dem Schlußstrich: Man will ein bestimmtes, irgendwie oder irgendwem genehmes Ergebnis erzielen, schreibt es hin und rechnet dann so lange und so falsch, bis das gewünschte Ergebnis herauskommt.“ (Nadolny 1990: 58)

Ziel war offensichtlich, die zukünftige Bedarfsermittlung so zu berechnen, dass sie den Vorgaben des 2006 verabschiedeten Flächennutzungsplanes entspricht. Dieser sieht vor, 10,1% der Gartenflächen für Wohnbebauung abzuräumen. Weitere 12,6% sind für Wald und Landwirtschaft (offenbar vorwiegend für Naturschutz), 1,3% für andere Verwendungen vorgesehen. 24% der Gärten sollen also weg, 76% dürfen bleiben. Entsprechend wird mit abenteuerlichen demographischen Prognosen berechnet, dass mit „einer Reduzierung des Bestandes von derzeit 7655 auf ca. 5900 Gärten zu rechnen“ (ebd.:42) sei. Das entspricht einer Schrumpfung auf 77% der jetzigen Gärten. Das ist doch mal eine Punktlandung!

Aktuell verfügt Jena laut Gutachten über 7655 Gärten (nur Gartenanlagen, keine Hausgärten) auf einer Fläche von 563 ha. Davon sind 43% (bei nur 26% der Fläche) in Kleingartenvereinen organisiert. Über die Hälfte der Gärten (und etwa $\frac{3}{4}$ der Fläche) gelten als 'unorganisierte' 'Freizeit-, Wochenend- und Erholungsgärten'. In der erwähnten Broschüre werden in einem Exkurs 'Jena und seine Gärten' auf neun Seiten verschiedene Gartenformen vorgestellt. Darin kommen die in der Stadt dominanten 'Freizeit'-Gärten mit keinem Satz vor. Der Gartengeschichte (v.a. einige repräsentative Anlagen) werden satte drei Seiten und den Kleingärten immerhin noch 1,5 Seiten gewidmet. Die 'Gärten des 21. Jahrhunderts' also das, was sich heute 'Urban Gardening' nennt, nimmt ganze 3,5 Seiten ein (den Rest füllt ein Resümee). Der Flächenanteil des 'Urban Gardening' (Stadtteilgärten, offene Gärten, essbare Stadt- und Volksgarten) am Gesamtgartenland dürfte unter 5000m² liegen, hantiert also im Promillebereich. Auffällig ist also die krasse Diskrepanz von tatsächlichem Flächenanteil und

propagandistischem Aufwand bzw. öffentlicher Hofierung durch die Stadtobere. Während der sozialdemokratische Bürgermeister in seinem Vorwort vom 'gemeinschaftlichen Gärtnern inmitten der Städte' (ebd.: 4) schwärmt, formuliert sein grüner Bau- und Umweltdezernent unverblümt die Flächenansprüche von Städtebau und Naturschutz. Ganz große Koalition also.

Man mag den Urban-GärtnerInnen zugutehalten, dass sie nicht dafür verantwortlich sind, wenn sie von der Stadtpolitik für ihre durchsichtigen Pläne eingespannt und 'missbraucht' werden. Doch immerhin stellen die Protagonisten ihre Projekte in namentlich gezeichneten Porträts selbst vor. Diese Beteiligung an einer als Jubelzeitschrift getarnten Hiobsbotschaft ist bestenfalls ein Affront gegenüber den Gartennutzern, deren Gärten vor der Abräumung stehen.

Schlimmstenfalls wäre sie billige Profilierung auf Kosten anderer.

Unabhängig davon ist aber doch bemerkenswert wie üppig die öffentliche Wahrnehmung bzw. Hofierung des 'Urban Gardenings' ist, obwohl dieses nur von einer kleinen Gruppe getragen wird und flächenmäßig eine äußerst marginale Erscheinung ist. Der propagandistische Erfolg übertrifft jedenfalls bei Weitem die tatsächlichen Aktivitäten.

Subsistenz zwischen Kampf und Happening

Die Urban Gardening-Bewegung versteht sich selbst als ausgesprochen politisch und tritt in dieser Hinsicht sehr unbescheiden auf. Die angebliche 'Rückkehr der Gärten in die Stadt' (Müller 2012), als wären sie dort je verschwunden gewesen, wird mit recht unbescheidenen Metaphern verbunden. 'Gärten, die sich der Welt zuwenden' werden offenbar im Gegensatz zur kleinkarierten Kleingärtnerei (?) propagiert. Es geht um nicht weniger als 'die Stadt neu zu denken' (ebd.: 22). Der Garten wird gar zum 'Modell einer besseren Gesellschaft' (ebd.: 24) aufgeblasen. Er ist die Lösung der Ressourcenkrise (ebd.: 24), Keimzelle einer 'postmodernen Ethik' (ebd.: 25), Vorreiter der Ernährungssouveränität und die „urbanen Gartenaktivisten verstehen sich explizit als Teil der globalen Kleinbauernopposition“ (ebd.: 28) und damit als Speerspitze gegen den Neokolonialismus (ebd.: 27). Unter dieser Versammlung großartiger Ziele darf auch die Subsistenz nicht fehlen, die kaum irgendwo so offen zur Schau gestellt und proklamiert wird wie im sogenannten 'Urban Gardening'. Dabei wird der Begriff einerseits nicht zuletzt durch die enge Bindung ans Gemüsegärtnern auf die 'Möhrchen' reduziert. Andererseits wird Subsistenz zu einer Heilslehre hochstilisiert ('Subsistenzperspektive') und so für politische Kampfszwecke instrumentalisiert. Davor jedoch warnte schon Groeneveld (1988), der anlässlich einer Tagung zur Subsistenz schrieb:

„Subsistenz‘ interessiert mich als Weg, als Möglichkeit, ganz unterwegs zu sein. Subsistenz interessiert mich nicht als ein Werkzeug oder als bloße Methode zur Erreichung irgendwelcher erhabenen Zielsetzungen. Subsistenz sollte meines Er-

achtens also nicht instrumentalisiert werden. Kommt es in irgendeiner Gestalt dazu, so verliert sie ihr Gesicht“ (ebd.: 34).

Wird also der betriebene Popanz der 'Subsistenz' gerecht, oder wird bzw. wurde darunter nicht etwas ganz anderes verstanden? Wirkt der exzessive Subsistenz-Diskurs im Urban Gardening vielleicht sogar kontraproduktiv im Sinne der 'Subsistenz' oder besser des 'tätigen Lebens' i.S. Von H. Arendt? Ist Urban Gardening damit sogar auf dem Weg von einer dissidenten zu einer angepassten oder gar systemstabilisierenden Strömung? Und läuft die Subsistenz dabei Gefahr, 'ihr Gesicht zu verlieren'? Das wäre nicht ganz neu. Spehr & Stickler (1997) bezeichnen die regelhaft zu beobachtende Ummodellung systemkritischer Ansätze in konforme Modernisierungsinstrumente als 'Morphing'.

„Morphing ist eine Computertechnik: Anfangs- und Endbild werden festgelegt und dann das Anfangsbild mit so unmerklichen Veränderungsschritten an das Endbild angenähert, dass die Veränderung wie ein natürlicher Wachstumsprozeß wirkt. Morphing ist aber auch eine politische Realität. Seit Jahren erleben wir Morphing total. Aus Befreiungsbewegungen werden sozialdemokratische Wahlparteien, aus der 'Ausbeutung der Dritten Welt' wird ein gemeinsames Boot, aus den 'Neuen sozialen Bewegungen' werden Nichtregierungsorganisationen. “ (ebd.:12).

Der Begriff der Subsistenz wird von den fortschrittlichen Weltverbesserern genauso arglos und expansiv im Mund geführt wie davor die 'Nachhaltigkeit' oder die 'Ökologie'. Subsistenz wird dabei z.B. zur Ernährungssouveränität gemorphet. Was passiert dabei mit dem Inhalt des Begriffes? Was bleibt von Subsistenz übrig, wenn sie zum Teil eines kollektiven Happenings (v)erklärt wird?

Definitionen

Subsistenz kommt laut Duden vom spätlateinischen *subsistentia*, was so viel wie 'Bestand' bedeutet. Übersetzt wird der Begriff aber mit 'Lebensunterhalt'. Laut Wikipedia geht er aber auch auf das lateinische Verb *subsisto* zurück, das in den meisten Wörterbüchern mit „stocken, verweilen, standhalten, stillstehen“ übersetzt wird. Subsistenz bezeichnet nach Duden aber auch ein philosophisches Konzept, bei dem sich das Bestehende aus sich selbst heraus erhält. Leicht abgewandelt bedeutet er also Selbsterhalt oder – weiter verbreitet - 'Selbstversorgung'. In diesem Kontext wird der Begriff aktuell meist benutzt, sehr häufig auch synonym.

Selbstversorgung wird zwar meist im Kontext bäuerlicher Kulturen verwandt, umfasst aber eben nicht nur die Lebensmittelherstellung. So bezeichnet Bennholdt-Thomsen (2012) Subsistenz in ihrem Beitrag zum Buch 'Urban Gardening' (und ganz ähnlich lautend auch in anderen Publikationen, s. auch Mies 1983: Bennhold-Thomsen (Hrsg.) 1994: 25, Mies 1992: 86) als das, „was wir zum Leben brauchen – Essen, ein Dach über dem Kopf, Beziehungen der

Freundschaft und der Fürsorge, klares Wasser, gesunden Boden, frische Luft“ (ebd.: 263).

Das ist insofern ungenau, als Subsistenz nur den Teil dieser Überlebensmittel umfasst, der selbstverständlich zur Verfügung steht (z.B. Wasser) bzw. den wir durch unsere eigene Tätigkeit beisteuern. Gekaufte Güter oder Dienstleistungen fallen – auch wenn sie überlebenswichtig sind - nicht unter den Begriff³³ Neben der Lebensmittelherstellung gibt es eine ganze Reihe weiterer lebenswichtiger Tätigkeiten und Dinge. Zu den zumindest vorübergehend materiell manifestierten Dingen gehören außer Lebensmitteln auch Kleidung, Behausung oder Energie. Ansonsten besteht Subsistenz vor allem aus Tätigkeiten: Die Arbeit im Haushalt (Lebensmittelzubereitung, Aufräumen, Saubermachen), in der Erziehung (Zuwendung, Zuhören, Aufmuntern, Trösten ...), der Pflege, der Bewegung (Transport) oder der Kultur bzw. der Geselligkeit.

Claudia von Werlhof weist ausdrücklich darauf hin, dass es bei Subsistenz nicht nur um die Versorgung geht, sondern der Begriff umfassender zu verstehen ist:

„Es ist vielmehr auch das Annehmen der grundlegenden Dinge im Leben, der Kindererziehung, der Liebesverhältnisse, der Bande zwischen den Menschen, ihrer souveränen Begegnung, des respektvollen Umgangs mit der Natur in und um uns, des sich gegenseitig Anerkennens und des Sein-Lassens, immer Macht über andere haben zu wollen. (...) Deswegen ist für mich Subsistenz zunächst einmal eine andere Geisteshaltung, eine andere Art des Sehens“ (von Werlhof 1996: 167).

Subsistenz umfasst also auch - aber bei weitem nicht nur - die 'Möhrchen'. Mir geht es im Zusammenhang mit 'Urban Gardening' aber auch weniger um den Umfang subsistenter Tätigkeiten (jede Bewegung hat schließlich mal klein angefangen) als vielmehr um einige qualitative Aspekte der Subsistenz. Denn diese scheinen bei der Übernahme des Begriffes durch die Urban-GärtnerInnen übersehen, ignoriert oder umgedeutet zu werden. Im Gegensatz zu den weltverbessernden Verheißungen ist Subsistenz wenig geeignet als Spektakel betrieben zu werden. Vielmehr weist Subsistenz einige Merkmale auf, die genau dieser Inszenierung widersprechen: Subsistenz ist unproduktiv, unsichtbar, unspektakulär, privat und ohnmächtig.

Das gilt zumindest dann, wenn - wie hier versucht - die deutlichen Parallelen des 'modernen' Begriffes Subsistenz mit dem 'altertümlichen' Terminus ‚Arbeit‘ bei Arendt (1967/2002) zum Maßstab der Betrachtung werden.

³³ Selbstverständlich gehören zur Subsistenz nur die selbst ausgeführten Dinge und Tätigkeiten, nicht diejenigen, die als Waren oder Dienstleistungen eingekauft werden. Fast jedes Lebens-Mittel verfügt auch über ein warenhaftes Pendant (s. Gronemeyer 1988). Das wurde bereits in vielen Arbeiten thematisiert und an konkreten Beispielen verdeutlicht. So z.B. für Haushalt & Erziehung (Neusüß 1983), Erziehung/Erfahrung/Lernen (Illich 1971, 1972), Kultur/Geselligkeit (Postman 1988), Gesundheit/Pflege (Illich 1981), Transport/Bewegung (Illich 1974), Energie (Illich 1974), Behausung (Turner 1978).

Subsistenz ist unproduktiv

'Lohnt sich der Eigenanbau von Gemüse in kleinen Gärten, oder ist er bloße Liebhaberei?' fragt Heisteringer (2012: 305) in einem Beitrag, der die Rolle urbaner Gärten für die Ernährungssouveränität betrachtet. Was für eine Frage! Was ist denn das Kriterium für 'lohnenden Anbau'? Etwa der 'Lohn'? Natürlich 'lohnt' der Eigenanbau sich dann nicht. Gemüse ist im Supermarkt so billig, dass die Berechnung eines Stundenlohnes für die erzielten Erträge ernüchternd wäre. Oder geht es um andere 'Werte'? Offenbar nicht, denn am Ende des Beitrags erläutert die Autorin wie groß ein Nutzgarten sein muss, um eine Selbstversorgung als Beitrag zum politischen Programm der 'Ernährungssouveränität' zu ermöglichen. Es geht also um materielle Produktion!

Das lässt auch der häufig benutzte Begriff der Subsistenzproduktion vermuten. Aber ist Produktion wirklich ein Wesenszug der Subsistenz? Zweifel daran sind nicht neu. So spricht Illich (1982) statt von Subsistenzproduktion lieber von '- Subsistenztätigkeit' oder 'Subsistenzaktivität'. Auch den Begriff 'Arbeit' mag er in diesem Zusammenhang nicht gebrauchen. Den verwendet er stattdessen für die 'Schattenarbeit'. Diese umfasst eben nicht die subsistente Haushaltsführung, sondern bezeichnet die entfremdete Arbeit, die notwendig ist, um die industriellen Waren gebrauchsfähig zu machen. Eine andere Definition von Arbeit finden wir bei Hannah Arendt (1967/2002). Arendt unterscheidet zwischen Arbeit und Herstellen. Arbeit steht dabei für klassische Subsistenztätigkeiten. Ihr Wesen ist es, selbst nicht (oder kaum) produktiv zu sein:

„...es ist der Kraftüberschuß des menschlichen Körpers, und nicht die Arbeit selbst, worin das eigentlich 'Produktive' des Arbeitens besteht. Denn im Unterschied zu der Produktivität des Herstellens, das dem gegenständlichen Bestand der Welt dauernd neue Gegenstände hinzufügt, ist das Gegenständliche, das die Arbeitskraft produziert, nur gleichsam ein Abfallprodukt der Tätigkeit selbst, die im wesentlichen darauf gerichtet bleibt, die Mittel zu ihrer eigenen Reproduktion sicherzustellen“ (ebd.: 105f).

Insofern könnte man zwar von Subsistenzarbeit sprechen, nicht aber von Subsistenzproduktion. Denn das Wesentliche an der Subsistenz ist die Tätigkeit selbst, deren Ergebnis flüchtig ist und nicht deren materielles Produkt. Die 'Möhrchen' sind also eher die Ausnahme, wiederkehrende aber 'flüchtige' Tätigkeiten (vor allem im Haushalt) eher die Regel.

Subsistenz ist unsichtbar

„Denn es ist ja gerade das Kennzeichen der Arbeit, dass sie nichts objektiv Greifbares hinterläßt, daß das Resultat ihrer Mühe gleich wieder verzehrt wird und sie nur eine sehr Geringes überdauert. Und dennoch ist diese Mühsal, die so gar nichts Dauerndes zustande bringt, in ihrer Vergeblichkeit von einer unüberbietba-

ren Dringlichkeit (...), weil von ihrer Erfüllung das Leben selbst abhängt“ (Arendt 1967/2002: 104)

Entsprechend dieser treffenden Beschreibung ist der allergrößte Teil der Subsistenz (bzw. ihrer 'Produkte') unsichtbar. Denn Subsistenz schafft keine Gegenstände oder Werte, sondern – um es etwas pathetisch zu sagen – Leben. Die augenblickliche Verzehrung der (Subsistenz-)Arbeit ist ein Charakteristikum, das einen Einsatz der Subsistenz als politisches Kampfmittel oder als nach etablierten Kriterien ernstzunehmendes Gegenmodell erschwert. Genau das suchen aber die Politaktivisten. Auch deswegen wird die Subsistenz im Urban-Gardening demonstrativ zur produktiven und damit auch ökonomisch handfesten Alternative stilisiert. Das führt z.B. gerade bei den spektakulären Aktionen der 'essbaren Stadt' zu Gemüsepflanzungen an öffentlichen und gut sichtbaren Orten der Stadt. Gemüse soll primär ins Blickfeld gerückt werden (auch medial). Die Ernte ist dabei sekundär. Wer will schon ernsthaft Gemüse von einer städtischen Baumscheibe essen?



Klassische und Alternative Besetzung städtischer Freiräume

(http://www.gartenakademie.org/wp-content/uploads/2014/02/Muenster-2-Steinfurter-Str._Gr%C3%B6%C3%9Fenver%C3%A4nderung.jpg)

Die realen Wirkungen solcher Demonstrationsanlagen für die Subsistenz sind eher negativ. Denn städtische Freiräume sind – um hier mal das themenrelevante Vokabular zu benutzen – Subsistenzorte. Hier findet täglich ganz selbstverständlich Arbeit statt. Sei es als Erfahrungsort für Kinder, geselliger Treff Jugendlicher oder ganz schlicht bei den täglichen Wegen. Diese banalen Tätigkeiten sind allerdings 'professionell' meist unbemerkt und unreflektiert. Und das gilt sowohl für die administrative Grünplanung als auch für die Aktivisten des ‚Guerrilla-Gardening‘

So bedeutet Urban Gardening nicht selten die alternative Besetzung kommuner Freiräume, die eben ganz unsichtbar für die alltäglichen Arbeiten und Wege genutzt werden, bzw. genutzt werden könnten. Da spielt es dann keine Rolle, ob die Baumscheibe mit Cotoneaster oder Gemüse besetzt ist. Letztlich ist das ein Bärendienst an der Subsistenz.

Scharnigg (2015) hat diesen Effekt des Urban Gardening treffend kolportiert:

„Solche Anlagen haben im Stadtgefüge streng genommen keinen anderen Status verdient als ein Tennisplatz. Es sind Spielplätze für wenige. Was wäre los, wenn die SUV-Besitzer demnächst größere Parkplätze forderten, weil die Markierungen noch aus einer Zeit stammen, in der alle mit kleineren Autos zufrieden waren? Wenn die Hundehalter ausgewiesene Kackareale wollen, weil das Herumlaufen mit beschissenen Plastikbeuteln ihre Lebensqualität schmälert? Ist die Karotte wirklich so viel heiliger als diese Anliegen? Sät man neben ein bisschen Petersilie nicht erst recht Neid und Missgunst, wenn man Parzellen absteckt, wo andere gestern noch Grünanlage und Bolzwiese fanden, wo die Säuer lagen und die Liebespaare?“

Subsistenz ist unspektakulär

Während das Urban Gardening den Garten oder das Gemüse zum Ort des öffentlichen Happenings macht, ist Subsistenz eher still. Sie findet zwar alltäglich aber dafür ganz selbstverständlich und eher beiläufig statt. Die 'Arbeit' für das tägliche Leben setzt Kontinuität, Anwesenheit und Sorgfalt voraus. Und vor allem ständige Wiederholung. Die jährliche, monatliche, wöchentliche, tägliche oder gar stündliche Wiederholung der Arbeit führt zu Übung und Routine und wird letztlich als Erfahrung sedimentiert.

Die im Urban Gardening angeblich betriebene Subsistenz ist dagegen nicht Teil des Alltags, sondern tritt als gelegentliches gesellschaftliches Happening auf. Doch die zufällige, launenhafte und zur Geselligkeit verabredete Anwesenheit gibt keine 'Ernten', festigt keine Routinen und Erfahrungen. Event und Jux sind dagegen keine Merkmale der Arbeit. Freude und Zufriedenheit werden hier in der Regel nicht laut besungen und zur Schau gestellt. Wohl aber gelegentlich gefeiert. Man denke an den letzten Wagen der Heu- oder Getreideernte, die mit einem Bier oder einem kleinen Festessen gewürdigt wurden. Oder an den Almabtrieb, der eine gemeinsame Feier der Ernte des Sommers und der zufriede-

nen Heimkehr war und vor allem den Beteiligten galt, bevor er zum Schauspiel für Touristen inszeniert wurde. Die Parade mit Zuschauern – sei es beim modernen Almatrieb oder der öffentlichkeitswirksam zur Schau gestellten urbanen Gärtnerei – ist der Werbung (und dem Kitzel des Militärs) abgeschaut und dient der Vermarktung. Insofern passt sich das Urban Gardening der von Harvey (2012) identifizierten 'jüngsten Phase der Urbanisierung' ein.

„In einer Welt, in der Konsumismus, Tourismus, Kultur- und Wissensindustrien und eine ständige Flucht in die Ökonomie des Spektakels zu wesentlichen Aspekten der urbanen politischen Ökonomie geworden sind, ist städtische Lebensqualität, wie auch die Stadt selbst, zu einer Konsumware für Menschen mit Geld geworden“ (ebd.: 45).

Urban Gardening besteht mehr aus der Geselligkeit als aus der täglichen Arbeit für die Produktion von Lebensmitteln. Das ist legitim und nicht Gegenstand der Kritik. Nur wird der Subsistenzanspruch gerade an den 'gärtnerischen' und nicht an den sozialen Aspekt des Urban Gardening gestellt. Soziale und kulturelle Beziehungen zwischen Menschen sind ebenso Teil der Subsistenz wie das Gärtnern. Nur finden beide traditionell an verschiedenen Orten statt.

Subsistenz ist privat

Hannah Arendt hat auf die Verschiedenheit der Arbeitsorte hingewiesen:

„Jeder menschlichen Betätigung (scheint) etwas innezuwohnen (...), das darauf hinweist, dass sie (...) einen ihr zugehörigen Ort in der Welt hat“ (ebd.: 90)

Laut Arendt gibt es

„Übereinkommen politischer Gemeinschaften über den Ort bestimmter Tätigkeiten und darüber, welche es verdienen, öffentlich zur Schau gestellt zu werden, und welche der Verborgenheit in einem privaten Bereich bedürfen (...)“ (ebd.: 96)

Dabei findet Subsistenz-Arbeit vor allem im privaten Bereich statt. Der Haushalt ist traditionell der Ort der Kindererziehung, des physischen (Essen) wie psychischen Lebenserhalts und auch der gärtnerischen Subsistenz. Haus und Hof sind üblicherweise auch die Orte, an dem die meisten Arbeiten von Frauen verrichtet werden (s. z.B. Hülbusch I.M. 1978, Bennhold-Thomsen et al. 1994). Arendt weist eindringlich darauf hin, dass der Mensch einen Ort in der Welt braucht, der ihm privat zu eigen ist und an dem er schalten und walten kann, wie es ihm beliebt.

„Eigentum war ursprünglich an einen bestimmten Ort in der Welt und als solches nicht nur 'unbeweglich', sondern identisch mit der Familie, die diesen Ort einnahm“ (ebd.: 77).

Mit der Sicherheit dieses Ortes, der ihm gleichzeitig als Nahrungsquelle dient und die Grundversorgung des gesamten Haushaltes sicherstellt, kann der Mensch sich in den öffentlichen Raum der Polis begeben und dort für das Gemeinwohl tätig werden. Groeneveld (1997: 39) bezeichnet diese elementare

Zuständigkeit in Anlehnung an Illich (1980) als 'Selbstbegrenzung'. Diese bedeutet „Sorge tragen in ihren – begrenzten – Reichweiten“ (ebd.: 38).

„Das klingt banal, primitiv und das ist es auch im Sinne von 'einfach'. Aber dieses Einfache ist 'entscheidend': das entscheidende Merkmal eines Fensters im eigenen Haus. Es ermöglicht Halt, Unterhalt. Und es gewährt Freiheit, selbstbegrenzte Freiheit, ausdauernd aus dem Fenster schauen zu können. Diese Häuser und ihre Speicher müssen selbstbegrenzt sein, um sie verwalten zu können. Erst jenseits dieser Bejahung zu Grenzen entstehen geradezu uferlose Welten, die weder eigene Häuser haben, noch die Möglichkeit bieten, aus dem Fenster zu schauen. (ebd.:)

Angesichts dessen ist es fraglich, ob die demonstrative Veröffentlichung einer privaten Angelegenheit wie die des Gärtnerns 'erfolgreich' oder sinnvoll ist oder ob sie das Wesen der Arbeit nicht einem aufgesetzten Programm opfert. Für die Politaktivisten zählt vor allem die öffentliche Aktion. Verhalten ist nur dann widerständig, revolutionär oder dissident wenn es öffentlich zur Schau gestellt wird. Der 'Kampf' findet auf der Straße statt. Biedere Kleingärtner sind da der scheinbar gegenteilige Prototyp des unpolitischen, kleinbürgerlichen Privatiers. Diese Vorstellung ist nicht nur überheblich, sie ist auch kurzsichtig und letztlich häufig feige.

„Subsistenz ist kein Programm, das dekretiert oder befohlen werden und hinter dem sich der Einzelne verstecken kann. (...) Als politisch, weiterbringend und förderlich gilt immer nur das, was wir kollektiv und innerhalb der Institutionen, organisiert, anonym und öffentlich tun. Das ist falsch. Wenn wir uns subsistent verhalten, und sei es einfach nur für uns selbst, dann merken wir als erstes: Es hat eine Wirkung.“ (Werlhof 1996: 170).

Subsistenz ist 'ohnmächtig'

Wenn aus der allerorten zu beobachtenden Subsistenz also so etwas wie eine politische 'Perspektive' erwachsen soll, dann – angesichts der beschriebenen Unterschiede zwischen subsistenter Alltagsarbeit und öffentlich inszeniertem Möhrchenanbau - sicher nicht im Rahmen geförderter Subsistenzförderungsprogramme und auch nicht durch die Schaffung irgendwelcher Pöstchen für Subsistenz-'Profis'. Eher angemessen scheint mir da der Weg der 'Ohnmacht'. Der Begriff geht auf Marianne Gronemeyer (1988: 61 ff.) zurück. Sie meint damit keine Krankheit oder Störung, sondern einen besonders 'radikalen und zersetzender Widerstand' (ebd.: 63). Das traut man dem Begriff zunächst gar nicht zu und mag ihn daher selbst mit Subsistenz nicht in Verbindung bringen. Dabei umschreibt er sehr schön die dissidente Kraft der Subsistenz.

„Die Haltung der Ohnmacht stellt der Macht nichts entgegen oder gegenüber, sie entzieht der Macht das Gegenüber. (...) Ohne ihr Gegenüber, die Machtunterworfenen, gibt es die Macht nicht. Ohnmächtige stellen sich der Macht als Untertanen

nicht zur Verfügung, indem sie nichts von dem begehren, was die Macht verwaltet und zuteilt, am allerwenigsten die Macht selbst“ (ebd.: 62)

Im Entzug der Legitimität liegt die Kraft der Ohnmacht. Das macht die Ohnmächtigen immun gegen die Lockungen und Tröstungen der Macht.

„Wo nichts begehrt wird von dem, was die Macht verwaltet, ist die Macht machtlos, ja mehr noch, sie existiert nicht“ (ebd.: 63)

Traditionelle Haus- und auch Kleingärtner kümmern sich bei ihrer Tätigkeit herzlich wenig um externe Wünsche und Ansprüche. Die Arbeit gehorcht den eignen Wünschen, Interessen, Notwendigkeiten. Urban Gardening geht ausdrücklich und absichtsvoll einen anderen Weg. Die private Kleinkrämerei soll öffentlich und damit politisch werden. Dazu ist man auch zu fragwürdigen Koalitionen bereit. In Kooperation und Absprache mit den Gartenämtern und Stadtpolitikern werden kommune Flächen beansprucht, es wird gern auch administrative Unterstützung eingefordert und es werden öffentliche Gelder angezapft. Das gilt nicht für alle Strömungen des Urban Gardening aber für viele. Manchmal werden auch einfach Flächen 'besetzt' oder nur besät. Das Ergebnis allerdings ist oft das gleiche: Die Beanspruchung öffentlichen Raumes fürs Privatvergnügen. Dazu wird sich auch etablierter Machtmittel bedient. Dieses Verhalten nennt Gronemeyer in Abgrenzung von Ohnmacht (und Gegenmacht) Partizipation.

„Hier geht es nicht um Zersetzung, Auflösung oder Entmachtung der Macht, sondern darum, sie zu ihrer eigenen Vernunft zu bringen“ (ebd.: 64)

Aus Cotoneaster oder Rasen wird dann eben Gemüse. Mehr aber auch nicht. Und so bedeutet Urban Gardening nicht selten, dass Flächen dem kommunalen Gebrauch handfest entzogen werden bzw. die grünplanerische Aussperrung 'alternativ' manifestiert wird.

So verwundert es nicht, wenn mittlerweile von Verwaltungsseite Seminare für 'Planer, Mitarbeiter kommunaler und öffentlicher Einrichtungen und garteninteressierte Stadtbewohner' mit Titeln wie „Urban Gardening – produktives Grün auf städtischen Frei- und Brachflächen“ (Landwirtschaftskammer Niedersachsen 2016: 30) angeboten werden. Hier werden nach eigenen Angaben Informationen zu den Themen 'Projektinitiierung', 'Finanzierungsmöglichkeiten', 'gestalterische Ansätze' und 'Betrieb und Unterhaltung des Gartens' vermittelt.

Resümee

Die Thematisierung von Garten und Subsistenz ist ja zunächst einmal sympathisch. Auch der Elan, die Begeisterung und sogar die Unbekümmertheit mit der sich die vielfach jungen Urban-GärtnerInnen ans Werk machen, sind erfrischend. Allerdings befremdet die politische Blauäugigkeit und vor allem die Großmäuligkeit, mit der die 'Bewegung' agiert (s. als Beispiel Müller 2012). Es kann nicht schaden, mal einen Blick auf die tatsächliche Qualität der

subsistenten Alltagsarbeit zu werfen und dabei ihrem 'Wesen' nachzuspüren, bevor man das Wort Subsistenz allzu locker im Munde führt. Es wäre ärgerlich, wenn der unbedachte, effekthaschende oder inflationäre Gebrauch aus einem handlichen Begriff ein inhaltsleeres Plastikwort (Pörksen) machen würde. Ein wenig Sorgfalt ist also angebracht.

Zurückhaltung und Reflexion gelten nicht nur bei der Wahl der Begriffe, sondern auch bei der Wahl der Mittel. Die Trennung von Form und Inhalt gesellschaftlichen Protestes hat sich bisher immer als Pferdefuß erwiesen. Wenn die Mittel und Aktionsformen einer Bewegung nicht deren politische Ziele vorwegnehmen, sondern sich – der besseren Wirksamkeit oder größeren Beachtung wegen – etablierter Machtmittel oder anerkannter Diskurse bedienen, dann werden damit immer auch systemkonforme Mechanismen und Ideen übernommen.

Jetzt schon deutlich erkennbar wird das an der in vielen Beiträgen zum Urban Gardening (Müller 2012) durchschimmernden technokratischen Weltsicht. Wie der Rest der Welt, ist eben auch die Stadt ein entwicklungsbedürftiges 'System'. Mit der verinnerlichten Systemideologie geht es nun ans Werk, das System zu reparieren und zu optimieren. Das wird kaum zur Beseitigung von Macht führen, sondern diese erneut manifestieren.

Auch die Vorstellung, mit der Beteiligung an der Macht (durch Geld und Pöstchen), statt gegen oder besser noch ohne sie, emanzipatorische Ziele zu erreichen, ist sehr naiv. Am 'Marsch durch die Institutionen' sind schon Viele (Personen wie Bewegungen) gescheitert, bzw. wurden bis zur Unkenntlichkeit assimiliert. Urban Gardening (zumindest einige Strömungen bzw. Protagonisten der Bewegung) ist mit dem Schielen auf politische Anerkennung und Teilhabe schon mitten in der 'Morphing-Zone'.

Einigen Leuten ist dabei sicher Berechnung oder gar Börsartigkeit zu unterstellen, den meisten AktionistInnen des Urban Gardening kann man wohl getrost Arglosigkeit und Naivität zugute halten. Also das, was man so leichthin als gute Absichten (s. Nadolny 1990) tituliert. Doch selbst diese haben es in sich.

Literatur

- Arendt, H. (2010 (zuerst 1967)): Vita activa. München, Zürich: 485 S.
- Bennholdt-Thomsen, V. (Hrsg.) (1994): Juchitán – Stadt der Frauen. Vom Leben im Matriarchat. Rowohlt. 250 S.
- Bennhold-Thomsen, V. (2012): Ökonomie des Gebens. Wohlstand durch Subsistenz. In: Müller, C. (Hrsg.) (2012): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München. 252-265.
- Groeneveld, S. (1988): Subsistenz – Existenz – Supersistenz. In: Evangelische Akademie Bad Boll (Hrsg.): Die 'Subsistenz-Perspektive' – ein Weg ins Freie? Tagungsreader: 34-36.

- Groeneveld, S. (1997): Unterhalt statt Nachhaltigkeit. In: Raza, W.G. & Novy, A. (Hrsg.): Nachhaltig reich – nachhaltig arm? Wien: 25-40.
- Gronemeyer, M. (1988): Die Macht der Bedürfnisse. Reinbek: 316 S.
- Harvey, D. (2012): Rebellen Städte. Berlin: 283 S.
- Heisteringer, A. (2012): Leben von Gärten. Warum urbane Gärten wichtig sind für die Ernährungssouveränität. In: Müller, C. (Hrsg.) (2012): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München. 305-318.
- Hülbusch, I.M. (1978): Innenhaus und Außenhaus - Umbauter und sozialer Raum. Schriftenr. d. OE ASL d. Ges.Hochsch. Kassel 01.033. Kassel.
- Illich, I. (1971): Schulen helfen nicht. Reinbek.
- Illich, I. (1972): Entschulung der Gesellschaft. Reinbek.
- Illich, I. (1974): Die sogenannte Energiekrise oder Die Lähmung der Gesellschaft. Reinbek: 89 S.
- Illich, I. (1980): Selbstbegrenzung. Reinbek.
- Illich, I. (1981): Die Nemesis der Medizin. Reinbek.
- Illich, I. (1982): Vom Recht auf Gemeinheit. Reinbek.
- Illich, I. (1983): Fortschrittsmythen. Reinbek: 140 S.
- Illich, I. et al. (1979): Entmündigung durch Experten. Reinbek.
- Landwirtschaftskammer Niedersachsen (2016): Weiterbildungsprogramm für den Gartenbau 2016. - Oldenburg: 50 S.
- Postman, N. (1988): Wir amüsieren uns zu Tode. Frankfurt.
- Mies, M. (1985): Subsistenzproduktion, Hausfrauisierung, Kolonisierung. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 9/ 10. Köln.
- Mies, M. (1992): Kapitalistische Entwicklung und Subsistenzproduktion: Landfrauen in Indien. - In: Bennhold-Thomsen, V., Mies, M., von Werlhof, C. (1992): Frauen, die letzte Kolonie. Zürich: 86-112.
- Müller, C. (Hrsg.) (2012): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: 349 S.
- Nadolny, S. (1990): Das Erzählen und die guten Absichten. München.
- Neusüss, C. (1983): Und die Frauen? Tun die denn nichts? oder: was meine Mutter zu Marx sagt. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 9/10: 181-206.- Köln.
- Pörksen, U. (1989): Plastikwörter – Die Sprache der internationalen Diktatur. Stuttgart: 127 S.
- Scharnigg, M. (2015): Grüner wird's nicht. - Süddeutsche Zeitung 18.4.15.
- Spehr, C. & Stickler, A. (1997): Morphing Zone – Nachhaltigkeit und postmodernes Ordnungsdenken. In: Raza, W.G. & Novy, A. (Hrsg.): Nachhaltig reich – nachhaltig arm? Wien: 12-24.
- Stadt Jena (Hrsg.) (2014): Gärten in Jena. Analysen, Ziele und Perspektiven. Schriften zur Stadtentwicklung 5: 58 S.
- Turner, J.F.C. (1978): Verelendung durch Architektur. Reinbek bei Hamburg.
- Werlhof, C. v. (1996): Mutter-Los. Frauen im Patriarchat zwischen Angleichung und Dissidenz. Frauenoffensive, München: 238 S.

Subsistenz ist, wenn man kein Geld hat

Helmut Lührs

„Die exakten Wissenschaften bringen subtile Theorien hervor, doch ihre Theorien sind loyal, feinsinnig und stabil. Eine Katze bleibt dort eine Katze, so will es das Identitätsprinzip. Die Human- und Sozialwissenschaften erzeugen Theorien, die noch untreuer sind als Betrug, noch betrügerischer als das Falschspiel, um ihr Objekt zu vereiteln. Hier ist alles möglich: eine Kuh ist eine Frau, ein Gott wird zum Stier, selbst das Identitätsprinzip ist wandelbar. Die Vernunft wacht, wenn sie schläft; die Vernunft schläft, wenn sie wacht, Hölle der Beziehungen, in der selbst die Stabilität noch fluktuiert“ (SERRES M. 1993: 49)

Ich teile die doch einigermaßen vernichtende Einschätzung der Rolle der Human- und Sozialwissenschaften Serres nicht, aber für den Mainstream der wissenschaftlichen Arbeit in unseren Disziplinen gilt der Befund m.E. uneingeschränkt. Was Serres das Identitätsprinzip der Dinge nennt, steht hier nicht nur zur Disposition, es ist der Steinbruch schlechthin, in dem Planer jeglicher Couleur sich nach Herzens Lust bedienen. An der Hochschulausbildung kann das gut abgelesen werden: Projekte z.B. oder Seminararbeiten werden seit geraumer Zeit schon nicht mehr vorgestellt, sie werden präsentiert. Der hier vorgenommene Stellungswechsel könnte grundlegender nicht sein. Was 'Vorstellung' ist, hat z.B. Alain in 81 Kapiteln über den menschlichen Geist und die Leidenschaften (ALAIN 1991) ausführlich und instruktiv dargelegt, was Präsentation meint, kann im Duden oder präzisierend in Wirtschaftslexika (s. z.B. enzyklo.de Deutsche Enzyklopädie) oder in den Marketing – Abteilungen großer Unternehmen nachgelesen, bzw. nachgefragt werden. Der Stellungswechsel, den niemand verordnet hat und dem niemand hätte zustimmen müssen, erfolgte klammheimlich und unerklärt. Es wird so getan als wäre das eine gerade wie das andere.

Beobachtung wird in Überwachung umgemünzt. Die Verabschiedung der Vegetationskunde, mit ihr der Pflanzensoziologie gehört hier her, die von der Biotopkartierung als Dienstanweisung für ein akademisches Lumpenproletariat abgelöst wurden. Moderne Akademiker führen keine Gespräche, sie kommunizieren, das ist komplexer und gewährleistet sicherer, dass alle aneinander vorbei reden. Wissen wird zur Information umetikettiert und Informationen gibt es im Internet, dafür muss man wirklich nichts mehr wissen. Das akademische Motiv des Verstehens ist dem des Verkaufens gewichen. Dabei ist es mitnichten meine Absicht, Handel und Verkauf in ein schlechtes Licht zu rücken. Was Planer verkaufen, das gibt es gar nicht oder wir haben es schon längst in Hülle und Fülle. Biodiversität zum Beispiel – Planer machen daraus ein prima Geschäft. Urbanes Wohnen – das meint fast immer Zeilengeschosswohnungsbau. Zei-

lengeschosswohnungsbau gibt es massenhaft. Erkläre die Zeile zu einem neuen innovativ urbanen Projekt und der Rubel rollt.

„Renzo Piano, der Architekt des Centre Pompidou, entwarf vor kurzem für den Möbelhersteller Vitra das 3,2 Meter hohe, nur 1,2 Tonnen schwere Miniaturhaus 'Diogene', eine Art Urhütte aus Metall, in der Wohnzimmer, Küche und Bad auf gerade mal 2,40 und 2,96 Metern Grundfläche Platz finden. Der Möbelhersteller will es in Serie produzieren, für 20.000 bis 50.000 Euro. [Das macht bei einer Grundfläche von 7,1 m² Wohnraum Kosten pro Quadratmeter umbauten Raums von ca. 2800 – 7000, - Euro - Anmerk. H.L.]. Man könnte diese Wohnzellen weiterdenken. Das Haus, das zum Möbel wird, könnte in einer Wohnlandschaft aufgestellt werden, einer Struktur, die viele verschiedene Zellen aufnehmen kann, so wie in einer Wohnung die unterschiedlichsten Möbel aufgestellt werden. Es könnte Teil einer offeneren, flexibleren Standardisierungskultur werden, die gegen den Terror der Verbilligung und der in Serie auf die Wiesen gedonnerten Massivhäuser ein flexibleres System an Wohnmodulen setzt. Wenn man dort weiter denkt, wo die Expo 67 mit Moshe Safdies Clustersiedlung aufhörte, könnte eine Architektur entstehen, in der man ganz anders wohnt: Weil sie günstiger zu bauen ist, sinkt der Druck, Geld zu verdienen. Es muss weniger gearbeitet, es kann mehr, entspannter, leichter und besser gewohnt werden. Weil sie das bietet, was auf dem Land gesucht wurde – Gärten, Rückzugsräume, das Idyll des Dorfs – fällt der Stress des täglichen Pendelns zur Arbeit fort. Weil sie zwischen den Wohneinheiten freiere, offenere Räume hat, die mal ein kollektiver wilder Garten, mal eine Terrasse, mal ein Platz sein können, kann eine andere Form von Zusammensein entstehen. Was sich in diesen Entwürfen abzeichnet, ist ein anderes Gesellschaftsmodell“ (MAAK N. 2014: 305, 306).

Die Zerstörung der Identität der Dinge erweist sich als ein Goldesel par excellence. Sie erlaubt es, Projekte durchzusetzen, die blieben wir bei dem was ist, nicht die Spur einer Chance hätten, in die Wirklichkeit zu kommen. Sie ist ein hervorragend wirksames Mittel der Ausbeutung und der Zerstörung sozialen Sinns. Sind die Dinge und mit ihnen die Begriffe, die wir uns davon machen erst einmal ruiniert, dann können darüber endlose Debatten geführt werden und in endlosen Erörterungen, Streitereien, Stellungnahmen und Expertisen bleibt am Ende über ein großes Brausen hinaus von den Dingen nicht einmal mehr Müll übrig; sie sind Teil einer mythologischen Konstruktion geworden, in der über Beziehungen hinaus nichts mehr gilt.

Christa Müller und Niko Paech 2012 haben einen Aufsatz zur Suffizienz & Subsistenz - Wege in eine Postwachstumsökonomie am Beispiel von 'Urban Gardening' geschrieben. Es gelingt der Autorin / dem Autor in wirklich überzeugender Weise jeden, wie auch immer gearteten, klugen Gedanken aus den Überlegungen zur Subsistenz zu verbannen. Hier freilich ist nicht der Ort all die groben und feineren Winkelzüge des Beitrags zu entfalten; nur so viel: dem Autor/ der Autorin zufolge haben wir unter moderner Subsistenz folgendes zu verstehen.

„Neben ehrenamtlichen, gemeinwesenorientierten, pädagogischen und künstlerischen Betätigungen kann moderne Subsistenz drei Outputkategorien erzeugen, die zur Substitution industrieller Produktion beitragen“ (MÜLLER Ch., PAECH N. 2012: 149).

Die Vereinnahmung dessen was 'Subsistenz' nach Auffassung des Autors / der Autorin meint, ist schon jetzt beachtlich. Aber die eigentlichen „Outputkategorien“ sind dem Autor/der Autorin zufolge -

- a) Gemeinschaftsnutzung
- b) Nutzungsdauerverlängerung und
- c) Eigenproduktion.

Diese „Outputkategorien“ werden unter den Bedingungen einer „Rückführung der in Geld transferierten industriellen Wertschöpfung auf die Hälfte des derzeitigen Niveaus“ (ebenda: 149) diskutiert, welche geplant werden kann („by design“) oder Folge eines Kollaps ist („by disaster“) (Ebenda). Dass es auch um eine weitere und verschärfte Umverteilung des gesellschaftlich produzierten Reichtums von unten nach oben gehen könnte (z.B. by control) – Subsistenz ist, wenn Du kein Geld hast – erwähnen der Autor / die Autorin nicht.

- a) meint Nachbarschaftshilfe,
- b) die Reparatur von Dingen, die in der gesellschaftlichen Produktion mit einem eingebauten Verfallsdatum hergestellt wurden (siehe hierzu z.B. ANDERS G. 1987: 38/39.) und
- c) meint die Nahrungsmittelproduktion in „Hausgärten, Dachgärten, Gemeinschaftsgärten und andere[n] Formen der urbanen Landwirtschaft und des urbanen Gärtnerns als derzeit dynamischer und ausbaufähiger Trend“ (MÜLLER Ch., PAECH N. 2012: 149).

Der Autor / die Autorin verzichten darauf, dem ausgemachten Trend so etwas wie eine empirische Basis zur Seite zu stellen, damit wir wenigstens eine gewisse Ahnung von der Dimension des Trends gewinnen könnten, wie sie eine weitere Differenzierung der Produktionsorte für unerheblich erachten. Weiter unten im Text führen sie folgendes aus:

„Besonderes Augenmerk als Ort des Geschehens verdient der Nahraum – und zwar nicht nur auf dem Lande: In der Stadt haben sich in den letzten Jahren ganz neue Formen postmaterieller und postfossiler Lebensstile herausgebildet, die die anstehenden Veränderungen nicht mit Knappheit und Mangel, sondern mit einer Ökonomie der Fülle verbinden. Dabei spielt die neue Gartenbewegung mit ihren Kulturen des Selbermachens eine zentrale Rolle. Die Trendforschung verweist darauf, dass mehr und mehr Großstadtbewohner/innen die globalen Verwertungsketten ablehnen und lieber selbst anbauen, selbst kochen und eine neue Genießer-Esskultur zelebrieren wollen. Ökokisten mit landwirtschaftlichen Produkten aus der Stadt gelten in New York gerade als die »neuen i-Pods« und hausgemachte Marmelade als unverzichtbares »Must Have«. Die Süddeutsche Zeitung

zitiert eine Bloggerin der neuen Bewegung der »Foodies«, die über Twitter und Facebook illegale »Supper Clubs« organisiert, bei denen mehrtägige Menüs in Privathäusern zubereitet werden: »Supper Clubs geben uns die Kontrolle zurück – wir holen uns den Spaß an hervorragendem Essen in gutem Ambiente von profit-orientierten Restaurants zurück.« Dieser Hedonismus geht einher mit einer neuen Sensibilität für den fairen Umgang mit Menschen anderer Länder und mit den Gemeingütern. Die Sensibilitäten werden in den neuen urbanen Gärten geweckt und geschärft. Beim Säen und Ernten stößt man irgendwann zwangsläufig auch auf Fragen wie: Wem gehört das Land und wer erntet seine Früchte? In diesem Sinne ist die neue Gartenbewegung tatsächlich subversiv“ (EBENDA: 151/152)

So was musst Du erstmal auf's Papier bringen: ein wunderbares Manifest für den Zeilengeschosswohnungsbau, der kunstfertig mit keinem Wort erwähnt wird. Darin liegt der große Zauber der 'Neuen Gärten'. Die 'Gärten' können unabhängig von der Bau- und Siedlungsstruktur diskutiert werden. Daran arbeiten Grünplaner seit mindestens knapp 200 Jahren (s. Schneider, G. 1989: 48 ff) und zwar immer schon gegen die Leute und deren Gartenkultur. Nun war der 'Garten' im Lichte grünplanerischer Rezeption schon immer ein konturloses Ding, eine chamäleonhafte Kategorie, deren Inhalte nach Bedarf und Interesse weitgehend beliebig gewechselt werden konnten. Der Garten als ein gesichertes Territorium des 'privat verfügbaren Außenhauses' hat die Grünplaner dabei sicher am aller wenigsten interessiert.

Mit dem isolierten Blick auf den 'Garten' allein wird die Frage nach der Behausung, nach Haus und Hof, nach dem 'Außen- und dem Innenhaus' für obsolet erklärt. Wie das geht, haben uns Ebenezer Howard, Camillo Sitte, Martin Wagner, Harry Maasz und viele andere mehr vorgemacht. 100 Jahre Grün- und Stadtplanungsgeschichte in diesem Sinne haben offensichtlich zu so prekären 'Gartenbedingungen' geführt, dass Leute nun damit beginnen, an den absurdesten Orten dieser Welt etwas anzupflanzen, was flugs mit dem Wort 'Garten' veredelt wird. Der in Kisten verpackte, von Beginn an zum Umzug bereit stehende 'Urbane Garten' ist dabei vielleicht der eindrucksvollste Ausdruck der Bankrotterklärung einer Stadtpolitik, die den Stadtbewohnern auch noch den letzten Quadratzentimeter eines gesicherten eigenen Territoriums genommen hat. Zugleich wird die blanke Not, der Horror städtischer Wüstungspolitik von dem o.g. Autor / Autorin in eine „Ökonomie der Fülle“ umgeschrieben.

Eine nach den Regeln der Kunst entworfene Grünfläche braucht ungefähr 15 Jahre bis sie soweit abgetakelt ist, dass hier etwas Neues geschaffen werden kann, ein neuer Entwurf, eine neue Inwertsetzung, ein neues Spekulationsobjekt, was auch immer. Die in Kisten verpackten 'Gärten' sind da in der Tat viel klüger. Sie kosten der Kommune kein Geld, weder in der Herstellung, noch in der Pflege, noch bei der Beseitigung. Die Spekulation ist hier gleichsam schon inkorporiert. Und das aller Beste bei alle dem: die Leute machen es selbst. Man muss ihnen gar nichts mehr einflüstern: Bürger schützt Eure Anlagen – Stuss.

Wenn die Bagger der postfossilen Ökonomie anrücken, sind die Kisten schnell gepackt und die nächste Spekulationsfläche kann urban begärtnert werden. Wenig überraschend, dass dieser neue Trend Grün- und Stadtplaner, Ökonomen, Soziologen in wahrste Verzückung bringt. Die „Subsistenz“ ist dafür das gefundene Fressen, eine Beute, die wunderbar ausgeweidet werden kann, um der Scharlatanerie den Anstrich von Aufklärung, Reflexion und sozialkritischer Fundamentierung zu verleihen. Der Text von Ch. Müller und N. Paech geht weit über den routinierten Gebrauch des 'Jargons der Eigentlichkeit' hinaus. Der Autor / die Autorin malen uns eine ganz gewöhnliche Hölle zum verloren gegangenen Paradies aus, die sie selbst als professionelle Voyeure bei Gelegenheit besuchen, um deren Zurichtung und Zurichtungsmöglichkeiten zu überprüfen.

„Kein Ding zirkuliert da auf den Brettern des Theaters, man bedient jene, die nichts als Worte haben, mit lauter Spektakeln und Worten. Was Objekte angeht, sind unsere Theorien leer, sie wachen über Beziehungen. Wer die Philosophie um Brot angeht, den überhäuft sie mit guten Worten und Bildern. Wo wir Brot erwarten, bietet sie nur Zirkus SERRES M. 1993: 46)

Literaturverzeichnis

- ALAIN. ((1960) 1991). 81 Kapitel über den menschlichen Geist und die Leidenschaften. Hamburg.
- ANDERS G. (1987). Die Antiquiertheit des Menschen 2. München.
- MAAK N. (2014). Wohnkomplex. München.
- MÜLLER Ch. PAECH N. (2012). Suffizienz & Subsistenz - Wege in eine Postwachstumsökonomie am Beispiel von 'Urban Gardening'.
- SCHNEIDER, GERDA (1989): Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Enteignung in der Landespflege. Notizbuch 15 der Kasseler Schule. S. 1-164. Kassel.
- SERRES, M. (1993). Die fünf Sinne. Frankfurt a.M.



Subsistenz vor dem industriellen Zeitalter

am Beispiel von Notzeiten und der Bedeutung des Neophyten Kartoffel

Ingo Henckels

Zur Definition Subsistenz

Im Duden wird Subsistenz als veralteter Begriff für Lebensunterhalt definiert, Subsistenzwirtschaft als „bäuerliche Produktion für den eigenen Bedarf“ (1). Et- was anders formuliert: Subsistenz ist der Aufwand für die Sicherung des unmittelbaren Lebensunterhalts. Der heutige u.a. philosophische Ansatz geht davon aus, dass in einer Zeit von Wohlstand und Überschuss jemand, der für sich persönlich möglichst viel Subsistenzwirtschaft betreibt, die allgemeinen Ressourcen schonen will. Ein Leben mit Bezug auf das Wesentliche und Notwendige wird angestrebt.

Subsistenz vor 1850

Diese Definition ist für die vorindustrielle Zeit nicht anwendbar, da die Masse der Bevölkerung alle Kraft darauf konzentrieren musste, dass der Lebensunterhalt überhaupt ausreichend zur Verfügung stand. Kinderarbeit war aus der Not heraus verbreitet, die Frauen arbeiteten neben der Versorgung ihrer Familien z.B. an Webstühlen, die in vielen Wohnungen standen, um ein Zubrot zu verdienen. Der Garten als Quelle zur Gemüseerzeugung, evt. der Besitz eines Schafes, einer Ziege oder von Hühnern ergänzten die Möglichkeiten.

Kriegszeiten und Not durch schlechte Ernten

Neben Kriegszeiten mit Truppendurchzug und Plünderungen waren wetterbedingte Missernten eine zusätzliche Belastung. Über schlechte Erntejahre berichtet Oligschläger:

„Anno 1740 war ein sehr betrübt Jahr. Die Leute brachen die Dächer ab um das Vieh damit zu füttern. Es starben viele Kühe vor Hunger und Kälte, es froh ihnen das Mark in den Beinen und der Mist an dem Haus. Den 20. May war das ??? im Felde noch keine halbe Elle groß; die Bäume im Hofe hatten am 20.ten May kein grün Blatt.“ (2)

Auch 1771 war ein Hungerjahr, was die Leute zu stärkerem Kartoffelanbau antrieb (3). 1816 und 1817 waren Hungerjahre, da der Sommer 1816 naß und infolgedessen die Ernte schlecht war (4). Ursache war der Ausbruch des indonesischen Vulkans Tambora im April 1815, dessen Asche so hoch geschleudert wurde, dass sie weltweit den Himmel eintrübte (5). In seiner „Primitiae Florae phanerogamicae Solingensis-Montanorum“ beschreibt Oligschläger unter Position 293. *Aegopodium podagraria* L. (Gihir, glatte oder wilde Gihir):

„In Obstgärten, an Hecken und in Gebüsch überall. Das Kraut dieser Pflanze, so wie von *Urtica dioica*, *Sinapsis arvensis*, *Chenopod. viride*, *Beta vulg.*, *Brassica*

napus, Lamium amplexicaule; Polygala bistorta, Solanum tuberos., Turiones Humuli Lupuli, das junge Kraut von Trifol. pratense sativum und Polygon. tartaric., die sich entfaltende Blattknospen von Corylus avellana u.s.w. dienten unter andern, in Hungersjahre 1817, den armen Leuten hiesiger Gegend zur Nahrung.“ (6)

Und beim Schlangenknöterich erwähnt er unter Nr. 383. Polygonum bistorta L.:

„Auf Wiesen in Berggegenden. Die Blätter wurden hieselbst im Hungerjahre 1817 unter dem Namen ‚Mergenblätter‘ (Marienblätter) häufig als Gemüse verspeist, was bei ähnlicher Gelegenheit auch schon 1740 und 1771 geschehen war.“ (7)

In den Jahren 1845/46 herrschte wieder Not, als „die Kartoffelkrankheit die Gegend um Solingen besonders“ heimsuchte (8).

Die Kartoffel als notverminderndes Nahrungsmittel

Oligschläger notiert nach einer Literaturquelle, dass die ersten Kartoffeln 1565 in Irland belegt waren (9). Etwa um 1570 gelangte die Kartoffel ohne viel Aufsehen erstmals nach Spanien. Die vielen unausrottbaren Anekdoten um Drake (1586), Raleigh oder Hawkins sind historisch nicht belegbar (10). Richtig ist, dass Kartoffeln sowohl über Spanien als auch Irland/England nach Europa kamen und sich von dort aus im ganzen Kontinent verbreiteten, zuerst als Zierpflanze des Adels und in botanischen Gärten.

Erst um 1730 wurden im Lüttischen so reichlich Kartoffeln angebaut, „daß die Einwohner sich davon ernährten und viele in die benachbarten Städte zum Verkauf brachten“ (11). Aber schon etwas früher: 1710, zog Peter Mertens zu Grünscheid (Burscheid) Erdäpfel (12). Weiter berichtet Oligschläger, dass Kartoffeln 1720 in Dabringhausen (Wermelskirchen) und 1725 in Steinbüchel (Leverkusen) angepflanzt wurden, „wohin sie von Dabringhausen gebracht wurden“ (13). Um 1731 soll Peter Knecht (1717-1814) den Anbau in Solingen eingeführt haben (14). 1735 „zog ein Mann in Hamberg (Anm.: zu Burscheid gehörend) schon Erdäpfel.“ (15) Der Anbau nahm weiter zu, so dass der Absatz der Kartoffeln „nach auswärts“ schon bemerkenswert war (16).

Auch in Kräuterbüchern der damaligen Zeit fand die Kartoffel Eingang. So berichtete 1731 Tabernaemontanus neben der Verwendung als Nahrungsmittel noch über eine ungewöhnliche Zielsetzung:

„Und brauchens zur Stärkung der ehelichen Wercken/Mehrung des Saamens: etliche aber geben es denen zu essen, die so gar am Leib abkommen sind“ (17)

Wenngleich heute die Kartoffel nicht mehr dieses Ansehen genießt, ist diese Wirkung gar nicht so abwegig. Sie beweist die schlechte Ernährungslage breiter Bevölkerungsschichten der damaligen Zeit und die Auswirkung besserer Gesundheit auf eben auch die „ehelichen Wercken“

1765 wurden in Witzhelden (heute ein Ortsteil von Leichlingen) bereits Reibekuchen gebacken (18). Wie bereits erwähnt, war auch 1771 ein Hungerjahr, was die Leute zu stärkerem Kartoffelanbau anhielt (19).

Ab 1794 nahm der Anbau weiter zu (20). 1799 ist die Kartoffel nach Beobachtung von Albrecht Daniel Thaer (1752-1828) schon fast überall eingeführt:

„Auch den Kartoffeln-Bau wollten neidische Menschen angans im freyen Felde zerstören. Aber in den meisten Gegenden haben weise Orts-Obrigkeiten ihn geschützt, und er ist nun fast allgemein eingeführt.“ (21)

Thaer unterschied auch schon 3 Kartoffelarten:

„Man bauet deren im Felde dreyerley Arten, eine Sommerkartoffel-Art, mit weißer Blüthe, die gegen Ende July reif ist, sie wird ganz so behandelt, wie die gewöhnliche Holländische, nur daß sie, wenn es die Witterung erlaubt, in der Mitte des März geleyet wird. Da ihre Reife aber gerade in die Ernte-Zeit fällt, sie sich nicht lange hält, sondern bald stark zu schmecken anfängt, auch eben nicht so reichlich zuträgt; so wird sie wenig im Felde, wohl aber in Gärten gebauet. Die zweyte hier sehr häufig gebauete Art ist die, unter dem Nahmen der Holländischen, bekannte, welche violette Blüthen hat, und mit der man gewöhnlich vor Wetbergen wohl 60 Morgen bepflanzet findet. Endlich werden hier auch so genannte englische Kartoffeln erzielt, die große, oft faustdicke Kartoffeln ansetzen, aber sehr wässerig sind, und blos als Viehfutter gebraucht werden. Nur erst seit 5 -6 Jahren fangen die Meyerbauern an, Kartoffeln zum Verkaufe zu erbauen, da sonst nur die Köther sich damit abgaben.“ (22)

Im 19. Jahrhundert war die Kartoffel ein wichtiges Nahrungsmittel geworden. So berichtet 1823 der Amtsarzt Dr. J.W. Spiritus (1787-1848) in seiner ‚medizinischen Topographie des Kreises Solingen‘ (23):

„Das allgemeinste und beliebteste Nahrungsmittel sind die Kartoffeln oder Erdäpfel, welche hier von vorzüglicher Güte sind und in hinreichender Menge gezogen werden. Sie machen oft monatelang das einzige Gericht des Armen aus, der sie Morgens, Mittags und Abends gleich schmackhaft findet und sie das einamal gekocht, das anderemal gebraten oder zu einem Pfannkuchen verbacken genießt. Solange noch Vorrath von Kartoffeln vorhanden ist, ist der ärmste Tagelöhner um seine Existenz unbekümmert; er verzagt, so bald es ihm daran mangelt, und erwartet mit Sehnsucht den Herbst, der seine Vorrathskammern von neuem damit anfüllt. So wie an anderen Orten werden sie auch hier bisweilen genossen, bevor sie noch die gehörige Reife erlangt haben. Narcotische Nachwirkungen, wie sie Heim (24) beobachtete, sah man bisher nicht darauf folgen, wohl aber Koliken bei schwächlichen Subjecten und Kindern, weshalb sie wohl keineswegs mit den Herren Pfaff (25) und Viborg (26) für unschädlich zu halten sind. Viel wird dabei allerdings, wie auch Heim bemerkt, auf das Erdreich ankommen, in welchem Sie gewachsen sind.

Ähnlich ist 1832 die Aussage von Landrat Georg von Hauer, Opladen, in seiner ‚Statistischen Darstellung des Kreises Solingen‘:

Unter allen Nahrungsmitteln haben die Kartoffeln die meiste und eine fast unglaubliche Verbreitung gewonnen. Sie nähren als trockenes Gericht durch einen großen Theil des Jahres die Familien armer Lohnarbeiter beinahe ausschließlich; erscheinen auf den Tischen der Bemittelteren an jedem Tage und ersetzen in der Form sogenannter Reibekuchen auch beim höheren Mittelstande nicht selten das Brod zum Frühstück und dem nachmittägigen Mahl “ (27)



Foto: Susanne May, Bad Bevensen

Oligschläger berichtet, dass in den Jahren 1845/46 „die Kartoffelkrankheit die Gegend um Solingen besonders“ heimsuchte. Die Kartoffeln wurden „von einer eigenthümlichen Fäulnis ergriffen, so daß der Gesamt-Ertrag derselben kaum ein Viertel“ der üblichen Erntemengen betrug. „Als natürliche Folge“ erhöhte sich „der Kartoffel-Preis im Laufe des Winters auf 1 Rthl 15 Gr. per 100 Pfund.“ Da viele Familien diese Preise nicht mehr bezahlen konnten, wurden für diese Brot- und Kartoffelpreise durch Spenden subventioniert. So konnten Kartoffeln für 28 bis 32 Silbergroschen per 100 Pfund abgegeben werden, da insgesamt 1070 Thaler „durch freiwillige Beiträge aufgebracht wurden“ (28).

Oligschläger war nicht bekannt, dass die Kartoffelfäule 1845 bis 1849 ein west-europäisches Phänomen war, das natürlich auch Solingen erreichte. Andere Gegenden waren teils viel heftiger betroffen: Besonders schlimm traf es Irland, aber auch Großbritannien, Belgien, die Niederlande und Frankreich (29).

Volksmedizinisch fand (und findet) die Kartoffel verschiedene Verwendungen. Gern wird Kartoffelbrei zu heißen Umschlägen und zum Erweichen von Geschwüren verwendet (30). Wegen des Vitamin-C-Gehaltes setzte man sie auch gegen Skorbut und Wechselfieber ein; ein Extrakt aus Blättern und Stengeln wurde gegen Husten und Krämpfe gegeben (31), was nach heutiger Erkenntnis nicht gerade empfehlenswert ist.

Die Kartoffel ist wohl unter dem Aspekt der Überwindung von Hungersnöten der wichtigste Neophyt, der mit Kolonialismus und Globalisierung nach Europa kam. Unter dem Aspekt der Subsistenz trug die Kartoffel dazu bei, dass wir heute in so viel Überfluss und Mehrwert leben, dass es bereits einer Philosophie bedarf, um sich auf die Ursprünge zurück zu besinnen. Kaum einer in Mitteleuropa muss noch unter Lebensängsten um seine Lebensbasis kämpfen.

Quellen und Anmerkungen

1. Duden -Die deutsche Rechtschreibung, 25., Mannheim 2009, S..1036.
2. Stadtarchiv Leverkusen, 3001.333, S. 26.
3. Stadtarchiv Leverkusen, 3001.507, S.109.
4. Stadtarchiv Leverkusen, 3001.49c.
5. Meyers Enzyklopädisches Lexikon, Band 23, Mannheim 1981, S. 191.
6. Franz Wilhelm Oligschlaeger: Primitiae Florae phanerogamicae Solingensis-Montanorum. Verzeichniss phanerogamischer Pflanzen, welche in der näheren und weiteren Umgebung von Solingen, im Bergischen, wild wachsen, in: Archiv des Apotheker-Vereins im nördlichen Teutschland, 2. Reihe, 10.Band (= 60. Bd. der ganzen Folge), Lemgo 1837, S. 281 -352. Manuskript dazu: Stadtarchiv Leverkusen 3001.910
7. wie vor.
8. Stadtarchiv Leverkusen, 3001.738, S.208/209.
9. Stadtarchiv Leverkusen, 3001.857

10. Völksen, Wilhelm, Auf den Spuren der Kartoffel in Kunst und Literatur, Hildesheim 1964, S. 23.
11. wie 6, Nr. 233.
12. Stadtarchiv Leverkusen, 3001.376, S. 160.
13. wie 6, Nr. 233.
14. Rosenthal, Heinz, Solingen -Geschichte einer Stadt Bd. 2, Duisburg 1977, S. 90.
15. Stadtarchiv Leverkusen, 3001.376, S.160.
16. Stadtarchiv Leverkusen, 3001.507, S.109.
17. Tabernaemontanus, J. Th., Neu vollkommen Kräuter-Buch, Basel 1731, S. 869.
18. Stadtarchiv Leverkusen, 3001.376, S. 160.
19. wie 8.
20. Stadtarchiv Leverkusen, 3001.507, S 109.
21. Albrecht Daniel Thaer: Beschreibung des Herzogthums Lüneburg in landwirthschaftlicher Hinsicht, in: Annalen der Niedersächsischen Landwirtschaft 2, 1799.
22. Albrecht Daniel Thaer: Beschreibung der Landwirthschaft im Fürstenthume Calenberg, in: Annalen der Niedersächsischen Landwirtschaft, Hrsg. von A. Thaer und J. Beneke, 1799, S.91.
23. Alltag im Kreis Solingen 1823, Dr. J.W. Spiritus und seine medizinische Topographie, Hrsg.: Ralf Stremmel, Solingen 1991, Reihe Anker und Schwert, Bd. 9, S. 157, § 45.
24. Ernst Ludwig Heim (1747-1834), Arzt.
25. Christoph Heinrich Pfaff (1773-1852), Professor für Medizin, Physik und Chemie in Kiel.
26. Erik Nissen Viborg (1759-1822), Veterinär, Botaniker und Anatom.
27. Hauer, Georg von, Statistische Darstellung des Kreises Solingen, Köln 1832, S. 114.
28. Stadtarchiv Leverkusen, 3001.738, S.208/209.
29. -Cecil Woodham Smith: The great Hunger: Irland 1845-1849, 1962 (Penguin Book 1992)
-Jörg Rademacher (Hrsg.): Alexander Sommerville: Irlands großer Hunger, Briefe und Reportagen aus Irland während der Hungersnot 1847, Münster 1996.
30. Löber, Karl: Pflanzen des Grenzgebietes von Westerwald und Rothaar, Göttingen 1972, S. 392-418.
31. Schneider, Wolfgang, Lexikon der Arzneimittelgeschichte Bd. V/3, Frankfurt 1974, S. 276

Subsistenz oder über die tägliche Ernährung

'Hunger und Lust'

Manfred Greulich-Blaß

Inwiefern hängt Gesundheit individuell und gesellschaftlich von der Subsistenz ab? Könnte man sagen: Ohne Subsistenz kein gutes Leben und auch keine Gesundheit?

Die industrielle Organisation von Arbeit, Produktion und Konsum liefert die zum Leben notwendigen Mittel allenfalls als Waren. Ihre Zu/Aufbereitung und die Versorgung der Menschen kann sie nicht leisten. Sie bleibt auf ein ergänzendes System, auf eine ‚andere Ökonomie‘ angewiesen um Wohlergehen und Lebensqualität zu produzieren. Wir müssen uns also die Frage stellen: Welche Funktion hat die Hauswirtschaft innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise? Hauswirtschaft wird nicht bezahlt, sie gilt nicht als richtige Arbeit und ist doch unverkennbar notwendig, um die Reproduktion der Ware Arbeitskraft bzw. die Versorgung von Menschen zu gewährleisten. Die unbezahlte Arbeit gehört zur Ökonomie wie die bezahlte Arbeit. Was aber beide unterscheidet ist die Motivation, aus der heraus sie getan wird. Erstere geschieht aus ‚Liebe‘, letztere erfolgt in Erwartung eines Lohns.

Subsistenzproduktion ist nicht-warenförmige Arbeit. Das macht ihren besonderen Charakter aus und verleiht ihr ihre spezifischen Eigenschaften, die bei der Versorgung von Menschen gefragt sind. Die Subsistenzproduktion, die gebrauchswertorientierte, unmittelbar auf die Herstellung und Erhaltung des Lebens gerichtete Arbeit, verschwindet nicht im Zuge der kapitalistischen Durchdringung der Welt, sie wird nur anders organisiert und den Erfordernissen der Warenproduktion untergeordnet (vgl. BAIER, A. 2007: 240ff).

In unseren Lebensverhältnissen ist Subsistenz gesamtheitlich verankert, mal mehr und mal weniger. Es hängt davon ab, inwiefern folgende Faktoren eine Rolle spielen: handwerkliche Talente, Geschick und Wissen, soziale Kontakte, Nachbarschaftshilfe, Gärtnern und Selber-Kochen, Sammelleidenschaft (z.B.: Pilze oder Recycling von angeblich ‚unnützen Dingen‘); Haushalten und Bevorratung (z.B.: Trocknen von Obst, Hülsenfrüchten, Kräutern, Gewürzen, Pilzen, etc.; Ansetzen von Sauerkraut, Gurken und Bohnen einlegen); u. v.a.m. Das habe ich alles von meiner Mutter gelernt (Pilze sammeln) und von meiner Großmutter, wie man einfach kocht, bei der habe ich nie ein Kochbuch gesehen. [Auch den Gemüseanbau habe ich bei ihr mitbekommen, sie kam von einem landwirtschaftlichen Gut in der Nähe von Breslau. Was mich immer beeindruckt hatte, waren ihre Hände, die waren größer als meine, obwohl ich körperlich und handwerklich viel arbeitete.]

Das Trocknen der Früchte ist übrigens nachhaltig sehr energiesparend, weil man nur einmal Energie zuführen muss, um sie zu trocknen, sie haben keine Zusatzstoffe oder Konservierungsmittel. Getrocknete Früchte, Getreidekörner, Nüsse usw. sind fast unbegrenzt haltbar. Außerdem senken getrocknete Apfelingeringe den Cholesterinspiegel und wirken dadurch kompensatorisch, wenn man gerne Eier isst. Im Gegensatz dazu muss man beim Tiefrieren permanent Energie nachschieben, das ist doch die reinste Energieverschwendung, man sollte sich mal ausrechnen wie viel Energie es bis zum Verzehr der Sachen kostet, bis man sie endlich verzehrt und dazu den Anschaffungswert dagegen rechnet. Dazu gibt es leider keine Bilanz aufgrund von Langzeitstudien, warum auch?

Da die Subsistenz in unserem gesellschaftlichen System komplex verankert ist, beschränke ich mich in meinen Vortrag nur auf den Bereich **„Ernährung“**, das ist ja unsere existentielle Lebensgrundlage, und die ist schon komplex genug. Die Ernährung war in den letzten Jahrhunderten einem stetigen Wandel unterworfen. Unmittelbaren Niederschlag fanden die technischen Innovationen der frühen Industrialisierung in einem rasanten demographischen Wandel. Der Zuzug von Arbeitskräften für neu entstehende Fabriken führte zu einer Bevölkerungsexplosion in den Städten. Dies veränderte in zweierlei Hinsicht die alltäglichen Ernährungsgewohnheiten. Zum einen ließ die städtebauliche Verdichtung keine Räume für Selbstversorgung über Gärten oder größere Anbauflächen. An die Stelle der agrarischen Subsistenzwirtschaft des ländlichen Europas trat nun das moderne **Geld-Brot-System**, das besonders in Zeiten schlechter Konjunktur, Krankheit oder Arbeitslosigkeit zu Krisen in der Ernährung des städtischen Proletariats führte. Zum anderen veränderten sich die Mahlzeiten auch unter der neuen zeitlichen Taktung des Arbeitslebens. Maschinen und Stechuhr ließen gerade in den dynamischen frühindustriellen Jahren kaum Zeit für familiäre Mahlzeiten. Der Individual-Imbiss zur Befriedigung des Hungers verdrängte das gemeinsame Mahl. Die Ausweitung des Kartoffelanbaus brachte einen weitgehenden Wandel der Alltagskost mit sich und verdrängte in vielen Gebieten Europas das frühneuzeitliche System **Brot- und Breikost**. Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts verlor die Kartoffel schließlich auch den Ruhm der Armenspeise, so dass sich zunehmend auch die bürgerliche Küche Europas von der Rezeptvielfalt der Kartoffel überzeugt zeigte (s. HIRSCHFELDER).

Die bedeutendste Innovation nach 1850 waren erstens die technische Behandlung von Nahrungsmitteln, vor allem im Bereich der Konservierungstechniken, zweitens die industriell standardisierte Massenfertigung und Normierung von Lebensmitteln durch neu entwickelte Maschinen sowie drittens die Herstellung völlig neuer Esswaren, etwa Margarine, Backpulver, Kunsthonig oder Milchpulver. Schließlich veröffentlichte Justus von Liebig sein Standardwerk **Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie**. Liebig

u.a. revolutionierten die Ernährungswissenschaften, indem sie die Nahrungsstoffe in **Eiweiß, Fett, Kohlenhydrate, Wasser und Mineralsalze** unterteilten und so die Grundsteine der modernen Ernährungsphysiologie legten. Davon ausgehend entwickelte Liebig das Fundament für neue Konservierungsmethoden (s. HIRSCHFELDER).

Die Verbesserung des Dosenmaterials sowie seiner Befüllung und weitere technische Neuerungen, die Erfindung der Verschlussmaschine (1889), trieben die Entwicklung weiter voran, senkten die Preise und machten konservierte Nahrung zu einem festen Bestandteil der Ernährung. Im Gegenzug war ein Rückgang des Selbermachens zu beobachten (vgl. KOENIG, G. M.: 2004: 272f.).

In der Mitte des 20. Jahrhunderts war die Ernährung noch spezifisch organisiert: bürgerlich dominiert, regional ausgeprägt und in der Konsumpraxis weitgehend saisonal. **Maggi-Würze und Knorr-Erbswurst** waren etabliert, Margarine wurde schon mit industriell gleichbleibender Qualität hergestellt. Verpackte Nahrung wurde zunehmend 'ästhetisiert' und daher kaum mehr sensorisch-haptisch wahrnehmbar. Mit den 1950er Jahren lernte man die seit den 1930er Jahren in den USA verbreitete Tiefkühlkost kennen, 1958 kam mit den **Maggi-Ravioli** erstmals ein Fertigprodukt auf den Markt, welches vor allem bei den Kindern gut ankam und auf große Akzeptanz stieß. Seit 1952 breiteten sich Pizzerien aus, später spanische, griechische und jugoslawische Restaurants. Die **Fast-Food-Ketten** folgten ab 1972, und bald wurde auch das System der dreigliedrigen chronologischen Mahlzeitordnungen gesprengt (siehe HIRSCHFELDER).

Welche Lebensmittel sind gesund und welche ungesund?

Acrylamid (Röststoffe) ist seit 2002 in den Schlagzeilen der Medien, nachdem es bereits 1999 von schwedischen Wissenschaftlern in verschiedenen Lebensmitteln (insbesondere in stärkehaltigen und stark erhitzten Lebensmitteln z.B. **Pommes frites**) gefunden wurde (vgl. POLLMER, U. 2006: 1-19). In Tierversuchen wurde festgestellt, dass Acrylamid Darm-, Brust- und Nierenkrebs verursachen soll. Heute ist die Aufregung in Ernüchterung umgeschlagen, denn das **Pommes-/Grillgift** findet sich in immer mehr Lebensmitteln. Nach dem Gebäck traf es die Frühstückscerealien, dann Schokolade und Kaffee, Pflaumenmus und Oliven. Die Aufklärer haben von dieser Entwicklung nichts mitbekommen. Obwohl Kaffeersatz am meisten Acrylamid enthält, warnen sie vor Pfanne und Friteuse. Auch scheint es nicht zu interessieren, dass bei Kindern weniger die **bösen Pommes** als Acrylamidquelle in Frage kommen, sondern davor noch Knäcke mit Magerquark und Radieschen, Vanillekipferl, Lebkuchen. Eine schwedische Fall-Kontroll-Studie aus dem Jahre 2003 kam zu einem überraschenden Ergebnis:

„Wer Zeit seines Lebens reichlich Acrylamid verzehrt hatte, erkrankte seltener an Darmkrebs als der, der sich solche Genüsse stets versagt hatte.“ (POLLMER, U. 2006: 3)

Durch acrylamidhaltige Speisen sank die Krebsrate um 40%. Weitere Studien belegten keine signifikant erhöhten Risiken bei den Krebsarten Darm-, Brust- oder Brustkrebs.

Fazit: Die von Politik und Wirtschaft angestrebte Senkung der Acrylamidgehalte kann hingegen zu einer Zunahme der Krebshäufigkeit führen, weil dadurch die Bildung antikanzero gener Maillard-Produkte unterbleibt. (vgl. POLLMER, U.: 2006)

„Den Menschen wird vorgegaukelt, Gesundheit sei mit diesem oder jenem Nahrungsmittel einfach essbar. Doch das ist ein Trugschluss. Gesundheitsrelevant ist allein die genetische Veranlagung, eingebettet in den gesamten sozialen und individuellen Lebensstil – und davon ist die komplexe Ernährung wiederum auch nur ein Teilbereich.“ (KNOP, U. 2011: 30)

Beispiele kollektiv gelernter Ernährungsweisheiten:

Cholesterin ist gefährlich und für Herzinfarkte verantwortlich, tierische Fette verstopfen die Adern, und Fett macht fett. Vollkornbrot ist besser als Weißbrot wegen der gesunden Ballaststoffe. Weißes Fleisch ist gesünder als rotes Fleisch, das Darmkrebs verursachen kann. Fisch muss auch mindestens zweimal die Woche sein, und Milch – ja, wer keine Milch oder Milchprodukte zu sich nimmt, dem splintern bald die Knochen. So weit verbreitet dieses Wissen auch sein mag, so fragwürdig ist es – denn es „fehlen noch immer fundierte Erkenntnisse über die genauen Zusammenhänge zwischen den Bestandteilen unserer Ernährung und deren Auswirkungen auf den menschlichen Organismus. Diese Erkenntnisse sind aber notwendig, um konkrete, individuelle Ernährungsempfehlungen abgeben zu können“, erklärte das Bundesministerium für Bildung und Forschung im April 2009.

aus Knop, U. 2011:29

Mit der rein rationalen Vermittlung von Wissen und der gewünschten Kontrolle des Essens über den Verstand wird nichts erreicht – fast gar nichts, denn diese Kampagnen haben einen gemeinsamen Effekt, der die Menschen von Jahr zu Jahr mehr verunsichert.“ (KNOP, U. 2011: 29)

Einige Beispiele, wie Forschungsergebnisse manipuliert werden:

1, 2, 3 – knapp an der Wahrheit vorbei

Als Digestif dieses Kapitels folgt noch ein ausgewähltes Beispiel gelenkter „Drei-Stufen-Kommunikation“, das zeigt, wie unreflektiert bewusst platzierte Aussagen oftmals von der Medienmaschinerie übernommen werden. **Stufe 1:** Ein Gesundheitsportal gibt beim namhaften GfK-Marktforschungsinstitut eine Befragung in Auftrag. Aufgrund der Ergebnisse trägt die dazugehörige **Pressemeldung** des Gesundheitsportals die Schlagzeile „Mann isst ungesund – jeder Dritte verzehrt häufig Fast Food“. Die ungesunde Ernährung liege möglicherweise auch an der fehlenden Fähigkeit zur Eigenversorgung, da „vier von zehn Männern sagen, sie könnten überhaupt nicht kochen“. Solche Ergebnisse sind ein gefundenes Fressen für manche Medien, um unser schlechtes Ernährungsgewissen „Wir essen ja so ungesund“ zu füttern. So folgt **Stufe 2** und die größte deutsche **Nachrichtenagentur** macht aus diesem Presstext beispielsweise eine eigene Meldung und nennt die GfK als Quelle. Die oben genannten Daten werden übernommen, aber der Titel lautet jetzt: „Männer mögen Döner, Pommes, Hamburger.“ **Stufe 3:** Genau diese Meldung findet sich dann in den **Medien** wieder, beispielsweise in einer großen süddeutschen Zeitung. So weit, so gut, aber warum lesen Sie das hier?

(KNOP, U. 2011: 74ff.)

Jeder Mensch hat eine einzigartige **kulinarische Körperintelligenz**; sie wählt aus der Vielzahl der in unserem Gedächtnis bekannten Nahrungsmittel diejenigen aus, die das liefern, was wir zum Leben benötigen. Das entspricht gesunder Ernährung, das ist '**Echtes Essen**' mit all seinen positiven Auswirkungen auf Körper und Geist: die natürlich-ausgewogene Versorgung mit **Nährstoffen und Genuss**. (vgl. KNOP, U. 2011: 23)

Die vielen Studien und Langzeitforschungen über Ernährung bringen keine bewiesenen bzw. eindeutigen Ergebnisse darüber, was gesund oder ungesund ist; sie verschlingen nur sehr viel Geld, und man ist genauso schlau wie vorher, die Ergebnisse lösen bestenfalls Verwirrung aus. Man weiß praktisch *a priori* schon, was nachher rauskommt, das ist wie bei Gutachten, der Auftraggeber bestimmt im voraus das Ergebnis, denn das Ziel ist: **Klamotten zu verkaufen**, damit der Profit stimmt. Das viele Geld könnte man besser für sinnvollere Dinge verwenden.

DIÄT-Wahn (nur exemplarisch)

Mittel- bis langfristig bewirken alle zeitlich begrenzten **Schlankheitskuren** aufgrund des künstlich erzeugten Mangels das Gegenteil: **Sie machen dicker!**

Denn nach der Diät greift der Urinstinkt des Körpers, um für die nächste Notzeit Reserven zu bunkern: Der **Jo-Jo-Effekt** nach der zweiten oder dritten Diät ist wissenschaftlich belegt und fast jedem bekannt. Doch was genau passiert bei dem **Jo-Jo-Effekt**, in der schätzungsweise 80 bis 90 Prozent aller kurzfristig erfolgreichen Diätler im Lauf eines Jahres landen? Ein unzureichendes Nahrungsangebot (negative Energiebilanz) und hartnäckige Hungergefühle gaukeln dem Körper magere Zeiten vor – ein absolut unerwünschter, da bedrohlicher Zustand. Also setzt er ein Notprogramm in Gang: Grundumsatz und Wärmeproduktion, die bis zu 80% der Nahrungsenergie verfeuern, laufen während Hungerkur auf Sparflamme – beispielsweise bei einer Nulldiät um bis zu 40% reduziert. Weiter baut der Körper im Hungerzustand energieliefernde Körpermasse ab, leider neben dem gewünschten Fett auch Muskulatur. Insbesondere bei einer Diät ohne Sport werden in den ersten Wochen der künstlich erzeugten Mangelernährung bis zu 25% der Muskeln eingeschmolzen. Ist die Diät beendet und das Nahrungsangebot wieder mehr als ausreichend, traut unser Organismus dem Frieden nicht und behält seinen erniedrigten Stoffwechsel noch viele Wochen bis Monate bei. Die Folgen sind jedem Diätler bestens bekannt: Kehrt man nach der Schlankheitskur zur gewohnten Essweise zurück, dann nimmt man schneller zu als vorher – weil der Körper die Kalorien noch effizienter hortet; zum Bedauern der Betroffenen meist eher in Fett als in Muskelmasse. Neueren Forschungen zufolge (2010) wird der **Jo-Jo-Effekt** auch durch Entzugssymptome angeheizt, die denen einer Drogenabhängigkeit ähneln und die zu Heißhungerattacken und Fressanfällen führen können.

Fazit: Im schlimmsten Fall führt die rapide Gewichtsabnahme während des **Jo-Jo-Effekts** dazu, dass der Körper nach der Diät und Jo-Jo-Phase nicht nur schwerer, sondern sogar fatter geworden ist! Professor Thomas Huber:

„Der Körper hat sich also gegen die nächste Hungersnot gewappnet – und der Teufelskreis des Abnehmens beginnt für viele von vorne. Diäten sind der falsche Weg zum Wunschgewicht. Sie führen über den Jo-Jo-Effekt sogar häufig zu einer Gewichtszunahme.“ (vgl. KNOP, U. 2011: 180ff.)

Nicht was wir essen ist entscheidend für unser Gewicht, sondern maßgeblich unser Erbgut. Je mehr Gedanken wir uns über richtige Ernährung machen, umso dicker und kränker werden wir!

„Allein die Dosis macht das Gift!“ (Paracelsus vor über 500 Jahren)

Vegan-Wahn (nur exemplarisch)

Vegane Ernährung gilt als ethisch sauber, als natürlich und gesund. Ist das wirklich so?

Jenseits der Armut ist fast alles möglich. Auch der Verzicht auf Tier. Wo zu jeder Jahreszeit das volle Programm an Gemüse, Obst, Getreide, Nüssen, Samen, Hülsenfrüchten, und den klassischen veganen Eiweißquellen (Seitan und Tofu) erhältlich ist, erfordert tierfreie Ernährung nicht mal großen Aufwand. Sie

kann sogar recht günstig sein. Problematisch ist aber, was viele Veganen als ‚Konditionierung‘ bezeichnen: Wenn sie gebratenes Fleisch riechen oder leckeren Fisch, läuft eben doch das Wasser im Mund zusammen – wie dem *Pawlowschen Hund*. Manche halten das nicht lange aus. Was also tun, um den veganen Wandel vor der Fehlerziehung durch die Tierverwertungsindustrie zu schützen? Nirgends wird so hingebungsvoll gefälscht wie im **Veganismus**. Fleisch, Wurst, Fisch, Meeresfrüchte, Käse, Milchfrischprodukte, und sogar Eier – es gibt nichts, auf was der entschlossene Veganer tatsächlich verzichten müsste, wenn er sich mit dem Ersatz zufrieden gibt.

Wer sich vom rein pflanzlichen Leben allerdings größere Nähe zur Natur und vor allem eine gesündere Ernährung verspricht, tappt bei veganen Holzfallersteaks und pflanzlicher Sprühsahne leider doch in vertraute Fallen des industriellen Lebensmittelwahns. Denn so enthusiastisch die Hersteller ihre Produkte als natürlich, rein pflanzlich, frei von Gluten oder Cholesterin, reich an hochwertigem Eiweiß und gerne noch ‚authentisch‘ anpreisen, so künstlich, pflanzenfrei, ungesund und teils gefährlich können diese Produkte sein. Vegane Tintenfischringe werden nicht zwingend aus pflanzlichen, sondern oft auch aus bakteriell erzeugten Quellstoffen wie Curdlan hergestellt. Curdlan entstammt von Bakterien mit dem klingenden Namen *Alcaligenes faecalis* und ist als Zusatzstoff E424 in Lebensmitteln zugelassen. Durch Kochen des Gels bekommen die künstlichen Tintenfischringe ihre gummiartige Konsistenz. Für Menschen sind sie unverdaulich. Curdlan ist ein Mehrfachzucker und gilt deshalb zwar als generell unbedenklich, kann aber zu schweren Blähungen, Durchfall oder Darmträgheit führen. Sind die künstlichen Weichtiere wenigstens anderweitig nahrhaft? Eiweiß enthalten Curdlan oder das verwandte Glucomannan naturgemäß keines. Selbst Yamswurzelmehl, das Curdlan ersetzen kann, ist arm an diesem Nährstoff. Offen bleibt daher, wie die Pseudo-Calamari zu einem stattlichen Gehalt von neun Gramm Protein je 100 Gramm kommen, wenn außer dem unverdaulichen Gerüst nur Salz, Zucker, Öl, reine Stärke und nicht näher definierte Gewürze in die Gummimasse gelangen. Energietechnisch lohnt sich der pflanzliche Kopffüßler auf jeden Fall: Er liefert 400 kcal pro 100g fünfmal so viel wie echter Tintenfisch.

In dieser Hinsicht kann pflanzliche Sahne schon eher punkten – solange der vegane Kunde ansonsten keine größeren Ansprüche stellt. Denn zwar haben Rahmersatzprodukte meist weniger Energie, dafür deutlich mehr Zutaten als reine Sahne. Einige Produkte enthalten als Grundstoff sogar gehärtetes Fett. Die Härtung von Pflanzenölen war früher vor allem in der Margarineherstellung üblich, um flüssige Fette streichfest zu machen. Das geschieht, indem ungesättigte Fettsäuren der hochwertigen Öle durch Wasserstoff gesättigt werden. Dabei entstehen auch Transfettsäuren, die erwiesenermaßen schädlich für Gefäße sind. Wie viele solcher Transfette in der als „cholesterinfrei“ gepriesenen Sahne drin sind, erfährt der Käufer nicht. Auch nicht, dass das zum Schäumen

eingesetzte Distickstoffmonoxid oder Lachgas, das ein ungefähr 300-mal potenteres Treibhausgas ist als Kohlendioxid.

Doch selten enthalten vegane Lebensmittel Substanzen, die für sich genommen schädlich sind. Stattdessen stecken reihenweise erlaubte und geprüfte Zusatzstoffe darin. Die will aber niemand wirklich haben! Aromen, Stabilisatoren, die ganze Palette von Verdickungsmitteln – außer Gelatine, versteht sich -, und verdeckte Zucker in allen nicht direkt identifizierbaren Variationen. Es ist eben nicht leicht, aus ein paar Körnern und Bohnen halbe Hähnchen zu machen. Oder Eier. Oder Käse. Für einen veganen Mozzarella auf Tofubasis braucht es gut und gerne neun E-Nummern, dazu nicht näher identifizierte ‚natürliche Geschmacks- und Farbstoffe‘, bevor das Zeug die Form bewahrt und essbar wird.

Eine auch in Bio-Lebensmitteln beliebte Zutat im veganen ‚Fleisch‘-Spagat ist übrigens Hefeextrakt – der perfekt getarnte Geschmacksverstärker Glutamat, der den fleischigen Umami-Geschmack erzeugt, zum Beispiel in veganem Leberkäse. Praktischerweise muss er nicht als Geschmacksverstärker deklariert werden.

Man muss sich nun fragen, ob so die Nahrung aussieht, die sich die Gesellschaft wünscht: undurchsichtig in der Zusammensetzung, irreführend in den Verheißungen und von der Natur sehr viel weiter entfernt als ein Stück Fleisch. Tatsächlich sind fast alle erhältlichen Kunstprodukte, ob tierisch, vegetarisch oder vegan, vollkommen legal. Das eigentliche Problem liegt tiefer: im geltenden, mittlerweile selbst für Experten nicht mehr durchschaubaren Lebensmittelrecht, das sowohl die Verfremdung von Nahrungsmitteln als auch die massenindustrielle Radikalverwertung von Tieren ermöglicht. ‚Natürliche‘ Lebensmittel, oder das, was sich Menschen darunter vorstellen, sind in so einem System nicht mehr vorgesehen (vgl. ZINKANT, K. 2014).

Ergebnisse aus der Forschung (Universität Oxford 03/2009):

Vegetarier erkranken signifikant häufiger an Darmkrebs als Fleischesser
 Der Fleischverzicht erhöht das Tumorrisiko um mehr als ein Drittel
 Zum Schutz vor Darmkrebs essen sie besser Fleisch & Fisch statt
 Gemüse & Körner!

Bei der rein veganen Ernährung kann es zu Mangelerscheinungen kommen und dann soll man, um das zu kompensieren, **Nahrungsergänzungsmittel** (Vitamine, Calcium, Magnesium, etc.) nehmen. Diese Ergänzungsstoffe sind keine Arzneimittel und bedürfen keiner Genehmigung. Sie werden oft eingenommen, nach dem Motto: ‚Viel hilft viel‘. Die Nahrungsergänzungsmittel enthalten teilweise Ausscheidungsprodukte genmanipulierter Bakterien. Dabei kann es zu Überdosierungen kommen, so dass sie mehr schaden als helfen.

Dann muss man alles kontrollieren, die Lebensmittel, regelmäßig die Blutwerte, etc... Das kann doch wirklich nicht mehr gesund sein, das ist krankhaft. 'Essen sie in den asiatischen Ketten niemals *vegane Ente*, die sieht unappetitlich aus, sie ist nicht knusprig, sie schmeckt nicht und es vergeht Ihnen der Appetit, womöglich muss man sich anschließend noch ärztlich und medizinisch behandeln lassen'.

„Mitten im Herzen der kulinarische Welt kischert der Wahnsinn!“ (MGB)

„Essen ist meine Lieblingsspeise!“ (MGB)

„Die scheinbare Sensibilisierung für den subsistentiellen Umgang bei der Ernährung wird durch deren Industrialisierung sofort zur Farce. Jeder Ansatz wird verinnahmt und in das bestehende System gesteckt.“ (Blaß, Anne 2016)

Literatur

- BAIER, A., u.a. -2007- Wovon Menschen leben. Arbeit, Engagement und Muße jenseits des Marktes. München.
- GRUBER, W., WIZANY, TH. -2008- Die Genussformel: Kulinarische Physik. Salzburg.
- HIRSCHFELDER, G., u.a. -2005- Europ. Esskultur: Geschichte der Ernährung - von der Steinzeit bis heute. Frankfurt/M.
- KNOP, U. -2011- Hunger und Lust. Edition BoD. Frankfurt./M.
- POLLMER, U. -2006- Kartoffel: Acrylamid: Viel Rauch um nichts. In: EU.L.E.N-SPIEGEL. 2/2006: 1-19. Heidelberg.
- SCHETTLER, G. -1964- HERZTOD DURCH BUTTER. In: DER SPIEGEL Nr. 44.
- ZINKANT, K. -2014- Kein Fleisch macht auch nicht glücklich (vegane Ernährung). In: ZEIT-ONLINE. 22.04.2014



Dekorative Professionen

Karl Heinrich Hülbusch, Helmut Böse-Vetter

Berufe und Tätigkeiten – von Haus aus

Alle klassischen Berufstätigkeiten sind im Haushalt zuhause und so –von Haus aus- auf die Kenntnisse und Erfahrungen aus dem Haushalt bezogen. Eine Gruppe dieser Berufstätigkeiten ist unmittelbar der Arbeit, im Sinne von H. Arendt³⁴, ähnlich, also dem, 'wozu das tägliche Leben nötig' und was jeden Tag aufs Neue getan werden muß, und könnte soziale Arbeit oder soziales Gut genannt werden: z.B. Trösten, Lernen, Lehren, Heilen, Begleiten, Betreuen, Trauern. Tätigkeiten, die bis in die jüngere Zeit auch ehrenamtlich übernommen wurden, bevor sie in professionalisierte Expertentätigkeit verwandelt wurden. Zu dieser Gruppe gehört auch ein anderer Typus der Berufe, die ‚Lebensmittel für den Verbrauch zubereiten und präparieren‘: Backen, Kochen, Konservieren, Getränke herstellen, Schlachten und Wurstern, Schneidern und Stricken etc., die spätestens seit Mitte der 1950er Jahre von der industriellen Produktion okkupiert wurden.

Diese stehen hinsichtlich der Marktfähigkeit dem Herstellen etwas näher, und werden anfänglich nur bei besonderen Anlässen und Gelegenheiten -Festen, Reisen, Feiertage- aus dem Haushalt delegiert.

Mit diesen besonderen Gelegenheiten werden Moden und deren KünstlerInnen propagiert, die mit der Industrialisierung zu Werbeträgern und Animatoren aufgebaut werden, um schließlich jeden normalen Tag zu einer Art Feiertag zu machen oder ihn so erscheinen zu lassen.

An der Grenze zum Herstellen sind Tätigkeiten angesiedelt, die i.w.S. zu Gartenbau und Bauernwirtschaft gehören und aus dem Haushalt spätestens seit den 50er Jahren herausgelöst wurden und ausschließlich für die verarbeitende Industrie Rohstoffe produzieren.

Beim Gärtnern und Bauern gibt es KönnernInnen. Für den exquisiten Geschmack und den Markt kommt die Attitüde des Künstlerischen und der ExpertIn ins Spiel, um schließlich aus jedem Tag, jeder Tätigkeit ein ungewöhnliches Ereignis zu machen und nach Zeitgeist, Mode und Trend in Szene zu setzen. Auf diese Weise geht nicht nur der Sinn, sondern auch das Können und die Fähigkeiten im Alltag verloren. Die Inszenierung der Nutzlosigkeit übernehmen auf dem Bauernland –mit Hilfe der Bauernbefreiung- die Landschaftsgärtner und auf dem Hausland –im Verein mit Architekten und Spekulanten- die Gartengestalter. Also: Landschaftsarchitekten, Naturschüt-

³⁴ H. Arendt unterscheidet begrifflich „Herstellen“ von „Arbeiten“. Also die Herstellung eines materiellen Produktes oder Werkes auf der einen Seite und andererseits Arbeiten als Tätigkeit ohne Produkt. Arbeit geht als ständige, sich wiederholende Tätigkeit in die Menschen ein als ein Vorgang des Verzehens oder Verbrauchens. Deshalb läßt sich Arbeit in diesem Sinne schwerer in Waren verwandeln und marktfähig aus dem Haushalt herauslösen als ein hergestelltes Produkt.

zer, Ökologen bzw. Gartenarchitekten, Städtebauer, Freizeitunternehmer, Eventmanager.

Wenn die ertelosen Gestalter nach dem Sinn oder -haushälterisch gesprochen- nach dem Ertrag des Herstellens gefragt werden kommen sie in Nöte, weil es außer der Mode für die Konkurrenz unter ‚feinen Leuten‘ -oder Städten- keinen Sinn gibt (Prestige, Renommee, demonstrativer Aufwand etc.)

Hier wird es spannend, weil der längst verlorene ‚Kontakt‘ zum Haushalt wieder herbeigezaubert werden soll, indem die gemeine Wohlfahrt abstrakt in Gefühllichkeit und ‚Stimmung‘ verwandelt wird.

Was ist passiert beim Wechsel von der Ernte für den Haushalt hin zur Dekoration von Gefühllichkeit, zur Stimmungsmache bei praktischer und sozialer Nutzlosigkeit? (siehe Goethe: Triumph der Empfindsamkeit, die beim Konsumieren in höheren Sphären auch zuschlägt).

Den KünstlerInnen geht der ‚Umweltkontakt‘ (O. Ullrich) verloren und sie verlieren Notwendigkeit und Jux zu unterscheiden, sinnen immer auf Spektakel und Aufregung, so daß die komplizierte Einfalt des täglichen Lebens ein verschlossenes Buch bleibt. Mit Grünplanern kann ebenso wie mit Landschaftsarchitekten und Ökologen nicht über das tägliche Leben, den praktischen Gebrauch, dem Platz und Spielraum zu geben ist, gesprochen werden. Sie verstehen die Sprache zum Gebrauch, den Haushalt, den gewöhnlichen Alltag und die Spuren des Alltags als Indizien des Gebrauchs nicht. Und dies umso weniger, je mehr sie sich als Künstler verstehen und gebärden. Was eine planerische Tätigkeit ad absurdum führt, weil künstlerische Werke gerade durch ihre Nutzlosigkeit gekennzeichnet sind.

„Auch ist die angemessene Art des Umgangs mit den Dingen, die wir Kunstwerke nennen, sicher nicht das Brauchen und Gebrauchen; (...) So müssen sie auch den täglichen Bedürfnissen und Notdürften des Lebens entrückt werden, mit denen sie weniger in Berührung kommen als irgendein anderes Ding.“
(Arendt, H. 1958/ 2002:201)

Der planerische Ausgang des Verstehens und Lernens und damit des Nachmachens sind die Spuren der Arbeit. Danach wird das Mittel für die Arbeit hergestellt. Und dazu gehört eben auch die unkapriziöse Wahl des dazu notwendigen Materials.

Und dieses kann ebenfalls aus den Spuren des Gebrauchs, gelegentlich auch an zufälligen Experimenten, abgelesen werden. Eine Fähigkeit, über die Entwerfer ebenfalls nicht verfügen, weil Wissenstraditionen der Modernisierung, der Überraschung mit Verrücktheiten, also dem Entwerfen im Wege stehen. Der Beruf der FreiraumplanerIn geht mittelbar auf den Haushalt und kommunale Konventionen zurück. Die Art und Weise zu leben geht außer die Haushalte (z.B. Familien, WGs etc.) und die Kommunen niemand etwas an.

Solange es noch Orte gibt, an denen die FreiraumplanerIn die Spuren der Arbeit und des täglichen Lebens ablesen kann, kann sie auch von diesen, als den

bewährten Beispielen der Organisation (einschl. Dimensionierung) und der Mit-tel für die Ausstattung, lernen und diese –wie z.B. ein Bett- nachmachen. Wenn nur der klaustrophobische Geschoßwohnungsbau noch übrig ist, müssen wir der Freiraumplanung nicht nachtrauern: ‚vergangene Berufe‘.

Mehr als gute = bewährte Arbeitsmittel und tüchtige Materialwahl für die Her-stellung bleibt der FreiraumplanerIn, die dann viel Zeit in die Überlegungen zur Gebrauchspflege stecken kann, nicht zu tun. Ein sehr anspruchsvoller Beruf, der neben der Tätigkeit sehr viel Arbeit voraussetzt: die Bildung des Verständ-nisses. Aber auch ein völlig unaufgeregter Beruf, der bestenfalls nicht auffällt. Denn der Freiraum, das ist ja in der Regel nicht der offizielle Auftrag im Berufs-alltag, kann nur subjektiv untergebracht werden. Dass es 1985 möglich war, die ‚Brachen‘ zwischen den Gebäuden an der GhK (Gesamthochschule Kassel, Standort Holländischer Platz) mit Kalkschotter begeh- und betretbar herzustellen und mit ‚spontaner Vegetation‘ anzusäen, ist der Ökologie, die vom Auf-traggeber hineingedacht wurde, zu verdanken. 10 Jahre später begann dann die ordentliche, also recht erfolglose Umgestaltung, die alle Flächen bereinigen mußte, damit ein Vergleich nicht mehr möglich wird. Das gilt bis zu den Baum-pflanzungen, die peu a peu abgeräumt werden, damit die Geschichte in den Dingen verschwindet.

Die dekorative Rolle

Das ‚Bewusstsein von der zweiten Rolle‘ zieht Friedrich Nietzsche den Frauen an. Wie auch Th. Veblen (1899/1984), der die vergeudende Zurschaustellung von Reichtum, also

‚den demonstrativen Müßiggang‘,
 ‚den demonstrativen Konsum‘,
 ‚den Aufwand für die Lebenshaltung‘:

von den schicklichen Frauen als ‚Anhang‘ angesehener Männer verkörpert sieht:

„Die Schicklichkeit verlangt von angesehenen Frauen, dass sie sich konsequenter von jedem Bemühen fernhalten und dass sie ihre Muße deutlicher zur Schau stellen als die Männer derselben sozialen Klasse“ (Veblen, Th. 1899/1984: 175)

So gesehen wird der Ausdruck des ‚Bewusstseins von der zweiten Rolle‘ vornehmlich delegiert – man lässt ‚demonstrieren‘ – und stellt keinen ‚Sozialcharakter‘ her, wie G. Schneider (1989/1995: 95 ff.) nachzuweisen sucht. Und ich bin sicher – dafür gibt es viele Beispiele -, dass früher die Rolle von den meisten Trägerinnen im Vergleich zu Heute durchschaut wurde. Der im Kapitel ‚Die Landespflege als Raumpflege‘ (G. Schneider: 101-106) in Anspielung auf das Nietzsche-Zitat

das Weib hätte nicht das Genie des Putzes, wenn es nicht den Instinkt der zweiten Rolle hätte“ (Nietzsche, F. 1885/1953: 88)

angeführte Aphorismus lautet im Original:

„Die Grünplanung hätte nicht das Talent des Putzes, wenn sie nicht das Bewusstsein der zweiten Rolle hätte“,

und wurde beim Studieren um 1965 formuliert. Er trifft aber nur für das äußerlich betrachtete Phänomen der Tätigkeit zu und kann nicht individualpsychologisch gedeutet werden. Und wäre, wenn überhaupt, wissenssoziologisch oder sozialökonomisch zu beschreiben und zu interpretieren. Oder als Frage, die eher sozialpsychologisch wäre: warum sind immer mehr Menschen bereit, dem Konsumangebot und der darin enthaltenen Konkurrenz sich anzupassen, also Herr und Knecht gleichzeitig zu spielen?

Die Grünplanung und die Landschaftspflege sowie viele andere Metiers ebenfalls haben die Allüre, ihre Tätigkeit zur 'Unterstützung' und 'Bestätigung' des Nichtstuns zu verkaufen. Gerne werden Schriften über die allgemeine Wohltätigkeit der Gartenkunst verfasst, die meist mit Ch.C.L. Hirschfeld (1779-80/1985) beginnen. Doch die 'physiokratische Verlandshaftung der Stadt' und die Einschränkung privater und kommunaler Verfügungsrechte ist das Metier der Grünplanung und der Architektur, das die Aufhebung von 'Haus und Hof' (s. Arendt, H., Kuchenbuch, L., Böse-Vetter, H. et al.) geflissentlich übersehen macht. B. Klein verdeutlicht die Änderung der kommunalen Verfassung:

„Es entsteht innerhalb der Stadt eine durch den englischen Landschaftsgarten verbundene despotische Gemeinschaft von Besitzer und Mieter, wie dies die Physiokratie zwischen Besitzer und Pächter fordert. Hierbei ist wichtig festzuhalten, daß nicht wie im Verhältnis Fabrikvilla/Arbeiterhäuser Hierarchien architektonisch fixiert werden, sondern sich Besitzer und Mieter einen Art Cour d'honneur leisten, der beiden offensteht. Um so interessanter ist, daß das vormalig vernachlässigte Innenhofgebiet zum Kern der baulichen Anlage wird, in dem der amerikanische Kaufmann Hosten als Despot – nicht als Tyrann – herrscht und seine 'Pächter' und 'Teilpächter' an seiner Welt teilnehmen läßt. Da die Pächter und Teilpächter diese Despotie axiomatisch anerkennen, bleiben diese in der Rolle nur schauender, nicht aber besitzender Teilnahme“ (Klein, B. 1993: 76-77)

„Wenn nämlich der Träger (eines Kleides / Anm.) nicht nur zeigen kann, daß er in der Lage ist, frei und unwirtschaftlich zu konsumieren, sondern auch, daß er (oder sie) es nicht nötig hat, sich sein Leben zu verdienen, so erhöht dies seinen gesellschaftlichen Wert ganz beträchtlich. Um diesen Zweck angemessen zu erfüllen, sollten unsere Kleider nicht nur teuer sein, sondern auch allen Beobachtern von vornherein klarmachen, daß wir nicht produktiv zu arbeiten brauchen“ (Veblen, T. 1899/1984: 166).

Oder dass wir so viel Geld verdienen, dass wir so tun können als würden wir produktiv sein. Denn, was wie eine Verkleidung erscheint, dient immer noch den Normen des gesellschaftlichen Prestiges. Obwohl die Attitüde der eleganten Nutzlosigkeit, die heute selbstverständlich in Billigversionen industriell produziert wird – Extravaganz als Massenware -, in allen Gewerben, vor allem der Neuesten verbreitet ist, haben Architektur und Gartenarchitektur eine bahnbre-

chende Vorreiterrolle. Sie sind die ersten Professionen, die mehr oder weniger subtil mit der Vermarktung paktierten und eine Enteignung der Arbeitsmittel durchsetzten, so dass die Arbeit nicht mehr selbst gemacht werden konnte, sondern in Form von Waren und später auch von Dienstleistungen eingekauft werden musste. Wenn ein Gewerbe die dazu notwendigen Mittel und Gelegenheiten 'enteignet', wird der Markt und die Marktabhängigkeit vergrößert. Das Bruttosozialprodukt wird größer. Ebenso die Steuern, die der 'Subsistenz der Metropole' (s. Sombart, W. 1922/1992) dienen. D.h., es musste auf dem Markt der Berufstätigkeit mehr freie Arbeitskraft angeboten werden, damit die Geldmittel für den Einkauf erworben werden konnten – das weitere siehe bei Karl Marx -.

Zu lernen und gelernt zu haben.

Wenden wir uns zunächst einer Fähigkeit zur Arbeit, dem Wissen und Können von und über die Arbeit und dem Lernen zu. G. Herburger (1971) hat für die Generation der Bürgerinitiativen typische Fabeln fürs Kinderbuch geschrieben:

„Liebe Hühner, ihr führt ein elendes Leben. Ihr glaubt, euch geht es gut, weil es ständig Futter gibt und es bei euch immer warm ist. Ihr habt keine Ahnung, wie schön es auf Wiesen ist, in Hinterhöfen, im Dreck, in sumpfigen Gräben. Man kann scharren und wühlen, Würmer aus der Erde ziehen und rennen. Ihr werdet ausgenutzt. Merkt ihr denn nicht, daß man euch nur pausenlos füttert, damit ihr pausenlos Eier legt? Ihr seid keine Hühner mehr, ihr seid Eiermaschinen. Ich öffne jetzt alle Luken und Fenster. Fliegt hinaus vor die Stadt!“

„Was faselt diese Birne“, sagen die Hühner. „Eine Birne soll leuchten und still sein.“

Obwohl alle Luken und Fenster offenstanden, verläßt kein einziges Huhn die Fabrik. Birne überredet die Glühbirnen in den Lampen, sich auszuschalten. Als es dunkel wird, beginnen die Hühner derart zu flattern und zu gackern, daß Birne um ihr Leben fürchtet. Die Hühner sind Dunkelheit nicht gewohnt, sie bekommen Angst. Birne schaltet das Licht wieder ein und schließt die Fenster.

„Ihr seid dumm“, ruft sie. „Ihr könntet ein besseres Leben haben, aber ihr wollt nicht!“

„Wir wollen nicht, wir wollen nicht“, schreien die Hühner und lachen. „Wir schießen auf dein Leben, wir wollen Eier geben“, rufen sie.“ (Herburger, G. 1971: 39-42)

Wie die Berichte über 'Wolfskinder' (s. z.B.: Malson, L. et al. 1964/1972) aus dem 18. und 19. Jahrhundert lehren, ist der Mensch zum Erwerb der wichtigsten Fertig- und Fähigkeiten auf Vorbild und soziales Verständnis angewiesen, auf die Sensibilisierung der 'Spiegelneuronen', wie die Neurologen das bezeichnen.

„Die Kinder wuchsen auf diese Weise“, - , 'wenn zur täglichen Tischgemeinschaft der Stand der Arbeit, der Fortgang der z.B. Feldarbeit und Fehlschläge, Ernteausichten u. a. besprochen und Aufgaben verteilt wurden' – „durch Hören, Sehen und Erleben in die Welt der Erwachsenen und ihre späteren Aufgaben hinein“

(Furtmayr-Schuh, A. 1993: 29)

„Der ländliche Esstisch war, soweit man die Geschichte des Alltagslebens überblicken kann, stets der Ort zur Weitergabe empirisch gewonnener Bildung,“ (Teuteberg, H.J. 1985, in: Furtmayr-Schuh: 29)

Wenn die Anlagen, die uns biologisch mitgegeben sind – nach selektiver oder adaptiver Herkunft (s. Barash, D. u. Lipton, Judith E. 2009/2010: 183) ausgebildet werden, kommen wir über die Zeit des Lernens zur Zeit des 'Entscheidens' wie Pestalozzi dies ausführt und verstehen,

„daß der Entscheidende Wissen (a) über die Situation besitzt, die nach einer Entscheidung verlangt, (b) über die verschiedenen Handlungsmöglichkeiten (Reaktionen) und (c) über die unmittelbaren und weiter in der Zukunft liegenden Konsequenzen jeder dieser Möglichkeiten (Ergebnisse). Wissen, das im Gedächtnis in Gestalt dispositioneller Repräsentationen vorliegt, kann dem Bewusstsein praktisch gleichzeitig in sprachlicher und nichtsprachlicher Form zugänglich gemacht werden.“ (Damasio, A.R. 1994/2012: 228).

Die Konditionen dazu hält unser Körper mit den 'somatischen Markern'³⁵ bereit, die behalten, was wir lernen. Sowohl dieses Lernen wie das zugehörige Lehren sind vielleicht die wichtigsten und gerne übersehenen Arbeiten für das tägliche Leben, und gehören zur Voraussetzung des Arbeitens:

„Doch die Akkumulation der somatisch markierten Reize endet erst mit dem Ende des Lebens, und deshalb darf man diesen Zuwuchs wohl als einen Prozeß fortwährenden Lernens beschreiben“ (ders.: 246)

Was die Technokraten 'lebenslanges Lernen' nennen, erweist sich genau umgekehrt nur als Ersatz einer Dressur (oder Zurichtung) durch eine andere, die unter anderem als 'Kurzsichtigkeit für die Zukunft' auftritt, wie sie z. B. der hektische Lehr-Lernbetrieb und die 'Verzettelung der Verantwortung' herstellen. Wie ich zurzeit in den verschiedenen Krankenhäusern vorgeführt erhalte, wo die angebliche Rationalität nach apodiktischen Vorgaben alle Beteiligten zerrütet, den Auftrag 'zu heilen' paralyisiert und die Kosten erhöht – also in die Irre führt.

Weitere Merkmale der Arbeit.

Mit H. Arendt geschrieben heißt Subsistenz im Unterschied zum Herstellen 'Arbeit', die alles umfasst, zu dem das tägliche Leben nötigt. Ich will nicht die vielen Arbeiten aufzählen, die nötig sind, sondern die Ähnlichkeit der Merkmale – die 'synthetischen Merkmale -. Arbeit zeitigt nie ein Produkt oder Werk, das verkauft werden kann, weil die Arbeit in die Menschen eingeht, darin 'verschwindet' (s. Neusüß, Ch. 1983). D.h., damit ist kein Geld zu verdienen und es kann auch nicht gehandelt werden. Ich sollte in meiner beruflichen Tätigkeit –

³⁵ somatisch= körperlich, leiblich

und es gibt wohl kaum Berufe, die davon ausgeschlossen werden können – immer auch das Wohl der täglichen Arbeit beachten.

Das kostet mich nichts, ist aber nicht extra zu verkaufen. Sofern meine Tätigkeit ein Werkzeug für die Arbeit herstellt, ist diese Einsicht keine Einschränkung, weil sie ohnehin im Berufsverständnis und im Verantwortungsethos enthalten ist. Für Berufe, die nichts herstellen sondern wie die Arbeit selbst immateriell tätig sind, ist die Situation unsicher. Hierin spiegelt sich die Tatsache, dass subsistenzuelle Arbeit nicht zu verkaufen ist, also keinem Gelderwerb dienen kann, wider. Es sei denn, was alle abscheulich finden, wenn es geschieht, wir würden uns z.B. entschließen Kinder mit '18 zu verkaufen, statt sie während eines schönen Mairegens dem Kapitalisten billig vor die Füße fallen zu lassen' (Neusüß, Chr. 1983). Diese Berufe aus der 'unverdinglichten Arbeit des Haushalts' sind hinsichtlich des Erwerbseinkommens vergleichsweise machtlos, wenn sie beim Leisten bleiben. Das gilt für die physische Wohlfahrt und extrem für die psychisch-emotionale Arbeit der Liebe, des Wohlwollens, der Zuneigung, der Erziehung, des Trostes, der Trauer, der Kritik, der Geduld und Ungeduld des Lehrens, die heute billig auf das Verhältnis von Lobenden und Gelobten im Wort 'wertgeschätzt', mit einem Etikett für die Ware, als Produkt gelabelt wird. Alle Arbeit ist unmittelbar mit Gefühl und Empfindung versehen. Wenn z.B. eine Schwester erzählend und freundlich oder streng verhandelnd der PatientIn den Arm tätschelt oder über den Rücken streicht, ist das in der Anstrengung des Krankseins ermutigend, die Einsamkeit verkleinernd, Mut-machend, Nähe und Verständnis mitteilend. Gesten, die mehr bewirken als Pillen und Therapien, und trotzdem eingetrichtert und stereotyp wie die Floskeln an der Kasse des Supermarkts nur Widerwillen erzeugen. Das Wohlwollen gehört zum Beruf und ist auch hier nur gültig, wenn es habituell zum Berufsethos gehört. Die 'kognitiven Prozesse' über die 'automatische Ebene' hinaus, müssen wir ebenfalls erlernen, was nur in 'sozialen Bezügen' gelingen kann und wie die Aktivierung oder Vervollständigung der 'somatischen Marker' zur Voraussetzung des Arbeitens nötig ist. Ohne diese Fähigkeiten, zu denen auch die Verständigung mit anderen Menschen gehört, ist das Prinzip der Arbeit, die möglichst unabhängige und in sozialer Kooperation gesicherte Arbeit für das Lebensnotwendige, unvollständig.

Neben der 'angeborenen Disposition' der Gefühlsreaktionen

„auf einer automatischen Ebene adaptiv zu reagieren“ (Damasio, A.R. 1994/2012: 185)

können wir durch Erfahrung lernen

„wenn Sie Ihre emotionalen Zustände empfinden, das heißt, sich ihrer Gefühle bewusst sind, so gewinnen Sie damit eine Flexibilität der Reaktionsfähigkeit, die auf der besonderen Geschichte ihrer Interaktionen mit der Umwelt beruht. (ders.: 185 – 186)

Daß Sie Ihre emotionalen Reaktionen 'empfinden' können, hat aber noch weitere

Vorteile. Beispielsweise können Sie ihr Wissen verallgemeinern und (vorausdenkend und vorhersagend / Anm.) entscheiden, allem, was wie x aussieht, mit Vorsicht zu begegnen (ders.: 185).

Oder auch abwartend, wohlwollend, begeistert.

Mittel für Arbeit.

Nach K. Marx nennt K.A. Wittfogel (1932/1970: 473ff u. 593ff) neben den 'naturbürtigen Produktionshilfsmitteln' die 'gesellschaftlichen Produktivkräfte', zu denen die Arbeitskraft i.e.S. und die Kenntnisse und Fertigkeiten i.w.S. gehören. Für das tägliche Leben, alle erforderliche Arbeit zur Erhaltung unseres individuellen, familialen und kommunalen Lebens, einem Grundpfeiler unserer menschlichen Existenz sind Wissen, Fähig- und Fertigkeiten – also auch die sozialen Verhaltensweisen keine Produktivkraft. Produktivkraft sind wir in den Augen von Leuten, die nach menschlicher Produktivkraft Ausschau halten.

Eine Werbefloskel wie 'Trauer-Arbeit' ist absurd, wenn diese im landläufigen – auch Marxschen- Arbeitsbegriff verwendet wird, und nicht nach H. Arendt, die Arbeit von der Tätigkeit der Herstellung von Waren unterscheidet. Die begriffliche Aufmöbelung ist aber bezeichnend für den Versuch das 'soziale Gut in eine Ware zu verwandeln' (Walzer, M. 1983/2006: 183), was bei sinngemäßer Verwendung in Begriffen wie Lust-Arbeit oder Freude-Arbeit deutlich wird. Und so ist die Trauer-Arbeit ja projiziert: expertenabhängig. Für einige Verrichtungen der Arbeit sind sowohl Arbeitsmittel (i.w.S. Werkzeuge) wie Anteile an den sogenannten 'freien Gütern' – Luft, Boden, Wasser – erforderlich, die spätestens mit dem Auftritt der Physiokratie im 18. Jahrhundert ungehemmt von den Warenproduzenten in Anspruch genommen werden und 'die Gerechtigkeit der Verfügung' für die tägliche Arbeit nicht nur in Frage stellen sondern mit Hilfe politisch privilegierter Instanzen und ihrer professionellen Helfershelfer aktiv enteignen. Das 'tägliche Leben' hat dagegen keine Macht – die würde nur neuerliche Experten-Professionen erzeugen, denen das 'tägliche Leben' viel zu kompliziert ist – siehe die sogen. Flüchtlingskrise -.

Die Arbeit benötigt zu ihrer Verrichtung Dinge der äußeren Welt, die Ernten für den Verzehr möglich machen aber auch zum Schutz gegen die Unbillen des Wetters wie zum Schutz der 'biologischen Bedürftigkeit' (Portmann, A., Gehlen, A.) hilfreich sind. Auch dies ist – nach H. Arendt – dem Verzehr der Dinge gleich, da zum Schutz des physischen Lebens die Dinge zwar nicht verzehrt aber verbraucht werden. Die 'freien Güter' in der ökonomischen Theorie von den 'Gratisnaturproduktivkräften' (K.A. Wittfogel 1932/33) stellen die Mittel für die Be-Arbeitung bereit, die zum privaten Eigentum, das allen zugestanden wird, erhoben wurde, das bis zur Neuzeit (s. H. Arendt) gesellschaftlich geschützt war:

„Nur führte diese Sorgfalt nicht dazu, die spezifisch privaten Betätigungen, also das, was innerhalb des Privatbereichs selbst vor sich ging, direkt zu schützen; sie

galt vielmehr den Grenzl意思ien, welche ein Stück Eigentum von dem Eigentum der Anderen wie von der allen gemeinsamen Welt abtrennen“ (Arendt, H. 1958/2010: 87)

Die ‘allen gemeinsame Welt’ ist die Allmende, in und auf der in Vereinbarung, Regeln, Konventionen solidarisch gearbeitet wurde, die Menschen als soziale Wesen sich organisieren, als Kommune, die das Private trägt und schützt bis das Eigentum enteignet und in akkumulierten Besitz verwandelt wird, so dass

„Die Reproduktion der unmittelbaren Lebensbasis nur in Ungewissheit, Mühe, Furcht und im Kampf gegen andere gesichert werden kann“ (Ullrich, O. 1979: 157)

Übrigens trägt die modernistische Didaktik dieses Prinzip der Bedrohung in jede Unterrichtsstunde – Unterricht kann man das ja nicht nennen – und sorgt dafür, dass die Konkurrenz um die beste Anpassung gültig ist, weil die LehrerInnen sich dem Markt überliefert haben,

„auf der Welle der Moden und des Zeitgeistes (surfen) und ständig Opfer von Suggestionen und Verheißungen (sind)“ (Maaz, H.-J. 2014/2015: 12)

weil eben nur

„die Autorität des Lehrers (...) für die Gleichheit der Schüler eine notwendige Voraussetzung (ist). Die Lehrer sind die Hüter des Schulgeheges, sie wachen über die Abgeschlossenheit nach außen“ (Walzer, M. 1983/2006: 298)

und spielen nicht dauernd zu ihrer Entlastung den ‘dritten Mann’ ein (s. AutorInnenkollektiv 1997: 17-67).

‘Bewusstsein von der zweiten Rolle’.

Es gibt eine Menge, vielleicht auch alle beruflich professionellen Tätigkeiten – bis auf die technische Manipulation des Virtuellen –, die die Arbeit aus dem Haushalt, dem Ort des Eigentums, zu ihrem Metier gemacht haben oder delegiert erhielten. Ich behaupte, dass diese Tätigkeiten einerseits den Ruf der Subalternität des Haushaltens, ‘die machen ja eigentlich nichts’ und ‘das kann doch jede/r’, propagiert haben und gleichzeitig von genau diesem proklamierten Minderwertigkeitskomplex ‘infiziert’ sind. Ich behaupte weiter, dass mit dieser ‘Infektion’ die professionelle Attitüde der ExpertIn erworben ist, die möglichst spitzfindige Problem- = Antwortbeschreibungen auf nicht gestellte Fragen erfindet (siehe ‘Hallo, lieber Gott, hier spricht Anna’) und deshalb nicht aus der Erfahrung in den Dingen Erfahrungen nachvollziehen und lernen kann. In Reinschrift: Entwerfer (Grünplaner, Gartenarchitekten, Landschaftsarchitekten, Naturschützer und Biotopisten) halten die Freiraum- und Landschaftsplanung (nicht die Landespflege) für eine unerhebliche Einsicht, weil die Menschen sie ohnehin haben und daran nichts Besonderes, überraschend Ungewöhnliches ist (W. Nohl – Der Elefant im Forst). Freiraumplanung ist da wie Haushalten – und das kann doch jede/r. Auch das ist ein Merkmal der Arbeit. Nicht nur, dass

jede/r das kann, sondern weil jede/r es für seine individuelle, private und kommunale Fassung braucht. Und es ist für alle sparsamer. Auch dies ein Merkmal (s. Hülbusch, I.M. 1978): um zu sparen, wenn es sein muss, und gleichzeitig den Freiraum der Entscheidungen offen zu haben. Nicht, wie die großspurigen Verwaltungen, die zuerst die Mittel verplempern und dann über die Verhältnisse jammern oder 'das Schicksal anklagen' (Alain 1940/1985).

Professionen aus dem Haushalt.

Die Berufe, die Arbeitsmittel und Werkzeuge für den Haushalt herstellen, also aus dem Haushalt herkommen und auch in Professionen auftreten, die keine Gebrauchswerte sondern nur das Versprechen davon verkaufen, legen wir für später zur Seite. Eine Lehne aus dem Haushalt kann Waren herstellen: Essen, Kleidung, Körperpflege (insbes. Haare) u. a.. Die andere Lehne übernimmt zunächst in Delegation die Erziehung bzw. Unterrichtung, inzwischen das Zurichten (statt des Lehrens) u. a. wie Gesundheit, Pflege u.a.. Gegenüber dem Haushalten und dem Arbeiten sind die aus dem Haushalt abgeleiteten Metiers darauf aus, den Haushalt und die Arbeit herabzusetzen und durch sogen. Dienstleistungen zu substituieren, also zu vermarkten und dem technischen Verstand der Experten den Vorteil zuzuschancen: das kann und will wirklich nicht jede/r, so dass, wie Grüne und SPD überzeugt sind, Mensaessen und Kindergarten die idealen Aufzuchtorte für Kinder sind. Sie wünschen – unbewußt zur Befriedigung ihres Werkinstinktes (s. H. Arendt: 87) – die Einrichtung einer auffälligen und in Umsatzzahlen rechnenden Verwaltung, die wie ein Gegenstand wirkt: gemacht und hergestellt. Leute, die in Bruttosozialprodukt rechnen und stolz auf den Zuwachs des Dienstleistungssektors schauen, schwärmen von der 'radikalen Laissez-faire-Wirtschaft':

„Eine radikale Laissez-faire-Wirtschaft gliche, indem sie in jede andere Sphäre eindringe und jeden Verteilungsprozeß dominierte, einem totalitären Regime. Jedes soziale Gut würde von ihr in eine Ware verwandelt“ (Walzer, M. 1983/2006: 183).

Die 'Dienstleistungsgesellschaft', auf die viele so stolz sind, ist das Indiz der Enteignung des Haushalts durch den Markt. Diese Enteignung wird mit offensiver Verweigerung der Arbeitsmittel – insbesondere durch Planungs-, Bau-, Infrastrukturpolitik, Zentralisierung möglichst aller Einrichtungen sowie deren 'Privatisierung' betrieben, also die Vermarktung von Einrichtungen der öffentlichen Wohlfahrt einerseits und andererseits durch imperialistische (suggestive) Verhaltenssteuerung des Konsums und demonstrativer Aufwandsstile dessen – zutreffend für die Leistungsgesellschaft -, was man sich leisten kann, um frei nach Th. Veblen zu zeigen, das man die Arbeit nicht selber tun muss, sondern sich den Einkauf leisten kann. Eine komplizierte psychologische Transaktion, die mit dem Wunschtraum – dolce far niente – des 'süßen Nichtstuns' wirbt und verführerisch enteignet. Und dabei ganz nebenher nicht nur die Mittel zur Arbeit

wertlos erscheinen lässt sondern auch die Fähigkeit zum Gebrauch vergessen macht. Hier spielen z. B. die soziale und praktische Unfähigkeit, den Kindern vor der Schule ein Frühstück zu machen und die politische Eile der Kompensation mit natürlich gesundheitsbewusstem Mensaersatz wunderbar zusammen. Die einen sind sicher, dass sie dafür nicht zuständig, zu fein sind und die anderen bereiten dem Markt und dem Ökologischen den roten Teppich im Bewusstsein des Sozialarbeiters, der die Mängel der Versorgung verwaltet und Entwicklungshelfer spielt. Ist doch nicht gerade amüsant, wenn die Schulspeisung aus realer Armut in der Nachkriegszeit heute als Fortschritt der Ökologie und Gesundheit gefeiert wird. Oder 'street-food' ein wachsender Markt ist für Leute, die offenbar ständig auf der Flucht sind.

'Immaterielle Arbeit'

Arbeit ohne Produkt wird beim Kinder hüten, lehren, ausbilden, in der Pflege (i.w.S.) behinderter Menschen - Kleinkinder, Kranker, mancher alten Menschen – beim Bedienen – der Verteilung, dem Verkauf von Konsumwaren aus dem Haushalt übernommen und in eine bezahlte Tätigkeit verwandelt. Alle diese Tätigkeiten sind – selbst bei besserer Bezahlung – nicht besonders angesehen und von dem Minderwertigkeitsgefühl, das dem Haushalt angekreidet wird, befallen. Diese Tätigkeiten beschäftigen ein Heer 'billig' entlohnter Menschen, denen das Gefühl vermittelt wird, dass der Einsatz 'moderner' Techniken und Maschinen vom Super-X-Gerät bis zum Computer und Roboter ihr Ansehen befördern würde. Tätigkeiten, die unter dem Terminus 'Beziehungs-Arbeit' – so dreist und dumm wie 'Trauer-Arbeit' – gehandelt werden, sind in der karitativen und diakonischen Betreuung zu Hause, wurden dann vom Staat übernommen und von diesem dann nach einiger Zeit – mit umgeleiteten Steuern – der staatlich subventionierten Privatwirtschaft übereignet. Die Versuche durch Akademisierung und Leitungspöstchen – von GeschäftsführerInnen bis PflegedienstleiterInnen – haben die 'Kompetenz' der Tätigkeit zwar verzettelt, nicht aber die Tätigkeiten und erst recht nicht Ansehen und Bezahlung solider gemacht. Wohl aber vermarktet.

Herstellende Tätigkeiten.

Gegenüber Pflegen, Hüten, Lehren, Bedienen, Aufräumen sind die herstellenden Tätigkeiten aus dem Fundus des Haushalts etwas besser angesehen und bezahlt. Auffällig sind hier die Künstlerköpfe, die Garanten für immer neue Moden sind und gleichzeitig die Gallionsfiguren für die industrielle Produktion dieser modischen Varianten. Die Selbstversorgung bei der Bereitung der Waren für den Verbrauch und Verzehr ist dagegen notwendig wiederholend und routinisiert, was weder langweilig noch geschmacklos ist, weil viele Variationen enthalten sind und dazugehören. Denn die Lust an der Überraschung und Sensation ist kleiner als der Markt wünscht und deshalb die Botschaft der 'feinen Leu-

te', 'der Konkurrenz des demonstrativen Konsums', zum Ködern benutzt: 'wir, alles feine Leute'. Beispiele dafür sind die ständige Vergrößerung des Gastronomiegewerbes, des fast-food-Marktes und der Fertignahrung von normal, spezial, vegetarisch und besonders vegan, die über Mensa- und Kantine-nessen zusätzlich mit 'feinem' Softgeschmack für die nivellierte Zunge unterstützt wird.

Wenn die Dinge nur für den Verbrauch vor Ort zugerichtet und 'verzehrt' werden, verfügen die Tätigkeiten über einen höheren Nimbus, der mit dem werbewirksamen Auftritt von Kreativen des Metiers hergestellt wird: Kochen, Schneidern, Gärtnern, Einrichten, Bauen u. a.. Hinter den 'kunstschaffenden' Marktentendern, die den Nimbus mit Hilfe von Journalisten und Werbung verbreiten, steht ein Heer wieder schlecht bis billigst entlohnter Hilfstruppen, die nicht in Erscheinung treten und in irgendwelchen Verliesen tätig sind. Oder die auf Mähtraktoren sitzen und Grünflächen 'bewußtlos' nach Dienstanweisung runterbügeln oder in Asien Modeklamotten nähen. Diese Tätigkeit bleibt tatsächlich unsichtbar. Dagegen ist Arbeit tendenziell immer unsichtbar, weil sie in uns als Gelerntes oder Verzehrtes 'verschwindet'.

Das Geschäft aus dem Haushalt.

Wie der VW die Geschwindigkeit der Reise, das Privileg der 'feinen Leute' profan und mit unendlich vielen Pferdestärken ansehnlich gemacht und einen zwiespältigen Vorteil (abgesehen von Straßen, Lärm, Immissionen) erbracht hat, versprechen alle diese Geschäfte, dass sie besser, exklusiver und billiger sind. Das ist für die Produzenten der Konsumwaren und deren Künstlerpropagandisten umsatzfördernd notwendig. D. h.: keiner von denen kann Kritik üben oder ertragen. So wird Einsicht ersetzt von projektiven Entwürfen zur Verbesserung fiktiver Mängel, die kostspielig 'behooben' werden:

„In allen öffentlichen Anlagen wird nämlich in sehr geschickter Weise das Kostspielige mit der Vorspiegelung des Einfachen und Tauglichen verbunden“ (Veblen. Th. 1899/1989: 136).

Schlaumeier, die den Kenntnissen und Erfahrungen aus dem Haushalt das Wort reden, sind daran zu erkennen, dass sie die alten Namen auf neue Entwürfe kleben. Und vor allen Dingen die alte Rezeptbuch-Vokabel: man nehme! nicht ersetzen durch die Haushaltsform: ich habe! Wäre ja auch schön doof fürs Geschäft.

Beruf oder Profession.

Die Künstler-Geschäfte werden von gerade modischen Experten angeführt, die mit den Vorgängern nichts gemein haben.

„Sein Nutzen besteht hauptsächlich in seiner vorzüglichen Eignung für den Wettbewerb; wenn nämlich das eigene Pferd das des Nachbarn überholt, so befriedigt

dies die aggressiven Triebe und Herrschgelüste des Besitzers in hohem Maße“
(Veblen, Th. 1899/1989:143)

Wo lassen Sie entwerfen, kochen, schneiden, etc., etc.? Der 'demonstrative Konsum', 'die ehrenvolle Vergeudung' sind Voraussetzung der Moden, von denen

„keine der Prüfung durch die Zeit standhält“ (ders.: 173)

Das wäre auch widersprüchlich, da die Mode von der Neuheit, der Überraschung, dem Staunen begleitet sein will, damit das Prestige dafür sorgt, diese Mittel und Dinge besitzen zu wollen. Entwerfer, heute unter dem Etikett 'Kreative' hochgejubelt bis zum 'Bundesinstitut für Kreativität', legen Wert darauf, erfahrungs- und kenntnislos Bekanntes neu zu erdenken – oder, wie eine modische Floskel das nennt: 'sich neu zu erfinden'. Manchen Entwerfern ist noch die Herkunft des Metiers aus Haushalt und Handwerk bekannt. Das hindert sie nicht, den Haushalt und die Arbeit zu bevormunden und zu okkupieren. Normierungen werden subtil sowohl durch Werbung ohne Produkt (BMI z.B.) und durch das Angebot mit überzeugenden Illustrationen durchgesetzt, wie Slavenka Drakulic unter dem Titel 'Schlachtfeld Frauenkörper' berichtet:

„Aber, wenn man für das Schönsein ein bisschen leiden muß, na ja, dann ist das schon okay. Schließlich scheint der Gewinn größer zu sein als der Verlust. Jedenfalls solange, bis die Illusion zerschlagen wird – von den Statistiken. Der Mechanismus, mit dem das 'Problem' der Körperschau überhaupt erst kreiert wird, und mit dem die daraus resultierende Frustration der Frauen ausgenutzt wird, ist pervers aber altbekannt“ (Drakulic, S. 2006: 53).

Das gilt rundum: für das Essen und den Aufwandsstil, für's Reisen, für's Bauen und Wohnen, für Computer- u. a. Technik, für Bauten der Verwaltung und Grünflächen u. u. u. Der Gesundheitsmarkt, die niedlichen Industriehallen mit Foltergeräten für den Schönling, die Sportmoden inkl. Überwachungsgeräten der Körperfunktionen sind das selbe Geschäft auf der Basis der 'Theorie der feinen Leute', die wir wohl alle sein wollen und zu denen wir uns allenthalben, 'weil der Gewinn größer zu sein scheint'-, drängeln lassen. Die lineare und mechanische Betrachtung stellt Dinge her, die nur eine Verwendung zulassen, die aus der Kontinuität und Vielschichtigkeit des Alltags und der Arbeit herausgelöst, also unbrauchbar, dem Konsum jedoch nützlich sind, wie z. B. mit lauter Spezialitäten in den Gewürzregalen vieler Küchen schön zu erkennen ist. Klassische Berufe, die Arbeitsmittel für den Haushalt herstellen, sind berufen auf die Vereinbarung über die Arbeitsmittel zwischen Haushalt und Herstellern, also Handwerkern, die neben der beruflichen Tradition des Handwerkswissens ebenso den Gebrauch für die Arbeit kennen und verstehen. Alains Kurzfassung dazu

'Auch eine schöne Tür ist zuerst eine Tür'

hat A. Loos (1929/1962: 440) im Nachruf für den Sattler Josef Veillich drastischer formuliert:

„Lieber Herr professor, wenn ich so wenig vom pferd, vom reiten, von der arbeit und vom leder verstehen würde wie Sie, hätte ich auch ihre phantasie“

Das kann der HandwerkerIn – also Veillich hier – nicht passieren, weil der Beruf mit erfahrungsgemäßen 'Prinzipien' und 'Regeln' versehen ist, so

„daß wir weder ein Bett herstellen können, ohne uns vorher irgendwie ein Bett vorzustellen, d. h. ohne die 'Idee' eines Bettes vor Augen zu haben, noch uns ein Bett vorstellen können, ohne uns an ein bestimmtes Bett zu halten“ (Arendt, H. 1958/2010: 167).

Nachsatz

Zwei Professionen: Garten- und Baukunst. (Karl Heinrich Hülbusch)

Empfindsam postuliert Frau Prof. Dr. G. Schneider et al. (unter Gugerell, K. et al. 2006: 54), daß

„die handwerklichen Einsichten in Notizbüchern der Kasseler Schule (z.B. 38) fachlich aufbereitet, (...) zum Teil eine gewaltvolle Streitkultur aufweisen, die keine Fähigkeit der Vermittlung zeigt.“

Und schiebt der HandwerkerIn die Unverständigkeit in die Schuhe, weil ja

„Im Falle des öffentlichen Raumes in der Stadt (...) diese produktive Arbeit von Ämtern wie dem Gartenamt geleistet (wird).“

Was das Gartenamt am Beispiel der Beuys-Bäume ‚geleistet‘ hat, kann die Autorin im Notizbuch 85 -in gewaltvoller Streitkultur- nachlesen. Die Grünplanerin übersieht, dass städtische Ämter im Auftrag treuhänderisch tätig werden. Im Falle der Aktion „7000 Eichen“ von Joseph Beuys ist im o.g. Text von der einzigartigen Möglichkeit des Dazulernens die Rede, bei der insbesondere das Gartenamt herausgefordert war. In der Liste der Herausgeforderten fehlen -wie immer- die GärtnerInnen (PflanzerInnen), also die, die geschafft haben, und die GärtnerInnen der aufmerksamen Begleitung der gärtnerischen Arbeit über 43 Jahre. Und das Gartenamt sah keinen Grund, ‚sich herausgefordert zu fühlen‘, weil andere ‚keine Fähigkeit der Vermittlung zeigten‘. Ist ja wohl ziemlich abstrus. So abstrus wie bei den Werken der Garten- und Baukunst, wenn die Entwerfer den Leuten vorwerfen, dass sie zu blöd seien, ihre klugen Gedanken zu verstehen. Bemühen wir uns mal um Verständnis. Keine ‚Perspektiven‘ zu haben, schreibt uns V. Bennholdt-Thomsen ins Stammbuch, sei einer PlanerIn unwürdig. Wir finden das hingegen angemessen, also würdig, weil das Planen nicht mit Perspektiven erfolgt sondern nach ‚Lehren aus der Vergangenheit‘, die gleichzeitig die Lehren des Lernens bestimmt: nämlich kundig zu werden:

„Kundigkeit ist Fertigkeit nur, wenn sie freigiebig zur Hand ist. Zuerst dient sie der eigenen Tätigkeit und deren Sparsamkeit. Kundige machen keine Experimente,

weil die Kenntnis sicher ist und der Rest an Unsicherheit zur rechten Zeit eingeholt wird. Deshalb ist Kundigkeit zuerst eigennützig und dann erst uneigennützig.“ (Hülbusch, K.H. 2001:43)

Alle Fertigkeiten der (Über-)Lebenskultur -hier ist all das Wissen und Können zusammengefasst, was zum Alltagsleben gebraucht wird- werden durch Erfahrung personal weitergereicht und mit weiteren Erfahrungen geprüft. Das könnte jede/r wissen. Aber dazu braucht es Zeit, Aufmerksamkeit und Geduld, wie zu jeder Arbeit. Spätestens mit der Physiokratie (dem Klassizismus) wird die Trennung von ‚Kopf und Hand‘ (s. Sohn-Rethel, A.: 197) zuerst und allenthalben beim Planen und Bauen auffällig. Das „Manifest des Klassizismus“ (Laugier, M.-A. 1753/ 1989) ist wie Hirschselds „Theorie der Gartenkunst“ (1779-85) ein schönes Dokument der Enteignung und Bevormundung aus Erfahrung bekannten Wissens. B. Klein (1993- Die physiokratische Verlandschaftung der Stadt) zeichnet die Folgen am Beispiel Freiburg nach und weist nach der Aufhebung der Gemeinheiten und des Privaten (für die damalige Zeit) die spekulative ‚Planung‘ auf. Etwas Reputation tragen Architekt und Gartenarchitekt im Gewand des Handwerkers mit sich herum, der die Scharlatanerie des Entwerfers, der für die Spekulation zuständig ist, kaschiert. Die Herkunft aus gediegenem Haushalt dient der Sympathiewerbung. Die beiden Professionen (und viele andere) spielen mit der traditionellen Herkunft. Ihr Renommee beziehen sie aus den ‚Kochkünsten‘, Erfindungen. Sie sind VertreterInnen der Fortschrittskulturen, denen
„sich die Zukunft als Expansion“

anders als in ‚Überlebenskulturen‘ darstellt. (s. Berger, J. 1979/1984: 279ff)
Zum Schluß -das sei ausnahmsweise erlaubt- zitieren wir zur Betonung einen Gedanken, den ein Autor dieses Textes (K.H. Hülbusch 2001:9) veröffentlicht hat:

„Erasmus von Rotterdam hat diese Sympathie mit ‚dem Lob der Torheit‘ überschrieben. Platt übersetzt heißt dies, dass es nicht auf den Verkauf, sondern auf die Narretei des Verstehens ankommt. Diese Narretei, die in je vorhandenen Situationen gelebt werden muß, ist die Subsistenz, die jede/r für sich und mit Sympathie für die anderen macht, solange die anderen nicht auf meine Kosten ihre ‚Subsistance‘ (Sombart, W. 1912/1983: 58) realisieren.“

Für die HochschullehrerIn: Die Tätigkeit des Lehrens, dafür wird das Honorar gezahlt und das Amt vergeben, ist nicht zu verwechseln mit der Arbeit des Unterrichtens oder Unterweisens, die das Ehrenamt im Amt ist:

„Daß Verdienstvorstellungen sich immer wieder in die Kandidatendiskussionen einschleichen, dürfte daran liegen, daß alle Ämter partiell Ehrenämter sind.“ (Walzer, M. 1983/2006: 205)

Das Buhei um's Ehrenamt ist so falsch wie die Erwartung, dass die BeraterIn einer Bürgerinitiative gegen Stadtanierung öffentlich belobigt wird und einen Preis erhält. (Durth, W. 1977-Die Inszenierung der Alltagswelt.)

Denn, so argumentiert H. Arendt (1958/ 2010:95):

„Güte aber, die, ihrer Verborgenheit überdrüssig, sich anmaßt, eine öffentliche Rolle zu spielen, ist nichtmehr eigentlich gut, sie ist ausgesprochen korrupt, und zwar durchaus im Sinne ihrer eigenen Maßstäbe.“

Es gab im Büro in den 70er Jahren eine These für Wettbewerbsteilnahmen. Die hieß:

„wenn wir einen Preis kriegen, haben wir etwas falsch gemacht“.

Freiberuflich ist die berufliche Existenz für FreiraumplanerInnen ein Drahtseilakt zwischen Opportunismus und Einsicht: was geht, was geht nicht. Die ‚Alternative‘ ist nett kritisch verbrämter Opportunismus. Mit der Planung privater und kommunaler (nicht öffentlicher) Freiräume für den Gebrauch, zu dem nur wenige und relativ einfache Mittel der Herstellung benötigt werden, sind keine Blumentöpfe zu gewinnen. Die sind eher subversiv und unauffällig zu erreichen. Und wenn ich über Freiraum und gesicherte Ressourcen verfüge, wie bei dieser oder jener WinzerIn, DirektvermarkterIn, HofladenbesitzerIn usw. usw. oder unsere Nachbarin mit Blumenladen auf dem platten Land („jwd“), der immer bestens sortiert ist. Ja, ich kann mich an Familien erinnern, die verdammt viel weniger Geld als wir zur Verfügung hatten. Das bewundere ich noch heute.

Literatur:

Alain -1940/1985- Spielregeln der Kunst. Frankfurt/M.

Arendt, H. -1958/2010- Vita activa oder vom tätigen Leben. München, Zürich.

AutorInnen -1997- Muttheorie gegen Zumutungen. Notizbuch der Kasseler Schule Heft 48. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.

Barash, D.; Lipton J.E. -2009/2010- Wie die Frauen zu ihren Kurven kamen. Heidelb.

Berger, J. -1979/1984- SauErde. Geschichten vom Lande. Frankfurt/Main.

Böse-Vetter, H. et al. -2013- Das Haus. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 80: Das Haus. S. 18-146. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel

Damasio, A.R. -1994/2012- Descartes' Irrtum – Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn. List, München.

Drakulic, S. -2006- Schlachtfeld Frauenkörper. In: Emma (5): 50-54.

Furtmayr-Schuh, A. -1993- Postmoderne Ernährung. Stuttgart.

Gehlen, A. -1957- Die Seele im technischen Zeitalter. Hamburg.

Gehlen, A. -1961- Anthropologische Forschung. Hamburg.

Gugerell, A. et al. -2006- Alterungsfähigkeit mit Wertschätzung. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 70, S. 51-71 Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.

Herburger, G. -1971- Birne kann noch mehr. Reinbeck.

Hirschfeld, Ch.C.L. -1779-85/1985- Theorie der Gartenkunst. Leipzig.

Hülbusch, Inge Meta -1978- Innenhaus und Außenhaus. Schriftenreihe der OE Architektur – Stadtplanung – Landschaftsplanung. GH Kassel.

- Hülbusch, K.H. -2001- Die Ökonomie der Indizien. In: Wiese und Weiden - Mähbrachen und Schiweiden. Schriften der Cooperative Landschaft Nr.7, S. 1-10. Wien.
- Klein, B. -1993- Die physiokratische Verlandschaftung der Stadt. Beiträge zur Kunstwissenschaft 46. München.
- Kuchenbuch, L. -1988/2013- Haus und Hof? Zum Bezugsrahmen bäuerlichen Fortkommens im frühen Mittelalter. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 80: Das Haus. S. 147-157 Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel
- Laugier, M.-A. -1753/1989- Das Manifest des Klassizismus. Artemis, Zürich
- Loos, A. -1929/1962- Sämtliche Schriften. Wien.
- Malson, L., Itard, J., Mannoni, O. -1964/1972- Die wilden Kinder. Frankf./M.
- Maaz, H.J. -2014/2015- Die narzisstische Gesellschaft. München
- Neusüß, Chr. -1983- Und die Frauen? Tun die denn nichts? Oder: was meine Mutter zu Marx sagt. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Band 9/10. S.181-206. Köln.
- Nietzsche, Fr. -1885/1953- Jenseits von Gut und Böse. Berlin
- Portmann, A. -1956/1973- Biologie und Geist. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Schneider, G. -1989- Die Liebe zur Macht. Notizbuch 15 der Kasseler Schule. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel
- Sohn-Rethel, A. -1972- Geistige und körperliche Arbeit. Frankfurt/Main.
- Sombart, W. -1922/1992- Liebe, Luxus und Kapitalismus. Berlin.
- Ullrich, O -1979- Technik und Herrschaft. Frankfurt/M.
- Veblen, Th. -1899/1986- Theorie der feinen Leute. Frankfurt/M.
- Walzer, M. -1983/2006- Sphären der Gerechtigkeit. Frankf./M.
- Walzer, M. -1990- Kritik und Gemeinsinn. Frankfurt/M.
- Wittvogel, K.A. -1932/1970- Die natürlichen Ursachen der Wirtschaftsgeschichte. Tübingen.



Subsistenz der Theorie

eine Analogie

Bernd Sauerwein

„Allerdings ist „Subsistenz“ auch durch die Verwendung im ethnologischen, feministischen, ökologischen und wachstumskritischen [wie auch im ökonomischen und soziologischen] Kontext geprägt. Dort wird er [der Begriff] mit verschiedenen Merkmale aufgeladen (Bedarfsdeckung, Landwirtschaft, Frauenarbeit, Reproduktion, Reziprozität usw.), ohne aber zu klären, was eigentlich hinter dem Begriff „Subsistenz“ steckt.“
Thieme 2014: 1-2

‚Subsistenz‘, das (ursprüngliche) Thema des Symposiums, ist ein Begriff mit sehr weitem wie unklaren Bedeutungskanon. Der ‚Bielefelder Ansatz‘ der ‚Subsistenzproduktion‘ wurde zu Beginn der 1980er Jahre von einer Arbeitsgruppe um Hans-Dieter Evers (z.B. Arbeitsgruppe 1979/81) formuliert. Populär wurde er vor allem durch Arbeiten von Claudia von Werlhof, Maria Mies und Veronika Bennholdt-Thomsen (1983) in der feministischen Debatte. Hier wurde der zunächst analytisch ökonomische Begriff bis hin zur utopischen Bedeutung eine Befreiungsperspektive, der ‚Subsistenzperspektive‘ ausgeweitet (Bennholdt-Thomsen & Mies 1997). Solcher Art zu einem Plastikwort (Pörksen 1988) gekommen, wundert nicht, dass der Begriff in neoliberaler Stadtplanung zur Vereinnahmung von Bürgerinitiativen verwendet wird (Dahm & Scherhor 2008). Umgekehrt wird auf Kritik, die dies verdeutlicht und darüber hinaus eine ‚unorthodoxe Debatte‘ einfordert, überaus heftig und emotional reagiert. Dies zeigen nicht zuletzt die Er widerungen von Veronika Bennholdt-Thomsen (2016) und Gerda Schneider (2016) auf die ‚Einführung in das Thema des Symposiums‘ von Karl Heinrich Hülbusch (2016).

„Einem Begriff, der emotional vereinnahmt, den Widerspruch nachzuweisen, ist verdammt mühsam und geht nur unvollkommen“ (Hülbusch 2016:7) -

jedenfalls wäre die Arbeit immens. Daher werde ich, auch um den aktuellen Gebrauch des Begriffes zu karikieren, zunächst dessen ursprüngliche, überaus philosophische Bedeutung kurz skizzieren und ihn auf die Theorie der Freiraum- und Landschaftsplanung anwenden. Diese, sicherlich manchen abwegig und an den Haaren herbeigezogen scheinende Analogie, verdeutlicht jedoch, das ‚Subsistenz‘ nur im Bezug auf eine Substanz, aus der sie resultiert und die sie erhält, bezogen diskutiert werden kann.

Kurze verkürzte Begriffsgeschichte

Bei aller Unterschiedlichkeit und Widersprüchlichkeit der Verwendung des Begriffes beruht der heute gängige Gebrauch auf einem ökonomischen Bedeutungskern. Die ökonomische Bedeutung von ‚Subsistenz‘ ist jedoch recht neu.

Erst mit der modischen Verwendung der französischen Sprache auf deutschen Höfen im 17. Jhd. erhielt ‚Subsistenz‘ in Anlehnung an das Französische ‚Subsistence‘ die Bedeutung, als

„lebensunterhalt“ in derselben gleichhalt bezeugten bedeutung wie frz. Subsistance, das wohl den ausgangspunkt bildet, vgl. die schreibung subsistence (Grimm & Grimm 1854-1961: 818).

Vorab war ‚Subsistenz‘

„... in der verdeutschung nur in philosophiegeschichtlichem zusammenhang (Grimm & Grimm 1854-1961: 818).

gebraucht.

Der Begriff wurde von Aristoteles (389-322 v. Chr.) geprägt. Er nutzte ihn zur Charakterisierung von Substanz, dem Wesentlichen, im Unterschied zur Akzidenz, dem unwesentlich Zufälligen. Subsistenz (hypóstasis) ist nach ihm, neben Erklärbarkeit und gegebenen Ziel oder Vollendung, ein Merkmal der Substanz. Sie bezeichnet die Zeitbeständigkeit und beharrende Dauerhaftigkeit der Substanz, die durch sie

bei allen Veränderungen dauerhaft bleibt und diese eigene Dauerhaftigkeit auch selbst begründet“ (Thieme 2010:4).

Marius Victorinus (ca. 281–363 n. Chr.), ein römischer christlich bekehrter Rhetor, griff den Substanz-Begriff Aristoteles auf, um die in der Trinität dreigeteilt erscheinende Substanz Gottes, zu klären. Auf seiner Übersetzung des altgriechischen Begriffes ‚hypóstasis‘ mit ‚subsistentia‘ ins Lateinische beruht die scholastische Verwendung des Begriffes. Verkürzt und stark vereinfacht zusammengefasst wurde in der Scholastik debattiert, ob Subsistenz an Individuum gebunden sei und/oder ob auch Gattungen und Arten, Subsistenzen eigen seien; also darüber ob z.B. ein Mensch als solcher Subsistenz habe, also (mit Gottes Hilfe) aus sich allein beständig sei oder nur als Spezies resp. Gattung oder Stand. Nach Thomas von Aquin (1225 - 1274) können sogar begriffliche und mathematische Entitäten (also z.B.: $a^2 + b^2 = c^2$) Subsistenz haben (Thieme 2010: 5-8).

Theorie und Subsistenzarbeit

Wenngleich ich von den Texten Marius Victorinus nur über stark verkürzte Zusammenfassungen Kenntnis habe (Thieme 2010:4-5), scheinen mir seine Überlegungen zur Subsistenz Gottes prima geeignet, um als Analogie die Subsistenz der Theorie der Freiraum- und Landschaftsplanung wie der Vegetationskunde zu betrachten. Er schreibt, daß die drei göttlichen Personen, Vater, Sohn und Heiliger Geist, eine gemeinsame Substanz jedoch unterschiedliche Subsistenzen haben und dreht quasi den Subsistenzbegriff Aristoteles‘ um:

„Während bei ihm die Substanz als übergeordnetes „Sein“ oder auch als „Göttlichkeit“ zu verstehen ist, scheint mit der Subsistenz das Eigenständige, Spezifische und Namensgebende gemeint zu sein“ (Thieme 2010:4).

Ähnlich ist unsere Theorie ein ‚übergeordnetes Sein‘, daß durch die Subsistenz der an ihr Arbeitenden hergestellt wird. Mit anderen und von Victorinus völlig losgelösten Worten (die ich als evangelischer Atheist natürlich nicht annähernd verstehe): Die Theorie der Freiraum- und Landschaftsplanung wie der Vegetationskunde ist unsere Substanz, die wir durch unsere unterschiedlichen Subsistenzen (Lebenswelten, Arbeitserfahrungen) erschaffen und erhalten. Keiner von uns hätte die Theorien alleine erarbeiten können. Aber indem wir aus unterschiedlichen Lebenszusammenhängen und mit unterschiedlichen Interessen und somit unterschiedlichen, individuellen Subsistenzen zusammenarbeiten entsteht die Theorie resp. die Substanz.

Und sie ist nur beständig, wenn und solange wir durch unsere Arbeit, unsere Auslegung (bestimmter Aspekte) der Theorie, d.h. unsere Subsistenzen zusammentragen. Dies tun wir auf unseren regelmäßigen Treffen, den Symposien, den Seminaren oder den Stammtischen. Die unterschiedlichen Themen, von den ‚Trittgesellschaften Gomeras‘ über ‚Dysfunktionalität‘ und ‚Säume‘ bis hin zum ‚Haus‘, werden immer in Bezug auf die Theorien betrachtet, weshalb sie uns nicht nur präsent bleiben sondern auch durch neue Aufmerksamkeiten verändert werden. Unsere unterschiedlichen Beiträge, Erzählungen auf Stammtischen, Debattenbeiträge auf dem Symposium oder Texte für die Notizbücher beruhen dabei auf unseren individuellen Erfahrungen wie auch auf unserer durchaus unterschiedlichen Auslegung der Theorie, d.h. in Anlehnung an Victorinus auf unseren unterschiedlichen Subsistenzen. In dem wir sie zusammentragen wird die Subsistenz, die gemeinsame Theorie erhalten. Und natürlich ist dabei jeder Beitrag, sei er ein seitenlanger Text in den Notizbüchern oder ein lapidarer Debatteneinwurf auf diesem Symposium, gleich wichtig. Selbst wenn ein Beitrag im Moment der Formulierung bereits als blödsinnig erscheint, trägt er doch zum Erhalt der Theorie bei, da ihrer im Moment der Widerlegung ad hoc gedacht werden muss.

Anwesenheit

Der Erhalt der Substanz, d.h. der Theorie, bedarf daher der kontinuierlichen ‚Subsistenzarbeit‘, d.h. der Symposien, Seminare und Stammtische. Analog zur Haushaltsarbeit, die mit Putzen und Aufräumen die Gebrauchsmöglichkeiten des Hauses erhält, das ohne diese Arbeiten verschmutzt und vermüllt, wird in den Debatten auf den Symposien, Seminaren und Stammtischen die Theorie erhalten, die ohne diese kontinuierliche Arbeit schnell vergessen wäre oder allenfalls sedimentiert in den Notizbüchern als tote Substanz ohne Subsistenz, keinesfalls aber als ‚lebendige‘ Theorie bestünde. ‚Lebendig‘ besteht die Theorie nur in der Debatte. Daher gibt es kein Lehrbuch der Kasseler Schule. Die Debatte bedarf natürlich der Anwesenheit im Sein. Wenn nach langer Abstinenz oder von außen Überlegungen zur Debatte geäußert werden, stören sie, ebenso wie die Schwiegermutter bei ihrem ein- bis zweimal jährlichen Besuch

der jungen Schwiegertochter erzählt, was sie im Haushalt alles falsch macht. Die Schwiegermutter mag ja Recht haben, jedoch ist sie im Haushalt der Schwiegertochter nicht kontinuierlich präsent und kann daher deren Arbeitsabläufe nicht verstehen. Ohne die Anwesenheit im Sein erschweren solche Interventionen von außen die Subsistenz, d.h. die Debatte der Theorie. Umgekehrt, ist jemand an der Subsistenz, der Debatte der Theorie, nicht mehr beteiligt, verfügt er/sie nicht mehr in Gänze über die Substanz, d.h. über die Theorie. Selbst wenn er rückblickend auf die Theorie Bezug nimmt, ist dies nur formal, da er/sie ja seine Arbeiten im Kontext anderer Theorien oder Kontexte erstellt. Sie können, im anderen Kontext erstellt, nicht mehr zur Subsistenz der Theorie beitragen und erscheinen, besonders, wenn explizit auf die Theorien Bezug genommen wird, als Verballhornung derselben. Somit bedarf auch die explizite Bezugnahme auf die Theorie der Anwesenheit in der Debatte.

Verschroben? und sophistisch

Zugegebenermaßen scheint die Anwendung des Subsistenzbegriffes auf unsere Arbeit verschroben und dreifach um die Ecke gedacht. Helmut Lührs würde sagen, dies sei sophistisch. Einfacher wäre natürlich zu sagen, dass unsere kontinuierliche Arbeit und Debatte die Theorie der Kasseler Schule trägt. Und Punkt! Doch trotz aller Verschrobenheit und Sophistik, verdeutlicht die Auslegung jedoch, dass Subsistenz die Eigenschaft einer Substanz ist, die das dauerhafte aus ihr selbst begründete Bestehen der Substanz beschreibt. Sie kann nicht losgelöst von der Substanz, aus der sie entstammt und die sie gleichermaßen bedingt, debattiert werden.

Subsistenz – für welche Substanz?

Im sozioökonomischen Kontext hat ‚Subsistenz‘ einen diabolischen Doppelcharakter, der im ‚Bielefelder Ansatz‘ der Subsistenztheorie nicht gelöst ist. Unmittelbar umfasst ‚Subsistenz‘

alle Arbeit, die bei der Herstellung und Erhaltung des unmittelbaren Lebens verausgabt wird und auch diesen unmittelbaren Zweck hat“ (Mies 1983/85:117).

Ihre Notwendigkeit entstammt der ‚Notdurft des Lebens‘ (Arendt 1958/97); in der Ausführung jedoch ist – so scheint es – jeder frei die Art und Weise seiner Subsistenzarbeit nach seiner Lebenswelt und nach seinen individuellen Lebensnotwendigkeiten auszurichten. Hierbei agiert er als soziales Wesen notwendig in einer Gemeinschaft, deren Subsistenz durch die Subsistenzarbeit aller Beteiligten erhalten wird. Jedoch ist die Art und Weise der Subsistenzarbeit stark durch den sozioökonomischen Kontext geprägt, in dem sie stattfindet. Zudem greift das Kapital auf die in der Subsistenzarbeit geschaffenen Werte räuberisch zu. Dies restringiert die Subsistenzarbeit und hat die Vernichtung der Subsistenz basierten Lebenswelten zur Folge.

In dem jedoch der Einzelne oder die Gemeinschaften mit ihrer Subsistenzarbeit ihr individuelles Leben oder das der Gemeinschaft erhalten, tragen sie ebenso

zum ‚Erhalt des Imperialismus‘, der die Subsistenz restringiert und ausbeutet bei. Im ‚Bielefelder Ansatz‘ ist dies nicht thematisiert, im Gegenteil, in der ‚Subsistenzperspektive‘ (Bennholt-Thomsen & Mies 1997) wird dies ignoriert. Als utopische ‚Befreiungsperspektive‘ steht die ‚Subsistenzperspektive‘ im Widerspruch zum anfänglichen Bezug des ‚Bielefelder Ansatzes‘ auf die Imperialismustheorie Rosa Luxemburgs (1913/75). Rosa Luxemburg beschreibt dort am Beispiel der amerikanischen Farmwirtschaft wie sich das Kapital die außerhalb der kapitalistischen Mehrwertproduktion erzeugten Werte aneignet.

„Der Kapitalismus bekämpft und verdrängt überall die Naturalwirtschaft, die Produktion für den Selbstbedarf, die Kombinierung der Landwirtschaft mit dem Handwerk, um an ihre Stelle die einfache Warenwirtschaft zu setzen. Er braucht die Warenwirtschaft als Absatzmarkt für den eigenen Mehrwert. Die Warenproduktion ist die allgemeine Form, in der der Kapitalismus erst gedeihen kann“ (Luxemburg 1913/75:349).

Die außerhalb der kapitalistischen Mehrwertproduktion erzeugten Werte sind für das Kapital quasi Gratisnaturprodukte, da kein Kapital in sie investiert wurde. Folglich können sie wie diese vom Kapital räuberisch angeeignet werden. Der Kapitalismus ist hierauf essentiell angewiesen, da er aus der ihm eigenen Mehrwertproduktion allein – quasi als *Perpeduum mobile* – nicht systeminhärent dauerhaft bestehen kann. Aus diesem Grunde vernichtet das Kapital gewaltsam bestehende lokale Ökonomien indem es die dort erzeugten Werte verinnahmt (vgl. Sauerwein 2014).

Die Bielefelder Autorinnen übertragen die Analyse Rosa Luxemburgs auf die Ausbeutung und Marginalisierung der Bauereiökonomie des postkolonialen Trikonts und zeigen auf, dass analoge Strukturen ebenso im hochindustrialisierten Bestehen. Insbesondere werden dort die ebenfalls außerhalb der Mehrwertproduktion in ‚Hausfrauenarbeit‘ erzeugten Werte vom Kapital aufgesogen.

„Mit der Einbeziehung der Subsistenz in die Analyse des Kapitalismus wurde es möglich zu erklären, warum in den hochentwickelten Industrieländern Frauenarbeit weniger wert ist als Männerarbeit und warum die Hoffnung der Dritten Welt auf „nachholende Entwicklung“ genauso wenig erfüllt werden kann wie die Hoffnung der Frauen auf „Gleichstellung“ (Bennholdt-Thomson & Mies 1997:15).

Die skizzierte ökonomische Analyse zeigt, dass Subsistenzarbeit wesentlich für das Bestehen des Kapitalismus ist, da nur in ihr der Mehrwert realisiert werden kann und dass in dem Prozess der Aneignung lokale Ökonomien und Lebenswelten zerstört werden.

„Um ihnen aber Produktionsmittel und Arbeitskräfte zu entnehmen, um sie in Warenabnehmer zu verwandeln, strebt er [der Kapitalismus] zielbewußt danach, sie als selbständige soziale Gebilde zu vernichten“ (Luxemburg 1913/75:319).

Dies wird auch von den ‚Bielefelder Autorinnen‘ erwähnt:

„Unter kapitalistischen Bedingungen ist die Subsistenzproduktion der kapitalistischen Verwertung untergeordnet, da die Produktion vo[n] lebendige[n] Arbeitsvermögen immer zugleich auch bedeutet, dass es für das Kapital verfügbar wird (Bennholdt-Thomsen 1979:2).

Sie beklagen dies als unmenschliche Begleiterscheinung des Kapitalismus.

„Es fehlt uns an menschlicher Ansprache, an jener menschlichen Nähe, gemeinschaftlichen Verbundenheit und Sicherheit, die die Subsistenzversorgung mit sich bringt (Bennholt-Thomsen 2006:66).

Ihre Beschreibungen der Subsistenzarbeit und -ökonomien zielen darauf, sie gegen die Zumutungen des Imperialismus' zu stützen. Die angeführten Beispiele von der ‚Bauernwirtschaft im Trikont‘ über das ‚Aufwärmen von Fertigpizza‘ bis hin zur ‚Mitgliedschaft im Kolpingverein‘ (Bennholdt-Thomsen 2006) entstammen jedoch gänzlich anderen Lebenswelten mit völlig unterschiedlichen Subsistenzverhältnissen. Sie erscheinen so merkwürdig und beliebig, weil die unterschiedlichen Sozioökonomien nicht thematisiert werden. Während – über alle ideologischen Betrachtungsweisen hinweg – Gewerbe und Industrie und Bauernwirtschaft und Landwirtschaft unterschieden wird, fehlt selbst eine grobe Unterscheidung in der Subsistenzdebatte. Die unterschiedlichen Subsistenztätigkeiten wären jedoch prima Indizien, um die Auswirkungen des geldwertorientierten kapitalistischen Marktes auf die Arbeit einerseits und auf das Handeln andererseits zu beschreiben und auch hinsichtlich des sozioökonomischen Kontextes zu systematisieren.

Der ökonomische Kontext wird gänzlich ignoriert, wenn bestimmte Tätigkeiten wie urban gardening (Bennholdt-Thomson & Mies 1997), Selbsterntergärten etc. als Subsistenzperspektive propagiert werden. Dabei wird übersehen, dass sie in einer gänzlich anderen Ökonomie und auch in gänzlich anderen sozialen Zusammenhängen stattfinden, wie Bauernökonomien des Trikont. Auch wenn die Arbeit +/- gleich sein mag, sind sie, je nach ökonomischem Kontext unmittelbare Lebensnotwendigkeit oder Möglichkeiten, die auf einer andersartig basierenden Subsistenz beruht. Für Marginalisierte und Verarmte ist urban gardening, das Gärtnern auf öffentlichen Grünflächen oder die Schweinehaltung auf Balkonen in Hochhäusern, essentiell lebensnotwendig; für gut situierte Mitteleuropäer ist urban gardening schlicht weg Lifestyle. Aus dem möglichen Indiz, zur Beschreibung einer wie auch immer definierten Subsistenzwirtschaft und ihrer Abhängigkeit von der Makroökonomie wird mit Blick zurück bzw. mit Blick auf noch vorhandene Relikte der Subsistenzökonomien der Entwurf einer Subsistenzperspektive.

Ähnlich wie der Naturschutz nicht erkennt, daß eine Glatthaferwiese nur in der Bauerei und nur bei einem bestimmten Niveau der Produktivkraftentwicklung bestehen kann und notwendig mit der Produktivkraftentwicklung verschwindet, wird nicht erkannt, dass die ‚Subsistenzökonomie‘ vom Gemüsegarten zur Fer-

tigpizzaaufwärmung, vom Kolpingverein zum Facebook verändert ist. Der Rekurs auf die entaktualisierten Kulturen ist ziemlich nostalgisch und wie im Naturschutz auf Besonderheiten konzipiert. Dem Erhalt von besonderen Arten und der touristischen Präsentation besonderer Landschaften in Naturschutzzentren entspricht die ‚subsistente‘ Regionalkultur, die mit regionalen Käsesorten, Rhönwurst oder sortenreinen Bio-Apfelschaumwein kulinarische Highlights verspricht. Diese sind zwar meist lecker, haben aber wenig mit einer historischen regionalen Subsistenzwirtschaft zu tun, sondern sind explizit für einen städtischen Markt konzipiert.

Natürlich stützt der Verkauf der regionalen Spezialitäten die jeweiligen Produzenten und Ökonomien in denen sie produziert werden. Gleichzeitig bilden sie jedoch die ‚Subsistenz des Imperialismus‘, der ihre Bedingungen diktiert und die in ihr erzeugten Werte raubt; aber gegen die ‚Subsistenzperspektive‘ gerichtet ist. So wurde ‚Bionade‘, ein in der Rhön erzeugtes regionales Produkt - da erfolgreich am Markt - von Dr. Oetker's Radeberger³⁶⁾ aufgekauft.

Ebenso ist urban gardening, die Aneignung von öffentlichen Grünflächen zum Gärtnern, daß, wie ähnliche Initiativen, auch außerhalb der ‚Subsistenzdebatte‘ als revolutionäre Bewegung (Harvey 2012) gesehen wird, Teil der Subsistenz des Imperialismus. Für die urbanen Gärtner, sofern sie dies nicht aus Lifestyle tun, ist das Gärtnern essentielle Notwendigkeit, wie sie auch für die Selbstversorgergärtner zu Beginn des 20. Jhd. gegeben war. Hierin tritt der diabolische Doppelcharakter der Subsistenzarbeit deutlich hervor. Indem sie hierdurch ihr Leben erhalten, erhalten sie ihre Arbeitskraft, d.h. die Arbeitskraftreserven die der kapitalistische Markt zur Senkung der variablen Kosten benötigt. Und damit genau das System, das die Bedingungen ihrer Subsistenz, genauer ihres Lebens bestimmt.

Da Subsistenz die Eigenschaft einer Substanz ist, die ihr aus sich selbst Bestehen und Erhalten beschreibt, ist in ökonomischer Betrachtung Subsistenz eine Eigenschaft der herrschenden Ökonomie, d.h. des Imperialismus, die die Beständigkeit der Ökonomie trägt. Man kann nun ökonomisch analysieren, welche Tätigkeiten welcher Art wie dazu beitragen und wie die Bedingungen sind, unter der sie erfolgen müssen. Für die täglich notwendige Arbeit hat dies jedoch nur wenig Relevanz. Sie erfolgt nach den Erfordernissen des Alltags.

„Planen, das ist, wie H. Böse schreibt, einen Plan für viele Pläne zu bedenken. Dann können alle so autonom – oder subsistenzuell – leben, wie sie es für nötig und möglich und wünschenswert halten (Hülbusch K.H. 2016:8).

³⁶⁾ Genauer, von der Radeberger-Gruppe (u.a. Radeberger, Binding, Berliner Kindel, Tucher, Köstrizer, Küppers-, Dom- und andere Kölschs, etc. pp) die dem Oetker Konzern gehören.

Literatur

- Arbeitsgruppe Bielefelder Entwicklungssoziologien 1979/81: Subsistenzproduktion und Akkumulation. Bielefelder Studien zur Entwicklungssoziologie 5. 332 S. Breitenbach, Saarbrücken.
- Arendt, Hannah 1958/97⁷: *Vita Activa*. 375 S. München. (The Human Condition. Chicago)
- Bennholdt-Thomsen, Veronika 1979: Subsistenzproduktion und erweiterte Reproduktion. Universität Bielefeld, Fakultät Soziologie. Praxisschwerpunkt Entwicklungsplanung und Entwicklungspolitik. Mskr. 27 S.
- Bennholdt-Thomsen, Veronika 2006: Subsistenzwirtschaft, Globalwirtschaft, Regionalwirtschaft. In Maren A. Jochimson & Ulrike Knobloch (Hg.): *Lebensweltökonomie in Zeiten wirtschaftlicher Globalisierung*: 65-88. Bielefeld.
- Bennholdt-Thomsen, Veronika 2016: Anmerkungen zum Text von K.H. Hülbusch „»Subsistenz«, Einführung in das Thema für das Symposium 2016“ Mskr. zum Symposium der AG Freiraum und Vegetation ‚Subsistenz oder über Arbeit‘ in Solingen 2016. 5 S. o. O. [Wien].
- Bennholdt-Thomsen, Veronika & Maria Mies 1997: *Die Subsistenzperspektive: Eine Kuh für Hillery*. 255 S. München.
- Dahm, Daniel & Gerhard Scherhor 2008: *Urbane Subsistenz*. 239 S. München.
- Grimm, Jacob & Wilhelm Grimm (Begr.) 1854-1961/2016: *Deutsches Wörterbuch*. Bd. 10(4) Leipzig. Zitiert nach: <http://woerterbuchnetz.de/> am 27.01.2016.
- Harvey, David 2012: *Kapitalismuskritik. Die urbanen Wurzeln der Finanzkrise. Den antikapitalistischen Übergang organisieren. Eine Flugschrift*. Übersetzung: Christian Frings. 94 S. Hamburg. Org.: *The urban roots of financial crisis: reclaim the city for anti-capitalist struggle*. Social Register 2012; *Organizing for Anti-Capitalist Transition*. Unveröfftl. Vortrag Weltsozialforum Porto Alegre 2010.
- Hülbusch, Karl Heinrich 2015: >Subsistenz<. Einführung in das Thema für das Symposium 2016. Mskr. Adolphsdorf-
- Luxemburg, Rosa 1913/75: *Die Akkumulation des Kapitals. Ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus*. Brigitte Hoefl, E. Müller & G. Radczun (Red.): *Gesammelte Werke* 5. 807 S. Berlin.
- Mies, Maria 1983/85²: Subsistenzproduktion, Hausfrauisierung, Kolonialisierung. *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 9/10: 115-124.
- Pörksen Uwe 1988: *Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur*. 127 S. Stuttgart.
- Sauerwein, Bernd 2014: *Das Elend der Arbeiterklasse und das Elend der Lehre, ein Bogen-schlag vom Beitrag Helmut Lührs 'Landschaft ist wichtig' zum Beitrag von Karl Heinrich Hülbusch 'Streitkräfte und Strategien'*. Anmerkungen zu der Debatte auf dem Symposium ‚Landschaft‘ der AG Freiraum und Vegetation von 11.04. bis 13.04.2014 in Felsberg/Gensungen. 5 S. Mskr. Kassel. Zur Veröffentlichung in den Notizbüchern der Kasseler Schule vorgesehen.
- Schneider, Gerda 2016: Subsistenz und Wertschätzung. Mskr. zum Symposium der AG Freiraum und Vegetation ‚Subsistenz oder über Arbeit‘ 2016 in Solingen. 5 S. o. O. [Wien].
- Thieme, Sebastian 2010: Subsistenz. Geschichte, Bedeutung und Rekonstruktion des Subsistenzbegriffes. MPRA-Paper 24553. 45 S. mpra.ub.uni-muenchen.de gelesen im Januar 2016.
- Thieme, Sebastian 2014: Subsistenz, Zumutbarkeit und Wachstum. <http://www.postwachstum.de/> gelesen im Januar 2016.
- Werlhof, Claudia von 1985: *Wenn die Bauern wiederkommen. Frauen, Arbeit und Agrobusiness in Venezuela*. 349 S. Bremen.
- Werlhof, Claudia von, Maria Mies & Veronika Bennholdt-Thomsen 1983/88: *Frauen, die letzte Kolonie. Zur Hausfrauisierung der Arbeit*. 215 S. Reinbek bei Hamburg

Vor der Bibliothek

Frank Lorberg

Wenn sich mir Fragen ergeben, wende ich mich nicht selten *meiner* Bibliothek zu, lasse meinen suchenden Blick über die Titel schweifen und greife gelegentlich ein paar Bücher heraus, um in ihnen nach erhellenden und weiterführenden Gedanken zu stöbern. Im Verlauf des weiteren Nachdenkens gehe ich dann gezielter vor und ziehe ergänzend öffentliche Bibliotheken hinzu. Bibliotheken sind ein Arbeitsmittel des Geistes. Menschen, die versuchen, die Welt zu verstehen und auf Fragen der Zeit durchdacht Antworten zu geben, greifen gerne auf Bücher und Bibliotheken zurück. Lesend erfuhr ich, dass ich den Wunsch, ein umfassendes Bücherregal zu besitzen, mit anderen teile, und dass die Bibliothek, ob nun in privater Verfügung oder öffentlich zugänglich, ein beliebtes Arbeitsmittel von Intellektuellen ist. Schon Max Weber (1919) erkannte in der Bibliothek das Handwerkszeug des Wissenschaftlers. Vor der weiten Verbreitung gedruckter Bücher reisten Gelehrte quer durch Europa, um bedeutende Bibliotheken aufzusuchen, und berichteten in Briefen von den entdeckten Büchern, wodurch sich der weltweite Ruhm bestimmter Bibliotheken mehrte (Schivelbusch 1995; Manguel 1998). Über öffentliche Büchereien haben Menschen, wie der junge Ernst Bloch in der Mannheimer Schlossbibliothek, einen intellektuellen Zugang zur Welt und Geschichte erlangt. Neben der Lektüre vorhandener Bücher sind in Bibliotheken auch neue Bücher geschrieben worden. Der ins Exil getriebene Karl Marx hat in der Londoner Bibliothek und mit dem dort in Büchern verfügbaren Wissen das 'Kapital' verfasst, und auf der Flucht vor den Nazis hat Walter Benjamin wesentliche Teile seines 'Passagen-Werk' in der Pariser Nationalbibliothek geschrieben, wo das Manuskript vom damaligen Bibliothekar Georges Bataille versteckt wurde. Bibliotheken stellen also Arbeitsmittel zur Verfügung und sind zugleich Arbeitsorte. Die Faszination, die Intellektuelle für Bücher und Bibliotheken entwickeln, hat sich auch in der Literatur niedergeschlagen, wenn z.B. Jorge Luis Borges und Umberto Eco ihre phantastischen Architekturen mit Büchern bauen. Diese Erfahrung intellektueller Autonomie in Bibliotheken ist nicht unabhängig von der Medien- und Technikgeschichte, die mittlerweile den Heranwachsenden andere Zugänge zu Wissensgebieten ermöglicht.

Bücher im Zeitalter des Internets

Wer heute durch die Universitätsbibliothek in Kassel geht, findet Studenten, die an Tischen sitzen, auf denen keine Bücher liegen, aber Laptops stehen, in deren Monitore sie gebannt starren, während ihre Finger flink über die Tastatur gleiten. Was an dieser Situation verwundert ist, dass die Bibliothek als Arbeits-

raum genutzt wird, ohne deren spezifisches Angebot zu beachten: die Bücher werden nicht ergriffen. Das Wissen, das die Studenten benötigen, finden sie anscheinend im Internet, das die Bibliotheksverwaltung über WLAN frei zugänglich zur Verfügung stellt. Ich will hier nicht in Kulturkritik verfallen über neue kulturelle Praktiken, zumal sie mir indirekt in der Bibliotheknutzung echte Vorteile verschaffen: Von mir benötigte Bücher sind sofort verfügbar, während früher viele wichtige Bücher ausgeliehen waren. Somit vereinigt die Bibliothek für altertümliche Forscher mittlerweile die Vorteile eines Präsenzbestandes mit denen einer Leihbücherei. Ich kann sie fast wie eine Privatbibliothek nutzen. Das materielle Buch, das man in die Hand nehmen kann und räumlich begrenzt ist, hat einen sichtbaren Anfang und ein absehbares Ende. Das Buch hat eine feste und fassbare Form und ist damit in seiner Dimension überschaubar. Der intellektuelle Aufwand, den Inhalt zu verstehen, scheint sich in der räumlichen Größe und den damit abschätzbaren Zeitaufwand für die Lektüre anzudeuten. Wer kennt nicht die Verunsicherung angesichts ‚dicker Schwarten‘, die den Eindruck erwecken, dass man sich auch körperlich durch sie hindurcharbeiten müsste. Trotz der begrenzten Gestalt ist dem klassischen Buch die Intertextualität, die der Leser in der Auslegung möglicher Sinnhorizonte erschließt, und der sogenannte Hypertext nicht wirklich fremd, den der Text über zitierte Autoren und Literaturangaben eröffnet. Allerdings befindet sich zwischen dem gelesenen Buch und der Lektüre der Literaturhinweise eine merkliche räumliche und zeitliche Differenz, ein Aufschub, der Zeit zum Nachdenken einräumt. Bevor man sich auf den Weg macht, die nächsten Bücher zu beschaffen, erwägt man sorgfältig, ob sich der Aufwand lohnt und schult so nebenbei die Urteilskraft.

Dem Internet ist dagegen eine offene, nicht abschätzbare Form eigen, was sowohl den Umfang des primären Textes als auch der Weiterleitungen (Hyperlinks) und damit den nicht eindeutig bestimmbar Anfang und das immer prekäre Ende betrifft. Auch wenn der individuelle Zugang am Computer, der materiell und lebensweltlich situiert ist, überschaubar erscheint, taucht der Nutzer anscheinend in einen endlosen elektronisch generierten Raum ein. Die Informationsfülle erscheint unendlich, weshalb eine auf Sinn hin orientierte Lektüre permanente Selektionen auf lesenswerte Inhalte verlangt. Ohne zeitliche Verzögerung muss die Urteilskraft während der Lektüre auf den Hypertext abgestellt werden und entscheidet fast reflexionslos. Der Realitätsstatus des virtuellen Informationsraums, der durch die Informationsflut überwältigt, durch Sichtbarkeit überzeugt und nach den Kriterien lebensweltlicher Erfahrung dennoch fiktional erscheint, wird grundsätzlich fraglich. Zu diesen Unterschieden zum Buch kommt hinzu, dass Texte im Internet auch hinsichtlich der Zugriffsmöglichkeiten anderer auf den eigenen Lesevorgang und die Kontrollmöglichkeiten des Leseverhaltens unüberschaubar sind. Die subversive Lektüre ist im Internet nicht mehr geheim.

Der entscheidende Unterschied zwischen gedruckten Texten in Büchern, die man linear mit Reflexionsschleifen, gedanklichen Vor- und Rückgriffen liest, dürfte im Bildcharakter des Textes im Internet liegen. Problematisch ist dann die Nivellierung des Unterschieds zwischen Text und Bild. Helmut Lührs wies darauf hin, dass auf dem Gemälde 'Der Verrat der Bilder' von René Magritte, der Schriftzug 'Ceci ne pas une pipe' (Dies ist keine Pfeife) ein malerischer Bestandteil des Bildes und kein Text ist. Die Verwechslung zwischen Bild und Text verschiebt somit Bedeutungen und wirkt sich auf den zuerkannten Realitätsstatus aus. Man kann auch in Bildern, aber anders als in Texten lesen. Auf Websites präsentiert wird der Text als Bild wahrgenommen, welches zwar sukzessive, nicht aber linear betrachtet wird. Der Blick springt von einem Detail zum nächsten, geleitet durch Motivverbindungen und Assoziationen über das Bild. Anders als in der Kaligraphie, durch die ein schön dargestellter Text mit zusätzlichen Informationen anreichtert wird, transformiert das Internet einen Text insgesamt zum Bild. Auf dem Textbild sucht das Auge nach Anhaltspunkten und bleibt an bestimmten Passagen haften, ohne den Argumentationsgang des linearen Lesetextes nachzuverfolgen, wodurch der Gedankengang auf hervortretende Schlagworte und einprägsame Passagen reduziert wird. Der User bewegt sich durch das Internet wie durch eine Galerie, in der Textbilder neben Textbilder hängen, vor denen man hin und her schreitet. Das zeigt sich auch im Nutzerverhalten, das in der Recherche nach geeigneten Texten sich weniger am Inhalt als am Erscheinungsbild orientiert und bildlich ansprechend präsentierte Texte bevorzugt.

Bücher und Bibliotheken

Wie andere Medien auch können Bücher und Bibliotheken sowie ihre Veränderungen innerhalb einer Mediengeschichte betrachtet werden. Seit der Erfindung der Schrift steht das schriftlich verfasste Wissen neben dem mündlich tradierten Wissen. Im Allgemeinen werden die materiellen Schriftträger als Bücher bezeichnet, deren spezifische Qualität im textlichen Inhalt besteht. Als Medien sind Bücher ein Mittel, das der Kommunikation dient. Sie machen Wissen verfügbar und erweitern die Vermittlung und Archivierung von Wissen. Nach Marshall McLuhan (1970) erweitern Medien nicht nur Fähigkeiten und transportieren Informationen, sie schaffen auch Wirklichkeiten, worin ihre spezifische Botschaft besteht. Die Botschaft des Buches liegt in der Transformation von personell vermittelter Erfahrung zu stummem Wissen. In der technischen Reproduzierbarkeit der Bücher kann Wissen vom Denken abgelöst und zu bloßen Kenntnissen werden. Wer in gängige Lehrbücher zur Freiraumplanung schaut, die sich an Studenten richten, findet nicht selten widersprüchliche Inhalte, die unkommentiert bleiben, und entdeckt selten Passagen, die zur Reflexion über

das dargelegte Wissen anregen. Die meisten Lehrbücher präsentieren Kenntnisse auf eine positivistische Weise.

Umgekehrt entwickelt sich die Lektüre durch Gespräche über das Gelesene zu Wissen, das, auf die eigenen Erfahrungen bezogen, den Erfahrungshorizont erweitern kann. Diese produktive Lektüre kann auch literarisch geführt werden in Briefen und Veröffentlichungen. Aber wie auch immer muss das Lesen von Büchern gelernt werden in der Familie, unter Freunden, durch die Schule oder in Lesekreisen, die eine direkte Kommunikation über das Gelesene ermöglichen. Kant stellte heraus, dass Gedankenfreiheit nur in der freien Kommunikation über Gelesenes und Publikation von Gedanken möglich ist.

Ein Ort der Bücher ist die Bibliothek, die insofern auch zur Mediengeschichte gehört. Die Institution ist alt und geht auf Schrifthallen in Babylon und Ägypten zurück, in denen Tontafeln und Papyrusrollen aufbewahrt wurden. Sie dienten als Archiv für religiöse Schriften, Gesetzestexte und Verträge. Daher waren sie auch nicht öffentlich zugänglich und hinsichtlich der Bedeutung der Unikate gehörten sie zu Herrschaftssitzen, Tempeln oder Akademien. Aus den Bibliotheken jener Zeit sticht die große Bibliothek in Alexandria heraus, die den Großteil des schriftlich verfassten Wissens der Antike enthalten haben und mehrmals niedergebrannt sein soll. In Klöstern (ab 4. Jhd.) und Universitäten (ab 11. Jhd.) blieben Bibliotheken ein wichtiges Archiv zur Tradierung von Wissen und Macht. Meistens war ihnen ein Skriptorium angegliedert, in dem die Bücher handschriftlich kopiert wurden. Jedes Buch blieb durch seine Ausgestaltung vom Kopisten ein Unikat, hatte eine Geschichte und Aura. Als das Buch noch kein Massenmedium war, konnte der materielle Wert eines einzelnen Buchexemplars dem Wert eines ganzen Bauernhofes entsprechen (Manguel 1998). Mit dem Buchdruck wurde aus dem Manuskript bzw. dem handschriftlichen Folianten ein maschinell reproduzierbares Medium, dessen sozialer Status nicht mehr an seine materielle Einzigartigkeit und Originalität gebunden war, sondern als vom Prinzip her allgemein verfügbares Medium. Mit der technischen Entwicklung industrieller Druckverfahren und der ökonomischen Einrichtung von Verlagen und des Buchhandels weitet sich die Welt der Bücher aus. Diese expandierende Welt der Bücher entsteht zeitgleich mit dem Kapitalismus und Kolonialismus, denen schließlich der Aufstieg der modernen Wissenschaft folgt. Wörter und Geld strukturieren die Machtverhältnisse um. Kulturgeschichtliche und soziale Umwälzungen wie die Renaissance und die Reformation basierten unter anderem auch auf der Verbreitung von Druckschriften und Büchern. Durch die Verbreitung von Büchern und durch die allgemeine Alphabetisierung wurde das Lesen von Büchern 'demokratisiert'.

In der stillen Lektüre – der Vertiefung des einsamen Lesers ins Buch – bildete sich das moderne Individuum mit seiner Innerlichkeit und Reflexion. Die neue Leserschaft und ihre besonderen Interessen wirkten sich auch auf die Inhalte der Bücher aus. Es bildet sich die sogenannte Gutenberg-Galaxis, in der dem

Medium verschiedene soziale und kulturelle Bedeutungen zu kommen und es erfüllt unterschiedliche Funktionen (McLuhan 1966). Bücher dienen der literarischen Bildung, dem Rasonieren über gesellschaftliche und kulturelle Themen, der politischen Meinungsbildung, der technischen Wissensvermittlung und nicht zuletzt der Unterhaltung. Insgesamt erweitern Bücher die Einbildungskraft über den lebensweltlichen Horizont hinaus und strukturieren damit den lokalen Handlungsraum um (Postman 1992). Bücher haben die Welt verändert und ihr revolutionäres Potenzial forderte schon immer die Zensur heraus.

Mit dem Buchdruck vermehrte sich neben den Büchern auch die Anzahl an Bibliotheken, die nun leichter mit Büchern bestückt werden konnten. Der leichtere Zugang zu Büchern ermöglichte auch die Einrichtung privater Bibliotheken, die zunächst in bildungsbürgerlichen Haushalten zusammengestellt wurden. In literarischen Salons entsteht eine neue Form des freien Rasonierens über gesellschaftliche Fragen sowie eine Kultur der Aufklärung und der Autonomie. Bis in die Gegenwart blieben Bibliotheken wichtige Instrumente des Wissenserwerbs und der Meinungsbildung in unterschiedlichen sozialen Milieus.

Räumliche Organisation von Bibliotheken

Eine Bibliothek bildet nicht nur geistige Freiräume, sie ist auch als räumliche Einrichtung ein Freiraum. Ob nun Tontafeln, Schriftrollen oder geheftete Blätter in den Regalen lagern, ist die mehr oder weniger sortierte Aufbewahrung der Schriften in leicht zugänglichen Regalen ein immer wiederkehrendes bauliches Merkmal von Bibliotheken. Eine Qualität von Regalen besteht in der platzsparenden Lagerung von Gegenständen in der Senkrechten, indem die Grundfläche in der Höhe vervielfacht wird. Eine einfache Form des Regals bilden in die Wand eingelassene Nischen. Das an die Wand gelehnte Holzregal wiederholt diese Form, dessen leichtere Bauart und Variierbarkeit nutzungsoffener ist. Ein Zimmer findet an den Wänden seine Ränder, zu denen hin die aktive Nutzung des Freiraums geringer wird. Durch das aufgestellte Regal verliert der Raum zwar einen Teil der freien Grundfläche, gewinnt aber ein Mehrfaches an Nutzfläche. Das an der Wand aufgestellte Regal ist die am Häufigsten anzutreffende Organisation des Regals, die sich zur weiteren Raumnutzung neutral verhält. Sie ist die vorherrschende Form der räumlichen Organisation privater Bibliotheken, die z. B. in einem auch anderen Nutzungsansprüchen unterliegenden Arbeitsraum befinden. Anders verhält es sich mit im Raum aufgestellten Regalen, die beidseitig frei zugänglich sind. Diese Aufstellung, die für öffentliche Bibliotheken, die der Aufbewahrung von Büchern dienen, typisch ist, transformiert das vielseitig nutzbare Zimmer zum Lagerraum, in dem eine Nutzungsweise vorherrscht. Dies trifft auch für ähnlich organisierte private Bibliotheken zu, in denen oftmals ein Schreibtisch steht. Die freistehenden Regale werden über Gänge erschlossen. Diese räumliche Organisation von Lagerfläche und Zugän-

gen entspricht der Erschließung von Siedlungen mit Straßen, über die die Parzellen zugänglich werden. Weil aber die Nutzung der Bücherregale auf die Verfügung über die Vorderseite beschränkt ist, entspricht die räumliche Organisation der Erschließung von Gebäuden ohne nutzbare Rückseite – wie z.B. in der Back-to-Back-Bauweise englischer Arbeitersiedlungen des 19. Jahrhunderts. Das ist in Bezug auf Bücher, die für Leser zur Verfügung zu stehen haben, einerseits funktional sinnvoll, andererseits kommt darin die funktionale Ausrichtung sowohl eines Lagerraums als auch der Zeilenbausiedlungen zum Ausdruck. Entspricht ein Regallager mit Stichgängen einer Zeilenbausiedlung mit Wohnwegen, kommen Querschließungen hinzu, gleicht es dem straßenorientierten Zeilenbau. Der entscheidende Unterschied zwischen dem Bücherregal und dem Zeilenbau besteht darin, dass die Regalbretter nicht von Menschen bewohnt werden und anderen Nutzungen unterstehen als eine Wohnung. Während vom Leser her das Regal als Aufbewahrungsort für Bücher betrachtet wird, verändert sich durch die Menschen, die in einer Wohnung leben, deren Nutzersicht auf den Siedlungsfreiraum, der auf den Lebensort bezogen wird. Das mit Gängen erschlossene Regallager bildet eine flächenmäßig sparsame und vielfältig nutzbare Raumorganisation vor allem dann, wenn die Gänge ein Erschließungsraster ergeben, das bei der Suche nach dem richtigen Buch unnötige Wege vermeidet und beim Sammeln der Bücher eine Wahl der Wege zulässt.

Öffentliche und private Bibliotheken

Menschen, die häufig umziehen und dabei ihre Bibliothek mitnehmen, erleben immer wieder die Freude und Überraschung, ihre Bücher in die Hand zu nehmen und sie nach persönlichen Systematiken neu zu ordnen. Zwischen öffentlicher und privater Bibliothek bestehen entscheidende Unterschiede wie z.B. die Aura der Bücher in meinem Bücherregal. Wenn ich über ein Thema stolper, dann wende ich mich dem Bücherregal in meiner Wohnung zu. Ich lasse meinen Blick über die Buchrücken schweifen, überlege, was in den Büchern steht, und denke unter anderem daran, wie ich manches Buch gefunden und auf welche Gedanken es mich gebracht hat. In der privaten Bibliothek erhalten die gesichtslosen Bücher eine persönliche Bildungsgeschichte. Bald beginnt der Geist zu träumen, der mich von einem Thema zum nächsten bringt, bis ich ganz woanders lande, als ich hinwollte. Die Bibliothek besteht neben den Büchern auch aus Bedeutungsfeldern, die sich um die Bücher und thematischen Abteilungen ausbreiten. Eine eigene Bibliothek zu besitzen, ermöglicht sich zuhause entfernte Wissensgebiete selbstbestimmt aneignen zu können. Eine Bibliothek kann man nicht nur im übertragenen Sinne als Freiraum bezeichnen. Als eine räumliche Situation von Handlungsmöglichkeiten entspricht sie auch im engeren Sinne der Freiraumplanung einem Freiraum. Die Bücher stehen in einer

bestimmten räumlichen Anordnung in den Regalen und können vom Leser unter bestimmten sozialen Bedingungen autonom genutzt werden.

Wie in allen Freiräumen unterscheidet sich auch die Nutzbarkeit der Bibliothek hinsichtlich ihrer Verfügbarkeit. Es gibt private und öffentliche Bibliotheken. Öffentliche Bibliotheken sind nur eingeschränkt nutzbar, da sie rechtlichen Zugangsbeschränkungen unterliegen (Bibliotheksausweis, Benutzerordnung). Die Räume sind zeitlich begrenzt zugänglich und auch die Bücher können nur temporär eingesehen z.B. bei einem Präsenzbestand und in einer Leihbibliothek mit Rückgabefristen ausgeliehen werden. Bücher aus öffentlichen Bibliotheken verbleiben im Besitz der Allgemeinheit, die sie für eine temporäre Aneignung zur Verfügung stellt. Entsprechend sorgsam haben Leser sie zu gebrauchen, die nur passive Nutzungsspuren hinterlassen dürfen. Aktive Nutzungsspuren wie das Markieren von Seiten und Textstellen sind zu unterlassen. Insofern bildet der Buchbestand öffentlicher Bibliotheken nur ein eingeschränktes Arbeitsmittel, das den Interessen der Leser nicht aktiv angepasst werden kann. Diese Einschränkung individueller Nutzerinteressen dient letztlich der weiteren Nutzung durch andere Leser, deren Lektüre anderen Interessen folgt. Dies trifft auch auf Institutsbibliotheken zu, die einer eingeschränkten Gruppe verfügbar sind. Die geistige Aneignung des Inhalts ist auf die bloße Lektüre, den aktiven gedanklichen Nachvollzug und das Anfertigen von Exzerpten angewiesen. Seit den 1980er Jahren sind die Fotokopiergeräte in die Mediengeschichte von Büchern und Bibliotheken eingetreten, wodurch das Anfertigen von Exzerpten allmählich unüblich wurde, was sich nicht selten in einer geringeren gedanklichen Durchdringung der Texte niederschlägt.

Anders sieht der autonome Gebrauch von Privatbibliotheken aus. Sie stehen den Besitzern permanent zur Verfügung, so dass die Bücher dauerhaft und autonom genutzt werden können. Die Bücher können verändert und Textstellen können nach eigenen Interessen markiert werden. Die dabei sich selbst auferlegten Regeln des Gebrauchs folgen Erfahrungen, die man mit der aktiven Bearbeitung von Büchern unter verschiedenen Erkenntnisinteressen gemacht hat. Beispielsweise erleichtern Markierungen mit Bleistift das Auffinden von Textstellen und überdecken nicht spätere Lektüren, zudem können sie einfach revidiert werden. Beschriftungen am Seitenrand ermöglichen eigene Gedanken zum Inhalt auch für eine spätere Lektüre verfügbar zu halten. Neben öffentlichen Bibliotheken sind also private Bibliotheken bedeutsam, um sich Bücher aktiv aneignen zu können. Aber anders als die Nutzbarkeit und Qualität öffentlicher und privater Freiräume aneinander gebunden sind, ist eine private Bibliothek brauchbar, auch ohne dass eine öffentliche Bibliothek zur Verfügung stünde. Eine private Bibliothek wird auf bestimmte Themen hin mit Büchern bestückt und ist daher auch in der Ausstattung selbstbestimmt. Ihre Anlage folgt also eigenen Erkenntnisinteressen, soweit der Buchmarkt und die eigenen finanziellen Mittel eine entsprechende Auswahl an Büchern ermöglichen. Mit der

Zeit sammeln sich in der Privatbibliothek auch Bücher an, die öffentliche Bibliotheken nicht bereithalten. Sie trägt die Handschrift des Lesers.

Ungelesene Bücher

Nicht alle Bücher, die im privaten Bücherregal stehen, müssen auch gelesen werden. Erstens benötigt man ungelesene Bücher als ein Vorhaben, zweitens als stille Reserve, falls man auf ein Thema stößt, zu dem in diesen Bücher etwas zu finden wäre, und drittens braucht man Bücher, die man nicht liest. Das mag irritieren und soll es auch. Während die stillen Reservebücher den dysfunktionalen Anteil der Bibliothek ausmachen, der thematische Spielräume ermöglicht, markieren die überflüssigen Bücher eine Leerstelle zwischen den brauchbaren Büchern, mittels der man den Sinn der eigenen Bibliothek bestimmt. Diese mit überflüssigen Büchern bestückten Leerstellen markieren eine Differenz, die Platz für Bedeutungen bietet. Insofern ist es aufschlussreich, seine Bibliothek auf diese Bücher hin zu betrachten und aus ihnen die Bedeutung der Bibliothek zu klären. Diese überflüssigen Bücher transformieren die Bibliothek vom funktionalen Gebrauchsgegenstand zu einem unbestimmten Bedeutungsfeld, auf dem Abenteuer des Geistes stattfinden können. Das unterscheidet ein Bücherregal vom Freiraum, dass es vollkommen überflüssige Elemente benötigt, um brauchbar zu sein und Bedeutung zu erlangen.

Literatur

- Benjamin, W. (1983): *Das Passagenwerk*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Bloch, E. (1985): *Mannheim aus freundlicher Erinnerung*. In: ders. *Literarische Aufsätze*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Borges, J.L. (1992): *Die Bibliothek von Babel*. In: ders. *Fiktionen*. Frankfurt a.M. (Fischer)
- Eco, U. (): *Der Name der Rose*. München (dtv)
- Manguel, A. (1998): *Eine Geschichte des Lesens*. Frankfurt a.M. (Fischer)
- Marx, K. (1973): *Das Kapital*. Berlin (Dietz)
- McLuhan, M. (1970): *Die magischen Kanäle*. Frankfurt a.M. (Campus)
- McLuhan, M. (1966): *Die Gutenberggalaxis*. Frankfurt a.M. (Campus)
- Postman, N. (1992): *Das Verschwinden der Kindheit*. Frankfurt a.M. (Fischer)
- Schivelbusch, W. (1995): *Eine Ruine im Krieg der Geister*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Weber, M. (1919): *Wissenschaft als Beruf*. In: ders. *Schriften zur Wissenschaftslehre*. Tübingen (Mohr)

Am Ende eines AG-Treffens

haben wir wie immer, nach dem Sonntagsfrühstück, auch in Solingen einen gemeinsamen Spaziergang gemacht, der uns wieder mit dem Ort, den Phänomenen, der Geschichte, der Welt vertraut macht und etwas Zeit bis zur Heimfahrt lässt. Henrike Mölleken und Bernd Burg, denen hier für die Besorgung des Quartiers und die Vorbereitung des Haushalts nochmals gedankt sei, hatten den Ort ausgewählt und den Spaziergang vorbereitet.

Spaziergang in Solingen

Henrike Mölleken

1897 wurde der Solinger Spar- und Bauverein mit dem Ziel gegründet, preiswerte Wohnungen durch Selbsthilfe der Ärmere zu schaffen. Die Wohnungen sollten hygienisch, ordentlich und zeitgemäß sein, dazu später mehr. Nach den Vorbildern von Hermann Schultze-Delitsch (1803 – 1888) und Friedrich-Wilhelm Raiffeisen (1818-1888), die im 19. Jahrhundert Konzepte zur Konsum-, Produktions- und Kreditgenossenschaft entwickelten " um die Lebensumstände des vierten Standes zu verbessern" (Festschrift "100 Jahre Spar- und Bauverein Solingen eG", Hrsg. Spar- und Bauverein Solingen eG), wurde eine Genossenschaft gebildet, die den Wohnungsbau vorantreiben sollte.

Ende des 19. Jahrhunderts wohnten die Familien unter menschenunwürdigen Zuständen in Häusern, die baulich in einem sehr schlechten Zustand waren: die Häuser waren feucht, an den Wänden lief das Wasser herunter, es gab nur Etagentoiletten und viele Wohnungen, in denen beispielsweise in sechs Zimmern über 30 Leute lebten. Nicht zuletzt die Enge und die unhygienischen Verhältnisse machten eine vorausschauende Hauswirtschaft unmöglich: Lebensmittel wurden zum sofortigen Verzehr, daher oft auch viel zu teuer eingekauft, weil sie wegen fehlender Lagermöglichkeiten nicht bevorratet werden konnten. Die Vermieter waren über die zum Teil katastrophalen Lebensbedingungen informiert, unternahmen jedoch nichts, um den Missstand zu beseitigen. Der überwiegende Teil der Menschen lebte von der Messer- und Klingenherstellung: Während die Männer in den Hämmern und Kotten arbeiteten, übernahmen die Frauen und Kinder begleitende Tätigkeiten, wie z.B. das Löcherbohren in den Scheren, die Verpackung der Messer- und Rasierklingen und die Weitergabe an den Handel.

Diese problematischen Lebensumstände wollte der Spar- und Bauverein verändern: Zunächst musste die Schwierigkeit gemeistert werden, das notwendige Kapital für den Bausektor zu besorgen. Eine Lösung konnte gefunden werden, indem die Landesversicherungsanstalten günstige Hypothekendarlehen zur Verfügung stellten und etwa zeitgleich ein neues Gesetz in Kraft trat, das die beschränkte Haftung einführte: Seit 1898 hafteten die Geldgeber nicht mehr mit

ihrem Gesamtvermögen sondern nur mit dem Anteil ihrer Einlage. In der Folge traten eine Reihe Bürgerlicher aus der Mittelschicht der Genossenschaft bei - z.B. Lehrer, Beamte – nicht jedoch die Fabrikanten und wohlhabenden Kaufleute.

Die Arbeiter wurden von den Genossenschaften mit brüderlicher Vereinigung und ernster Arbeit zur Selbsthilfe aufgefordert und mit der Aussicht auf unkündbare Wohnungen eingeworben. Arbeiter und Handwerker sollten in Solingen eine Zukunft haben und dort gehalten werden, sie sollten für sich und ihre Familien planen können und am Aufbau der Gesellschaft aktiv teilhaben. Allmählich wurde den Genossenschaftlern, die zunächst unter kirchlicher Führung maßgeblich von dem Pfarrer Otto Müller unterstützt und vorangetrieben wurden, deutlich, dass sie zur Lösung o.g. Schwierigkeiten die Aufgabe des Wohnungsbaus auf eine breitere Basis stellen mussten. Ihre Bemühungen führten dazu, dass zunächst die Stadt Solingen dem Spar- und Bauverein beitrug und ab 1910, unter der Führung eines SPD-Parteimitglieds, setzte ein starker Mitgliederzulauf ein, der zur Verdoppelung der Genossenschaftsmitglieder führte.

Wupperstraße und Nebenstraße

Zu den ersten Häusern, die gebaut wurden, gehörten die 1899 begonnenen Häuser an der Wupper- und ihrer Nebenstraße: Dort entstanden dreigeschossige Häuser, zweihüftig erschlossen und ausgestattet mit sechs Zimmern in jeder Etage, einschließlich sechs Dachzimmern. Diese Gebäude erinnern heute noch sehr an die gründerzeitliche Bebauung: die Fassade hatte Dekorationen über den mit Naturstein eingefassten Fenstern, das Treppenhaus liegt im hinteren Bereich, die Deckenhöhe der Wohnungen war noch 3,40 m und das WC auf halber Treppe. Alle Solinger Genossenschaftsbauten haben ein als Wohnung ausgebautes Dachgeschoss. Für diese Baukörper war die Finanzierung noch schwierig, so dass die Eisenbahn-Pensionskasse einsprang und einen maßgeblichen Anteil zur Verfügung stellte. Dafür mussten drei Wohnungen an deren Beamte abgegeben werden.



Die erzieherischen Ziele des Spar- und Bauvereins:

Der Spar- und Bauverein hatte sich vorgenommen ‚gesunde Wohnungen‘ zu bauen, in denen sich die Familien wohlfühlen sollten und die sich deutlich von den Massenunterkünften der gründerzeitlichen ‚Mietskasernen‘ unterschieden. Die Wohnungen sollten ordentlich, hygienisch und zeitgemäß sein und dazu gab es sehr konkrete Vorstellungen, die bei den nächsten Bauprojekten umgesetzt wurden:

Ordentlich

An der Eingangstür in das Gebäude wurde eine Hausnummer neben der Klingel angebracht. Jede Familie bekam eine eigene Klingel mit einem einheitlichen Namensschild und einen Briefkasten. Der Sockel wurde aus Stein- oder Kieselwaschputz hergestellt.

Hinter der Haustür wurde im Hausflur vor dem Treppenaufgang eine Vertiefung vorgesehen, in die eine Fußmatte gelegt wurde. Das Treppenhaus erhielt hohe Fenster, einen unterschiedlichen Anstrich von Wänden und Treppenuntersichten sowie eine elektrische 3-Minuten-Beleuchtung.

In den Fluren der Wohnungen wurden unmittelbar hinter den Eingangstüren Nischen gebaut, die für die Garderobe und den Stromzähler gedacht waren. Alle Türen wurden mit Türhebern ausgestattet, die verhindern sollten, dass – wie es noch in der Wupperstraße üblich war – die Türen zuknallten oder nicht richtig in das Schloss fielen und dann nicht geschlossen waren.

Hygiene

Die Wohnungen sollten Küchen und Bäder erhalten – dieses ehrgeizige Ziel wurde allerdings nicht von Beginn an komplett verwirklicht. Zunächst war es dem Spar- und Bauverein wichtig, dass die Frauen einen Arbeitsraum mit Tagesbeleuchtung und Lüftung erhielten.

Statt der Holzböden sollten in den Küchen Platten verwendet werden, die besser sauber zu halten sind. Die Wandflächen rings um die Herdstellen wurden mit einem speziellen Anstrich versehen so dass auch diese Bereiche abgewischt werden konnten. Dieser Anstrich fand auch bei den Spülsteinen der Toiletten Verwendung. In den ersten Wohnungen gab es noch keine Bäder. Wollten die Menschen baden, wurde entweder ein großer Zuber mit Wasser für alle gefüllt, oder man ging ab 1903 in die Solinger Badeanstalt, wo man Wannen nutzen konnte, um sich wenigstens in größeren Abständen einer gründlichen Reinigung zu unterziehen.

Zeitgemäß

Allmählich verbesserte sich für den Spar- und Bauverein die finanzielle Situation und so konnte auch das Ziel der zeitgemäßen Wohnungen gebaut werden: Toiletten und Bad sollten sich innerhalb der Wohnungen befinden und damit auch dauerhaft die Hygiene gewährleisten. Für die Toiletten wurden Anlagen

mit dicht schließendem Deckel verwendet und die Wandflächen, die abwaschbar sein sollten, wurden ab sofort mit Ölfarbe gestrichen.



Wupperstrasse Bauten aus den frühen 20er Jahren



Kannenhofsiedlung

Eine der ersten größeren Siedlungen, die der Spar- und Bauverein baute, war die 1925 begonnene Kannenhofsiedlung. Der Architekt Franz Perlewitz hatte den Wettbewerb gewonnen und baute mit dem Kannenhof seine erste genossenschaftliche Siedlung. Sowohl dieser als auch seine folgenden Siedlungen zeichneten sich dadurch aus, dass er die Bebauung und den Siedlungsgrundriss geschickt an die bewegte Solinger Topographie anpasste. Der Kannenhof war ein Bauernhof, der 8.000 m² seines Grünlandes an den Spar- und Bauverein verkaufte, das namensgebende Fachwerkhaus ist bis heute erhalten und steht schräg gegenüber unseres seinerzeitigen Quartiers, dem heutigen Haus Frieden.

Auf der ehemals landwirtschaftlich genutzten Fläche wurden 60 Geschosshäuser gebaut und über eine vergleichsweise großzügige Erschließung zonierte. Abzweigend von der Wuppertalstraße wurden traufständige zur Straße stehende Geschossbauten errichtet: Vor dem Gebäude der einen Seite befand sich fünf Meter Vorgarten, 1,5 m Fußweg, 5 Meter Fahrbahnbreite, wieder 1,5 Meter Fußweg und 5 Meter Vorgartentiefe vor dem Gebäude der anderen Seite. Auf der Rückseite der Häuser waren die Flächen parzelliert und es gibt zum Teil ebenerdige Ausgänge aus den Gebäuden und den Kellern. Im unteren Verlauf verschwenkt die Straße und weitet sich zu einem Platz auf, die Häuser werden teilweise gedreht und bilden als giebelständige Baukörper eine torähnliche Situation. In diesen Wohnungen gab es noch keine Badezimmer.





Bauten Am Kannenhof

Zu der Kannenhofsiedlung gehörten ein großes Genossenschaftshaus und ein Waschhaus, heute sind beide nicht mehr erhalten. Das Genossenschaftshaus hatte 420 Sitzplätze und ein weit über die Siedlung hinaus reichenden Ruf als Ausflugslokal, dass auch noch lange im Krieg betrieben werden konnte.



Das Waschhaus jedoch brachte für den Alltag der Frauen die größte Veränderung: hier wurden im Erdgeschoss die modernsten Waschmaschinen installiert, im Obergeschoss die Bügel- und Mangelgeräte und im Dachgeschoss hatte der Maschinist, der diese Geräte bediente, seine Wohnung. Den Frauen, die es gewohnt waren, die Wäsche in großen Kübeln langwierig einzuweichen, zu wringen, in Lauge zu legen und auf Brettern zu waschen und auszuspülen, fehlte zunächst ein wenig Privatheit bei ihrer Wäsche. Daher wurden ihnen zunächst noch Waschzuber für die einzelnen Arbeitsschritte zur Verfügung gestellt. Später schätzten sie, dass sich die Wäsche statt des mehrtägigen Zeitaufwands innerhalb weniger Stunden erledigen lies.

Das Waschhaus diente nicht nur den Bewohnern des Kannenhofes. Über eine Lohnwäscherei konnten auch siedlungsfremde für 20 Pfennig ihre Wäsche dort waschen

Weegerhofsiedlung

Mit 185 Gebäuden und 570 Wohnungen ist diese - auch von Franz Perlewitz gebaute - Siedlung die größte genossenschaftliche. Baubeginn war 1927, Fertigstellung in den frühen 30er Jahren. Die Wohnungen hatten unterschiedlich große Zuschnitte, alle ein ausgebautes und bewohntes Dachgeschoss und Kellerausgänge auf die rückwärtige Seite, die zum Zeitpunkt der Herstellung nicht mehr parzelliert ist. Die Hauseingänge variieren: es gibt seitliche, über die Giebelseite, aber auch solche, die sich an der Traufe befinden. Auch die Anzahl

der Wohnungen war zum Zeitpunkt der Herstellung schon und ist auch heute noch sehr unterschiedlich. Die Erschließung der Siedlung folgt auch hier noch weitgehend der gründerzeitlichen Blockrandbebauung, allerdings mit Durchläsen zwischen den überwiegend traufständigen Geschossbauten. Entlang der Haupteerschließung Hermann-Meyer-Straße, die in ihren Dimensionen in etwa mit der Kannenhofsiedlung vergleichbar ist, sind straßenparallel Bäume in die Vorgärten gepflanzt. Dies gilt auch für die Seitenstraßen, wo die Vorgärten zusätzlich mit Hecken vom Fußweg abgetrennt sind.

Die in der Kannenhofsiedlung noch vorhandenen Briefkästen, die nach den Ordnungsprinzipien des Spar- und Bauvereins gebaut wurden, sind hier der energetischen Modernisierung 2006 zum Opfer gefallen: jetzt steht eine Box auf Stelzen vor jedem Hauseingang. Auf den Vorderseiten der Gebäude sind nirgendwo Gebrauchsspuren zu sehen, Zuständigkeiten der Bewohner/innen sind nicht ablesbar. Heute haben die Gebäude auf der Rückseite zusätzlich Balkone zu jeder Wohnung nachgerüstet und in den Bereichen westlich der Hermann-Meyer-

Straße sind außerdem private Gärten abgezaunt. Die Einheitlichkeit der verwendeten Materialien und Farben in der gesamten Siedlung läßt erkennen wie stark die zentralistische Organisation der Verwaltung des Spar- und Bauvereins hier Einfluss ausübt. Im Weegerhof wurden ein zentraler Kindergarten und ein Waschhaus nach dem Vorbild der Kannenhofsiedlung gebaut. Vertreter des Spar- und Bauvereins fuhren zu diesem Zweck nach Wien, um sich dort über solche zentralen Einrichtungen im Genossenschaftswohnungsbau zu erkundigen. Im Solinger Waschhaus sollte die neueste Technik von Waschmaschinen eingebaut werden, dazu gab es jedoch noch nirgendwo Vorbilder, nach denen

Siedlung Weegerhof 1927-1929



man sich hätte ausrichten können. Daher orientierten sich die Erbauer an den Erfahrungen, die sie im Kannenhof gesammelt hatten: Auch im Weegerhof wohnten viele Arbeiter und kleinere Angestellte der Schneidwarenindustrie und brachten oft stark verschmutzte Arbeitskleidung nach Hause. Hier wurde der Wunsch der Frauen nach mehr Privatheit beim Waschen berücksichtigt, so dass sie nun im Waschhaus die Wäsche in kleineren, abgetrennten Räumen oder in der Gemeinschaftsanlage erheblich leichter reinigen konnten. Das Waschhaus wurde bis 2005 genutzt und ist jetzt Museum, in dem das Originalinventar der 30er Jahre noch zu besichtigen ist: große Waschmaschinen, voluminöse Schleudern, von Dampfspiralen durchzogene Kulissenschränke zum Trocknen der Wäsche und die mächtigen Dampfmangeln.

Heute sind in der Weegerhofsiedlung dort, wo die straßenorientierte Bebauung einen Blockinnenbereich umgibt, Parzellierungen entstanden, die es zum Zeitpunkt des Baus der Siedlung nicht gegeben hat. Die Erdgeschoss- bzw. Hochparterrewohnungen haben direkten Zugang über ihre Balkone in die Gärten. Dahinter verläuft ein Weg und erschließt auf der anderen Wegeseite die parzellierten Gärten der Wohnungen darüber. Wie es für den späteren Zeilenbau charakteristisch war, wurden im rückwärtigen Bereich die Gärten mit Stabgitterzäunen abgegrenzt. Sie sind in der gleichen Farbe wie die nachgerüsteten Balkone hergestellt.

Die wenigsten der Gärten sind mit Gemüse bepflanzt, häufiger sind die dekorativen Ausstattungselemente aufgespießter Figuren, Kugeln, Fahnen, Deckchairs, Beete mit Bänken oder auch einfach Rasen für den Hundeauslauf anzutreffen. Wir konnten uns des Eindrucks nicht erwehren, dass die Wohnungsbaugesellschaft hier auf dem schmalen Pfad zwischen Sanierung auf der einen und Denkmalschutz auf der anderen Seite hin und her gerissen ist. Das alles täuscht jedoch nicht darüber hinweg, dass hier alle Merkmale der schon 1990 in einer Diplomarbeit (der 'Kasseler Schule') beschriebenen Zeilenbauten versammelt sind: "Weil die externe Verwaltung das Prinzip des Zeilenbaus ist, sind alle Zeilen durch funktionalisierte, kontrollierbare Nutzungsbereiche wie (...) Ein- und Ausgänge, Mietergärten oder Grabeländer (...) gekennzeichnet." (Harenburg, B, Wannags, I., 1991:44).



Literatur

Festschrift "100 Jahre Spar- und Bauverein Solingen eG", Hrsg. Spar- und Bauverein Solingen eG

Harenburg, Bernd und Wannags, Ingeborg - 1991- Von Haustür zu Haustür, in: Notizbuch der Kasseler Schule, Heft 23, Hg. Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.



Bernd Burg und Henrike Mölleken vorneweg



Hermann-Meyer-Straße



Vor der Gaststätte Weegerhof

Damit es nicht vergessen wird.

Karl Heinrich Hülbusch

„Das Problem Erdogans ist letztlich das aller Autokraten: Es setzt sich selbst absolut und beobachtet abweichende Meinungen als Angriff.“ (Nordhausen, F. am 23.05.2017:2 im Weser-Kurier.)

Zu Beginn dieses Notizbuches ist kurz vermerkt, daß gegen den Einführungstext zum Symposium von K.H. Hülbusch empörte Widersprüche von G. Schneider (Wien) und V. Bennholdt-Thomsen (Wien/ Bielefeld) per e-mail-Rundschreiben an alle Mitglieder der AG Freiraum und Vegetation ergangen sind. Sie sind verfaßt im Jargon einer Anklage oder Zensurbehörde, welche die Vergehen des Schreiberlings und seine Haltungs-Mängel herzählt. Widersprüche, die absichtsvoll so ausgeführt, entworfen sind, daß sie die Pferde scheu machen und einschüchtern sollen, um, wie G. Schneider mit geradezu entwaffnender Offenheit in einer e-mail vom 8.3.2016 (Rundschreiben), eine Vorschrift zur Durchführung von Symposien mitzuteilen:

„Was hätte ich an Deiner Stelle gemacht, das habe ich mich gefragt, Heike. Gefreut hätte ich mich, daß 3+1 Einführungstexte zum Symposium vorliegen und hätte für 3 weitere Texte geworben, die das Thema mit profunder Kenntnis erweitern. Dann hätten die AG-Mitglieder eine gute Vorbereitungsgrundlage für ihre Beiträge und die kritische Reflexion. Und Veronika Bennholdt-Thomsen hätte ich eingeladen, immerhin die einzige Professorin weltweit für Subsistenzkultur. In der AG würde ich einen Diskurs starten zur ‚guten wissenschaftlichen Praxis‘ (...), eben Weiterbildung nach Satzungszweck organisieren.“

Diese Erziehungsmaßnahme, die G. Schneider in der Rundbrief-e-mail vom 24.02.2016 ankündigt:

„Mein Beitrag ist meinerseits konstruktiv, nämlich auf die Veränderung der AG gerichtet und nicht auf die Organisation eines Desasters.“

hat niemand nachgefragt. Vor allem nicht von jemandem, dessen Anteil an der Arbeit der Arbeitsgemeinschaft aus ‚überllauniger‘ (in Wien gebräuchlich) Nörgelei im Abstand von 10 Jahren -1996, 2006, 2016- besteht. Auch die Manier eine abweichende Meinung als ‚Angriff zu deklarieren‘

„Hülbusch zeigt, wohin ein Denken im Aggressionsmodus führt, wenn es zur Antriebsfeder des Schreibens wird. Fachliche Fehler sind erkennbar, doch rechtfertigt das in keinsten Weise,und aggressiv zu schreiben (...). Die Mitglieder der AG sollten sich überlegen, wie sie Gewalt in und durch die Texte (...) verhindern können: (...)“ (Schneider, G. 2016:3/ Vorüberlegungen)

zu physischer und struktureller Gewalt zu erklären, gehört besprochen. Und vieles andere an Plagiat und ‚Deutungswillkür‘, auf die E Badinter (2003 – steht auf dem ‚fundamentalfeministischen Index‘) u.a. hinweisen: Chr. Brückner, M.

Walzer, H. Ahrendt, Chr. Wolf u.a.. So wie V. Bennholdt-Thomsen (Anmerkungen 2016:5) am Ende ihrer Philippika zum Schluß kommt, daß ‚er‘

„auf die saubere Trennung von öffentlich und privat pocht, von Arbeit aus Liebe versus Arbeit in der Produktion, verbunden mit dem antifeministischen Groll, weil diese schrecklichen Frauen sein schönes Bild zerstören,“

Eine nette Aufgabe für eine Schnitzeljagd durch meine Einführung sind diese Äußerungen. Die Abfuhr zum Abdruck der ohnehin schon öffentlichen Rundschreiben incl. e-mails.

„Hiermit untersage ich...“ (V. Bennholdt-Thomsen)

„Hiermit stimme ich ausdrücklich nicht...“ (G. Schneider)

wird ganz generös nachsichtig begründet, um –so sieht es aus- der Redaktion und Herausgeberin des Notizbuches eine Blamage zu ersparen, wenn sie ‚ein Sammelsurium von Texten‘ (V.Bennholdt-Thomsen e-mail 10.11.2016) in einen Widmungsband aufnimmt. Herausgeberin und Redaktion der Notizbücher sind bei 90 Heften, die sich alle sehen lassen können, nicht auf den ‚feinen Wiener Ton aus dem Hause Subsistenz‘ angewiesen. G. Schneider beschwert sich, daß der Arbeitstitel in ‚Von der Arbeit‘ verändert wurde. Gleichzeitig übersieht sie, daß dies bereits in der Einführung offeriert wird und Dank der Intervention, die auf eine Art ‚copyright‘ des Lehrstuhls für Subsistenzkultur für den Begriff Subsistenz hindeutet, befördert wurde. Aber ganz davon abgesehen. Ein Symposium erhält erst in der Nachbereitung die Fassung für die Veröffentlichung. In Wien scheint dagegen zuerst der Bericht verfaßt zu werden und dann die Versammlung –im Vorschlag von G. Schneider ohnehin ein vorgefertigtes Einladungsturnier mit bereits festgefügtten Einsichten- zu erfolgen. Das können sie ja machen. Nur: nicht mit der AG. Ich bin da nachtragend – nicht nachhaltig.

Nicht zu vergessen: ich/ wir überlegen ja nicht in falsch verstandener und additiv betrachteter Interdisziplinarität - eine Chimäre der ‚Verzettelung der Verantwortung‘ durch ExpertInnen – das Argument von G. Schneider und V. Bennholdt-Thomsen, sondern von der Arbeit /Tätigkeit der Freiraumkundigen und FreiraumplanerIn aus. Diese betrachtet anderes ‚disziplinäres‘ Wissen nach den Konditionen des eigenen Arbeitsgegenstandes. Und da, ebenso wie bei der Verständigung über den Gegenstand, ist bei H. Ahrendts Differenzierung in ‚Arbeit‘ für das ‚tägliche Leben‘ und gewerkliche ‚Tätigkeit‘, gegenüber der ‚Subsistenz‘ und der zweischneidigen Begriffsgeschichte verständiger aber auch freiraumplanerisch handlicher und praktischer, ohne daß der Beitrag der BielefelderInnen damit unterschlagen wird oder werden soll. Der Begriff Subsistenz ist abstrakt und umfaßt, wie Käthe Protze, die meinte sich der Wiener Nörgelei anschließen zu müssen (briefl. 2016) so nett formuliert: „Und irgendwie gehört das alles ja auch zur Subsistenz“, nachdem sie mal wieder ihre mühevollen Arbeit als Familienfrau –als wenn andere das nicht auch kennen, auch als Familienmänner- aufgetischt hat.

Das Klischee vom ‚schuldbewußten Mann‘ (J.C. Kaufmann) die Realität des unfruchtbaren ‚Geschlechts‘ (F.Nietzsche) und die Demagogik der Differenz (siehe M. Walzer, 1997/98), die mal wieder die eine Hälfte in eine ‚andere‘ verwandelt,

„Weil der Feminismus der letzten Jahre von der Identitätsproblematik und der Idee, dem männlichen Geschlecht den Prozeß zu machen, geradezu besessen war.“ (Balinter, E., 2003/05:18. Die Wiederentdeckung der Gleichheit)

bzw. ist. Wie schreibt St. Novak in einer e-mail an G. Schneider per Rundbrief:

„Und immer wieder mißbraucht ihr Tagungen, Arbeitsgruppen, e-mail-Listen, persönliche Näheverhältnisse etc. dazu, Euch ein Publikum zu verschaffen.“ (e-mail an G.Schneider vom 8.3.2016)

Mit großem Getöse, Donnern und lautstarken Beschimpfungen treten die Damen auf die Bühne und meinen zum Schluß

„...und wirklich diskutieren würde da weiterhelfen.“ (V. Bennholdt-Thomsen, 2016:5)

Um dann mit fadenscheinigen Erklärungen den Abdruck ihrer Schreiben zu untersagen, statt –wie die Redaktion eher erwartet hätte- auf deren Abdruck zu pochen. Trotz einiger Peinlichkeiten, wie z.B. jene geniale:

„Die PlanerInnen sollen sich an den Texten der Männer und ihrem eingeschränkten Verständnis abarbeiten.“ (G. Schneider:2016:2),

die den Vorzug hätte, daß es in den Bibliotheken wieder unglaublich viel Platz für neue Bücher gäbe, daß die Menge der zu lesenden Texte um mehr als die Hälfte reduziert würde, was das Lernen und Studieren ‚vereinfachte‘. In einer Rund-e-mail an Bernd Sauerwein (5.3.2016) begründet G.Schneider dieses Urteil:

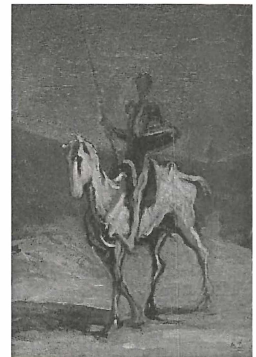
„Die AG trägt die Verantwortung, Diskriminierungen nach Alter, Geschlecht u.a. nicht zuzulassen –es ist an der Zeit, ‚gute wissenschaftliche Praxis...‘“

Bravo Frau Professor – das Gedächtnis spielt einem gern einen Streich und behauptet heute, was sie vor ‚nem Moment noch ganz anders sahen.

Wenn diese Texte und e-mails nicht nachgelesen werden können, ist ein Kommentar dazu umständlich. Denn dann muß qua Zitat ein Einblick in die Texte gegeben werden. Daß der Kommentator, vor allem wenn er ein Mann ist, beim Zitieren das Wasser auf seine Mühlen benutzt, ist nicht zu vermeiden. Anders geht es nicht und deshalb dauert’s.

Zum Schluß.

Mein Brief an G. Schneider vom 25.02.2016, der mit Anmerkungen an die SymposiumsteilnehmerInnen versendet wurde.



H. Daumier – Don Quijote
1868

An Frau Professor Dr. Schneider,

als Papiermitglied sind Sie zur Jahreshauptversammlung eingeladen. Die Arbeit der Arbeitsgemeinschaft wird bei der jährlichen Zusammenkunft in Symposien getan. Zu dem sind sie bestenfalls als Gast anwesend, weil eine ernsthafte Mitarbeit nur bei kontinuierlicher Beteiligung möglich ist. Da Sie 10 Jahre nach Ihrem letzten Auftritt ankündigen, dass Sie mal wieder muffig, übellaunig und naserümpfend die Diskussion zu zerrütten gedenken und vorweg schon mal die passende Einschüchterung und Drohgebärde aufgebaut haben, teile ich Ihnen mit, dass ich mich diesem Stunk nicht aussetzen werde. Auch bin ich gegen Stimmungsmache und Missionierung, da hilft nur Abwesenheit. Von mir aus können Sie den wahren Glauben anderen Heiden verkünden. Ich bleibe da lieber profaner Heide – kann sein, dass ich nicht in den Himmel komme – und lasse mir die gelassene Beobachtung, den Vergleich und die Nachdenklichkeit über die Bedeutungen weder verräuchern noch vermiesen. Ich werde also, sollten Sie beim Symposium auch nur anwesend sein, sofort den Versammlungsort verlassen, in Solingen etwas spazieren gehen und dann gemächlich und gelassen wieder nach Hause fahren.

K.H. Hülbusch

Liebe Kolleginnen / Kollegen der AG

*Ich schicke euch eine Kopie meiner Antwort an G. Schneider z.K. zu
Mit lieben Grüßen Kiwi*

Zwei Anmerkungen: eine kleine Exegese der fragmentierten (und gelegentlich unzutreffenden) Zitate sowie die Friedfertigkeit der Auslassungen gemäß BOKU-Ethik-Charta folgt, wenn ich meinen Symposiumsbeitrag fertig habe. Offenbar entgehen Leute, die keine e-mail-Adresse haben, den fulminanten Belehrungen, weil es in Österreich keine Post mehr gibt. Schwein gehabt, bis ein freundlicher Mensch eine Kopie schickte, damit auch der Schuldige etwas davon hat.

Mea culpa, mea culpa, maxima culpa

Jetzt hab ich in der Eile etwas vergessen. Damit wir nicht in irgendwelche Urheberrechtsstreite über die Verwendung des Labels ‚Subsistenz‘ geraten, mache ich noch einen Vorschlag, stattdessen den Titel, nicht das Thema zu ändern und H. Ahrendts ‚Arbeit‘ zu nehmen, weil der eine genaue Beschreibung des Tuns zulässt: ‚Von der Arbeit‘.

Ein kleines Kompendium mit Textauszügen aus ‚Vita activa‘ stelle ich bald zusammen.

K.H.H

Dekorative Profession(en)

Karl Heinrich Hülbusch

Zu denen zählen alle Tätigkeiten, die Dinge, Gegenstände, Beschäftigungen herstellen und anbieten, die unnötig sind und einen Gebrauchswert nur vortäuschen (s. b. K. Marx). Das ist in Zeiten, wo

„die Konsumkapazität nicht mehr ausreicht und der eher noch besser funktionieren würde, wenn wir uns entschließen könnten, die Welt der Gegenstände nicht nur zu verzehren, sondern zu vernichten“ (Arendt, H. 1958/2010: 323-324),

versteht H. Arendt schon 1958, fast alles, was zum Verbrauch vermarktet wird. Doch einige Tätigkeiten sind historisch bevorzugt, weil sie die Funktion haben – ohne es zu merken –, eine Enteignung der Gebrauchsmittel für das tägliche Leben schmackhaft zu machen, den Gebrauchswert nur mehr vorzutauschen und für die folgende Not eine Kompensation – wat Schönes und Philanthropisches – zu verheißen, als sozialer Akt, der ihnen das Attribut der Menschenfreundlichkeit zuspricht, wo's schlicht um Markt und Abhängigkeit, also Profit geht. Die Grünplanung und Landespflege, wie diese 'professionellen' Tätigkeiten, die heute mit vielerlei Spezialisten ausgestattet sind, genannt werden, sind neben Architekten und Stadtplanern, wohl die Postmodernen der 1. Stunde, die nach R. Schwarz (1953/1994) etwa auf das Jahr 1750, das von Marc-Antoine Lougier mit dem 'Manifest des Klassizismus' (1758/1989), in dem er die bodentiefen Fenster über den grünen Klee des vornehmen Geschmacks lobt, architekturideologisch 1758 ausgerufen wurde, datiert. Den Wirkungen dieser drei Professionen – Stadtplanung, Architektur, Grünplanung – auf die notwendigen Gelegenheiten für das tägliche Leben – Haus, Hof, Kommunaler Freiraum, das Private und das allen Gemeinsame begegnet H. Arendt (1958/2010: 87) so:

„In einer Welt von Eigentümern stehen immer noch die Welt und nicht die nackten Lebensnotwendigkeiten im Mittelpunkt menschlicher Pflege und Sorge“

Otto Ullrich (1979: 157) fasst das so:

„Die Reproduktion der unmittelbaren Lebensbasis ist für Menschen naturbedingt von zentraler Bedeutung, und somit auch die Abhängigkeiten in diesem Bereich. Es ist von fundamentalem Unterschied für die Betroffenen, ob diese Lebensbasis nur in Ungewißheit, Mühe, Furcht und im Kampf gegen andere gesichert werden kann oder in der befriedeten Sicherheit und Solidarität mit anderen Menschen“

Dass die 'Betroffenen' der 'unmittelbaren Lebensbasis', des 'Eigentums über einen Ort', wie H. Arendt beschreibt, 'Enteignete' (H. Arendt: 87 – 88) sind, ist bei O. Ullrich schon verloren gegangen und wird auf sozialstaatliche Kompensation verwiesen, auf 'Güte'. Die drei primär postmodernen Professionen, die nicht wie Handwerker arbeiten sondern herrschaftsorientierte Ideologie liefern – G. Schneider liefert (1989) dafür in der Figur des Dr. Faust und seiner Sonnen-

baulehre ein schönes Beispiel wie Mangel hergestellt und – im gleichen Atemzug – kompensiert wird, dem Scheine nach wieder aufgehoben wird. H. Arendt (das.: 95) nennt diese

„Güte aber, die, ihrer Verborgenheit überdrüssig, sich anmaßt, eine öffentliche Rolle zu spielen, ist nicht nur nicht mehr eigentlich gut, sie ist ausgesprochen korrupt, und zwar durchaus im Sinne ihrer eigenen Maßstäbe; sie kann daher im Öffentlichen nur einen korrumpierenden Einfluß haben, wo immer sie sich zeigt“

So ist das mit den Kompensationen für offensichtliches Unrecht. Käme ein Tischler auf die Idee einen halben Stuhl oder ein halbes Bett herzustellen, etwas Kaputtes oder ein Fragment oder gar Kunst? Architekten, Grünplaner, Stadtplaner halten das für ihren Auftrag. Zum Handwerk gehört die Kenntnis des Gebrauchs, die darin akkumulierte Erfahrung. In den primär postmodernen Professionen besteht der Verdienst darin, Dinge zu erfinden, die die Erfahrung des Gebrauchs unnötig machen sollen. Deshalb ist die Erfahrung, Kenntnis des Gebrauchs überflüssig und wird durch Schönheit kompensiert, dekoriert; der Anstrich soll überzeugen und wird flankiert mit philanthropischen Verheißungen. Von diesen ist z. B. eine der ältesten die Weissagung, dass der romantische Park, diese Werke von und für feinfühligke Egozentriker, 'demokratisch' sei. Wohl vergessend, dass sie – bis Pückler-Muskau – vor allem im Herkunftsland dieser Erfindung die Enteignung von Bauernland voraussetzten, aus Bauern städtisches Proletariat machten.

Mit der Macht zu kollaborieren erscheint eben leicht als Leichtfertigkeit denn als Kalkül und macht im ersten Moment die Anleihe bei Nietzsche überzeugend, was näher besehen eher Hilflosigkeit gegenüber der Ignoranz ist.

Das 'Bewusstsein von der zweiten Rolle' zieht Friedrich Nietzsche den Frauen an. Wie auch Th. Veblen (1899/1984), der die vergeudende Zurschau-Stellung von Reichtum durch

'demonstrativen Müßiggang',

'demonstrativen Konsum',

'Aufwand für die Lebenshaltung':

„Zudem 'verlangt' die Schicklichkeit von angesehenen Frauen, dass sie sich konsequenter von jedem Bemühen fernhalten und dass sie ihre Muße deutlicher zur Schau stellen als die Männer derselben sozialen Klasse“ (Veblen, Th. 1899/1984: 175)

Der Ausdruck des 'Bewusstsein von der zweiten Rolle' wird vornehmlich delegiert – man lässt 'demonstrieren' – und stellt keinen 'Sozialcharakter' her, wie G. Schneider (1989/1995: 95 ff.) nachzuweisen sucht. Und ich bin sicher – dafür gibt es viele Beispiele -, dass früher die Rolle von den meisten TrägerInnen gegenüber heute durchschaut wurde. Der im Kapitel 'Die Landespflege als Raumpflege' (G. Schneider: 101-106) in Anlehnung an das Nietzsche-Zitat (Nietzsche, F. 1885/1953: 88)

das Weib hätte nicht das Genie des Putzes, wenn es nicht den Instinkt der zweiten Rolle hätte“

angeführte Aphorismus lautet im Original:

„Die Grünplanung hätte nicht das Talent des Putzes, wenn sie nicht das Bewusstsein der zweiten Rolle hätte“,

ist um 1965 von StudentInnen in Hannover formuliert worden und stimmt ebenso nur für das äußerlich betrachtete Phänomen der Tätigkeit und kann nicht individual-psychologisch gedeutet werden. Und wäre, wenn überhaupt, wissenssoziologisch zu beschreiben und zu interpretieren, hier sozialökonomisch. Oder mit der Frage, die sozialpsychologisch ist: warum sind so viele Menschen bereit, dem Konsumangebot und der darin enthaltenen Konkurrenz sich anzupassen, also Herr und Knecht gleichzeitig zu spielen. Die Grünplanung und die Landschaftspflege sowie viele andere Metiers ebenfalls haben die Allüre, ihre Tätigkeit zur 'Unterstützung' und 'Bestätigung' der Allüre des Nichtstuns zu verkaufen. Gerne werden Schriften über die allgemeine Wohltätigkeit der Gartenkunst verfasst, die mit Ch. C. L. Hirschfeld (1779-80/1985) beginnen. Doch die 'physiokratische Verlandschaftlichung der Stadt' und die Einschränkung privater und kommunaler Verfügungsrechte, ist das Metier der Grünplanung und der Architektur, das die Aufhebung von 'Haus und Hof' (s. Arendt, H., Hülbusch, I.M., Kuchenbuch L., Böse-Vetter, H. et al.) geflissentlich übersehen macht. B. Klein (1993: 76-77) verdeutlicht die Änderung der kommunalen Verfassung:

„Es entsteht innerhalb der Stadt eine durch den englischen Landschaftsgarten verbundene despotische Gemeinschaft von Besitzer und Mieter, wie dies die Physiokratie zwischen Besitzer und Pächter fordert. Hierbei ist wichtig festzuhalten, daß nicht wie im Verhältnis Fabrikvilla/Arbeiterhäuser Hierarchien architektonisch fixiert werden, sondern sich Besitzer und Mieter eine Art Cour d'honneur leisten, der beiden offensteht. Um so interessanter ist, daß das vormals vernachlässigte Innenhofgebiet zum Kern der baulichen Anlage wird, in dem der amerikanische Kaufmann Hosten als Despot – nicht als Tyrann – herrscht und seine 'Pächter' und 'Teilpächter' an seiner Welt teilnehmen läßt. Da die Pächter und Teilpächter diese Despotie axiomatisch anerkennen, bleiben diese in der Rolle nur schauender, nicht aber besitzender Teilnahme“

„Wenn nämlich der Träger (eines Kleides / Anm.) nicht nur zeigen kann, daß er in der Lage ist, frei und unwirtschaftlich zu konsumieren, sondern auch, daß er (oder sie) es nicht nötig hat, sich sein Leben zu verdienen, so erhöht dies seinen gesellschaftlichen Wert ganz beträchtlich. Um diesen Zweck angemessen zu erfüllen, sollten unsere Kleider nicht nur teuer sein, sondern auch allen Beobachtern von vornherein klarmachen, daß wir nicht produktiv zu arbeiten brauchen“ (Veblen, Th. 1899/1984: 166).

Oder so viel Geld verdienen, dass wir so tun können. Denn, was wie eine Verkleidung erscheint, dient immer noch den Normen des 'gesellschaftlichen Prestiges'. Obwohl die Attitüde der eleganten Nutzlosigkeit, die heute selbstver-

ständig in Billigversionen industriell produziert wird – Extravaganz als Massenware –, in allen Gewerben, vor allem den Neuesten verbreitet ist, haben Architektur und Gartenarchitektur eine bahnbrechende Vorreiterrolle. Sind also die ersten Professionen, die sublim mit der Vermarktung paktierten und eine Enteignung der Arbeitsmittel durchsetzten, so dass die Arbeit nicht mehr selbst gemacht werden konnte, sondern in Form von Waren und später auch von Dienstleistungen eingekauft werden sollte bzw. musste. Wenn ein Gewerbe die dazu notwendigen Mittel und Gelegenheiten 'enteignet', wird der Markt und die Marktabhängigkeit vergrößert. Das Bruttosozialprodukt wird größer. Ebenso die Steuern, die der 'Subsistenz der Metropole' (s. Sombart, W. 1922/1992) dienen. D. h., es musste auf dem Markt der Berufstätigkeit mehr freie Arbeitskraft angeboten werden, damit die Geldmittel für den Einkauf erworben werden konnten – das weitere s. bei K. Marx -.

Zu lernen und gelernt zu haben.

Wenden wir uns zunächst einer Fähigkeit zur Arbeit, dem Wissen und Können von und über die Arbeit, dem Lernen zu. G. Herburger (1971) hat der Generation der Bürgerinitiativen typische Fabeln fürs Kinderbuch geschrieben:

„Liebe Hühner, ihr führt ein elendes Leben. Ihr glaubt, euch geht es gut, weil es ständig Futter gibt und es bei euch immer warm ist. Ihr habt keine Ahnung, wie schön es auf Wiesen ist, in Hinterhöfen, im Dreck, in sumpfigen Gräben. Man kann scharren und wühlen, Würmer aus der Erde ziehen und rennen. Ihr werdet ausgenützt. Merkt ihr denn nicht, daß man euch nur pausenlos füttert, damit ihr pausenlos Eier legt? Ihr seid keine Hühner mehr, ihr seid Eiermaschinen. Ich öffne jetzt alle Luken und Fenster. Fliegt hinaus vor die Stadt!“

„Was faselt diese Birne“, sagen die Hühner. „Eine Birne soll leuchten und still sein.“

Obwohl alle Luken und Fenster offenstanden, verläßt kein einziges Huhn die Fabrik. Birne überredet die Glühbirnen in den Lampen, sich auszuschalten. Als es dunkel wird, beginnen die Hühner derart zu flattern und zu gackern, daß Birne um ihr Leben fürchtet. Die Hühner sind Dunkelheit nicht gewohnt, sie bekommen Angst. Birne schaltet das Licht wieder ein und schließt die Fenster.

„Ihr seid dumm“, ruft sie. „Ihr könntet ein besseres Leben haben, aber ihr wollt nicht!“

„Wir wollen nicht, wir wollen nicht“, schreien die Hühner und lachen. „Wir schießen auf dein Leben, wir wollen Eier geben“, rufen sie.“ (Herburger, G. 1971 – Birne und die Hühner. In: Birne kann noch mehr: 39-42

Wie die Berichte über 'Wolfskinder' (s. z.B.: Malson, L. et al. 1964/1972) aus dem 18. und 19. Jahrhundert lehren, ist der Mensch zum Erwerb der wichtigsten Fertig- und Fähigkeiten auf Vorbild und soziales Verständnis angewiesen, auf die Sensibilisierung der 'Spiegelneuronen', wie die Neurologen das bezeichnen.

„Die Kinder wuchsen auf diese Weise“, - , 'wenn zur täglichen Tischgemeinschaft der Stand der Arbeit, der Fortgang der z.B. Feldarbeit und Fehlschläge, Ernteaus-

sichten u. a. besprochen und Aufgaben verteilt wurden' – „durch Hören, Sehen und Erleben in die Welt der Erwachsenen und ihre späteren Aufgaben hinein“ (Furtmayr-Schuh, A. 1993: 29)

„Der ländliche Esstisch war, soweit man die Geschichte des Alltagslebens überblicken kann, stets der Ort zur Weitergabe empirisch gewonnener Bildung,“ (Teuteberg, H.J. 1985, in: Furtmayr-Schuh: 29)

Wenn die Anlagen, die uns biologisch mitgegeben sind – selektiver oder adaptiver Herkunft (s. Barash, D. u. Lipton, Judith E. 2009/2010: 183) ausgebildet werden, kommen wir über die Zeit des Lernens zur Zeit des 'Entscheidens' (nach Pestalozzi) und verstehen,

„..., daß der Entscheidende Wissen (a) über die Situation besitzt, die nach einer Entscheidung verlangt, (b) über die verschiedenen Handlungsmöglichkeiten (Reaktionen) und (c) über die unmittelbaren und weiter in der Zukunft liegenden Konsequenzen jeder dieser Möglichkeiten (Ergebnisse). Wissen, das im Gedächtnis in Gestalt dispositioneller Repräsentationen vorliegt, kann dem Bewusstsein praktisch gleichzeitig in sprachlicher und nichtsprachlicher Form zugänglich gemacht werden.“ (Damasio, A. R. 1994/2012: 228).

Die Konditionen dazu hält unser Körper mit den 'somatischen Markern' bereit, die behalten, was wir lernen. Sowohl dieses Lernen wie das zugehörige Lehren sind vielleicht die wichtigsten und gerne übersehenen Arbeiten für das tägliche Leben, gehören zur Voraussetzung des täglichen Lebens.

„Doch die Akkumulation der somatisch markierten Reize endet erst mit dem Ende des Lebens, und deshalb darf man diesen Zuwachs wohl als einen Prozeß fortwährenden Lernens beschreiben“ (ders.: 246)

Was die Technokraten 'lebenslanges Lernen' nennen, ist dagegen genau umgekehrt nur der Ersatz einer Dressur (oder Zurichtung) durch eine andere, die u. a. als 'Kurzsichtigkeit für die Zukunft' auftritt, wie sie z. B. der hektische Lehr-Lernbetrieb und die 'Verzettelung der Verantwortung' herstellen. Wie ich zurzeit in den verschiedenen Krankenhäusern vorgeführt erhalte, wo die angebliche Rationalität nach apodiktischen Vorgaben alle Beteiligten zerrüttet, den Auftrag 'zu heilen' paralyisiert und die Kosten erhöht – also in die Irre führt.

Weitere Merkmale der Arbeit.

Mit H. Arendt geschrieben umfaßt im Gegensatz zum Herstellen 'Arbeit' alles 'zu dem das tägliche Leben nötig'. Ich will nicht die vielen Arbeiten aufzählen, die nötig sind, sondern die Ähnlichkeit der Merkmale – die 'synthetischen' Merkmale -. Die Arbeit zeitigt nie ein Produkt, das verkauft werden kann, weil die Arbeit in die Menschen eingeht, darin 'verschwindet' (s. Neusüß, Ch. 1983). D. h., damit ist kein Geld zu verdienen und es kann auch nicht gehandelt werden. Ich kann, außer, dass ich selber arbeite, sofern meine berufliche Tätigkeit – und es gibt wohl kaum Berufe, die davon ausgeschlossen werden können, – immer auch das Wohl des täglich Nötigen beachten. Das kostet mich nichts, ist

aber nicht extra zu verkaufen. Sofern meine Tätigkeit ein Werkzeug für die Arbeit herstellt, ist diese Einsicht keine Einschränkung, weil sie ohnehin im Berufsverständnis und im Verantwortungsethos untergebracht ist. Für Berufe, die nichts herstellen sondern wie die Arbeit selbst immateriell tätig sind, ist die Situation unsicher. Hierin spiegelt die Tatsache, dass Arbeit nicht zu verkaufen ist, also keinem Gelderwerb dienen kann, wieder. Oder, was alle abscheulich finden, wenn es geschieht, wir würden uns entschließen Kinder mit '18 zu verkaufen, statt während eines schönen Mairegens dem Kapitalisten billig vor die Füße zu fallen' (Neusüß, Chr. 1983). Diese Berufe aus der 'unverdinglichten Arbeit des Haushalts' sind hinsichtlich des Erwerbseinkommens vergleichsweise machtlos, wenn sie beim Leisten bleiben. Das gilt für die physische und extrem für die psychisch-emotionale Wohlfahrt der Liebe, des Wohlwollens, der Zuneigung, der Erziehung, des Trostes, der Trauer, der Kritik, der Geduld und Ungeduld des Lehrens, die heute billig auf das Verhältnis von Lobenden auf Gelobte im Wort 'wertgeschätzt' mit einem Etikett für die Ware, das Produkt gelabelt wird. Alle Arbeit ist unmittelbar mit Gefühl und Empfindung versehen. Wenn z. B. eine Schwester erzählend und freundlich oder streng verhandelnd der PatientIn den Arm tätschelt oder über den Rücken streicht ist das in der Anstrengung des Krankseins ermutigend, die Einsamkeit verkleinernd, Mutmachend, Nähe und Verständnis mitteilend. Gesten, die mehr bewirken als Pillen und Therapien, und eingetrichtert und stereotyp wie die Floskeln an der Kasse des Supermarkts nur Widerwillen erzeugen. Das Wohlwollen gehört zum Beruf und ist auch hier nur gültig, wenn es habituell zum Berufsethos gehört. Die 'kognitiven Prozesse' über die 'automatische Ebene' hinaus, müssen wir ebenfalls erlernen, was nur in 'sozialen Bezügen' gelingen kann und wie die Aktivierung oder Vervollständigung der 'somatischen Marker' zur Voraussetzung des Arbeitens, nötig ist. Ohne diese Fähigkeiten, zu denen auch die Verständigung mit anderen Menschen gehört, ist das Prinzip des täglichen Lebens, die möglichst unabhängige und in sozialer Kooperation gesicherte Arbeit für das Lebensnotwendige, der Vermarktung ausgesetzt.

Neben der 'angeborenen Disposition' der Gefühlsreaktionen

„auf einer automatischen Ebene adaptiv zu reagieren“ (Damasio, A.R. 1994/2012: 185)

können wir durch Erfahrung lernen:

„wenn Sie Ihre emotionalen Zustände empfinden, das heißt, sich ihrer Gefühle bewusst sind, so gewinnen Sie damit eine Flexibilität der Reaktionsfähigkeit, die auf der besonderen Geschichte ihrer Interaktionen mit der Umwelt beruht. (ders.: 185 – 186)

Daß Sie Ihre emotionalen Reaktionen 'empfinden' können, hat aber noch weitere Vorteile. Beispielsweise können Sie ihr Wissen verallgemeinern und (vorausdenkend und vorhersagend / Anm.) entscheiden, allem, was wie x aussieht, mit Vorsicht zu begegnen (ders.: 185).

Oder auch abwartend, wohlwollend, begeistert.

Mittel für die Praxis.

Nach K. Marx nennt K.A. Wittfogel (1932/1970: 473ff u. 593ff) neben den 'naturbürtigen Produktionshilfsmitteln' die 'gesellschaftlichen Produktivkräfte', zu denen die Arbeitskraft i.e.S. und die Kenntnisse und Fertigkeiten i.w.S. gehören. Für das tägliche Leben, alle erforderliche Arbeit zur Erhaltung unseres individuellen, familialen und kommunalen Lebens, einem Grundpfeiler unserer menschlichen Existenz, sind Wissen, Fähig- und Fertigkeiten – also auch die sozialen Verhaltensweisen keine Produktivkraft. Wenn die sozialen Fähigkeiten in eine Produktivkraft – genannt: soziale Kompetenz – verwandelt werden, sind sie so verlogen wie die 'freundliche' Begrüßung der KäuferIn im Gegensatz zum Kunden, den es nicht mehr gibt. Die ältere Generation fällt noch auf die Geste rein. Die jüngeren Menschen nehmen das als unnötigen Firlefanz und benehmen sich auch außerhalb der Geschäftsbeziehungen geschäftsmäßig. Produktivkraft sind wir in den Augen von Leuten, die nach menschlicher Produktivkraft Ausschau halten und ihnen, wie Chr. Neusüss so schön ironisch erzählt, 'während eines schönen Mairegens vor die Füße fallen' Eine Werbefloskel wie 'Trauer-Arbeit' ist absurd, wenn diese im landläufigen, Marxschen Arbeitsbegriff verwendet und nicht nach H. Arendt in Arbeit und Tätigkeit oder Herstellen für die Warenproduktion unterschieden wird. Gemeinhin trauern wir und – eher noch – werden von der Trauer über einen Verlust ergriffen. Trauern wird niemand in der Kombination mit 'Arbeit' betrachten, die auf das Herstellen von Dingen, in der Regel gegen eine Entlohnung, bezogen ist. Wie bei vielen anderen Arbeiten des Alltagslebens wird der Begriff Arbeit dann eingeführt, wenn professionelle Funktionäre sich darüber her und eine Ware daraus machen. Bei der 'Sozialarbeit' wird genauso die Enteignung im zugehörigen Geschäft der Begriff, das Verständnis der Arbeit vereinnahmt. Die Mimikri wird erst durch H. Arendts Unterscheidung zwischen Arbeiten und Herstellen offenbar. Und deutlich wird dabei, dass ein geringes Ansehen für diese 'Arbeiten', weil sie aus dem Haushalt entnommen sind, zu Wichtigtuerei – Trauer-Arbeit, Liebes-, Beziehungs- u. a. Arbeit – und 'künstlerischen Experimenten' animiert, das 'Spaß auf Knopfdruck' (heute in der Werbung zu lesen) verspricht:

„oder die Not der Armut, wenn an, oder die Not des Reichtums, wenn der Körper sich nicht mehr erschöpft und daher an die Stelle der Erholung die bare Langeweile, an die Stelle der Fruchtbarkeit die Sterilität der Impotenz tritt“ (Arendt, H. 1958/2010: 127)

Trotzdem ist die Aufmöbelung der Arbeit unnötig, was bei sinngemäßer Verwendung in Begriffen wie Lust-Arbeit oder Freude-Arbeit kenntlich wird. Außer, das 'soziale Gut soll in eine Ware verwandelt' (Walzer, M. 1983/2006: 183) werden. Und so ist die Trauer-Arbeit ja projiziert: Expertenabhängig. Für einige Verrichtungen der Arbeit sind sowohl Arbeitsmittel (i.w.S. Werkzeuge) wie An-

teile an den sogen. 'freien Gütern' – Luft, Boden, Wasser – erforderlich, die spätestens mit dem Auftritt der Physiokratie im 18. Jahrhundert ungehemmt von den Warenproduzenten in Anspruch genommen werden und 'die Gerechtigkeit der Verfügung' für die tägliche Arbeit nicht nur in Frage stellen sondern mit Hilfe politisch privilegierter Instanzen und ihrer professionellen Helfershelfer aktiv enteignen. Das 'tägliche Leben' hat dagegen keine Macht – die würde nur neuerliche Experten-Professionen erzeugen, denen das 'tägliche Leben' viel zu kompliziert ist. Im 'täglichen Leben' ist es ohnehin schon mühsam genug sich der funktionalistischen Machtgelüste der Experten zu erwehren. Das kennen z.B. alle Eltern.

Die Arbeit benötigt zu ihrer Verrichtung Dinge der äußeren Welt, die Ernten für den Verzehr möglich machen oder zum Schutz gegen die Unbilden des Wetters wie zum Schutz der 'biologischen Bedürftigkeit' (Portmann, A., Gehlen, A.) hilfreich sind. Dies ist – nach H. Arendt – dem Verzehr der Dinge gleich, da zum Schutz des physischen Lebens die Dinge zwar nicht verzehrt aber verbraucht werden. Die 'freien Güter' in der ökonomischen Theorie von den 'Gratisnaturproduktivkräften' (K.A. Wittfogel 1932/33) stellen die Mittel für die Be-Arbeitung bereit, die zum privaten Eigentum, das allen zugestanden wird, bis zur Neuzeit (s. H. Arendt) gesellschaftlich geschützt war:

„Nur führte diese Sorgfalt nicht dazu, die spezifisch privaten Betätigungen, also das, was innerhalb des Privatbereichs selbst vor sich ging, direkt zu schützen; sie galt vielmehr den Grenzlinien, welche ein Stück Eigentum von dem Eigentum der Anderen wie von der allen gemeinsamen Welt abtrennen“ (Arendt, H. 1958/2010: 87)

Die 'allen gemeinsame Welt' ist die Allmende, in und auf der in Vereinbarung, Regeln, Konventionen solidarisch für die Mittel des Lebens gearbeitet wurde, die Menschen als soziale Wesen sich organisieren, als Kommune, die das Private trägt und schützt bis das Eigentum enteignet und in akkumulierten Besitz verwandelt wird, so dass

„Die Reproduktion der unmittelbaren Lebensbasis nur in Ungewissheit, Mühe, Furcht und im Kampf gegen andere gesichert werden kann“ (Ullrich, O. 1979: 157)

Ebenfalls werden die 'freien Güter' der Allmende enteignet und monopolisiert, sowohl die naturbürtigen, die kulturbürtigen und die sozialen. So wie z. B. die modernistische Didaktik das Prinzip der Bedrohung in jede Zurichtungsstunde – Unterricht kann man das ja nicht nennen – trägt und dafür sorgt, dass die Konkurrenz um die beste Anpassung gültig ist, weil sich die Lehrer-Innen dem Markt überliefert haben,

„auf der Welle der Moden und des Zeitgeistes (surfen) und ständig Opfer von Suggestionen und Verheißungen (sind)“ (Maaz, H.-J. 2014/2015: 12)

weil im Gegensatz dazu nur

„die Autorität des Lehrers (...) für die Gleichheit der Schüler eine notwendige Voraussetzung (ist). Die Lehrer sind die Hüter des Schulgeheges, sie wachen über die Abgeschlossenheit nach außen“ (Walzer, M. 1983/2006: 298)

und spielen nicht dauernd, zu ihrer Entlastung, mit dem 'dritten Mann' (s. AutorInnenkollektiv 1997/NB.Ks.Schule 48: 17-67).

'Bewusstsein von der zweiten Rolle'.

Es gibt eine Menge, vielleicht auch alle – bis auf die technische Manipulation des Virtuellen – Tätigkeiten – beruflich und/oder professionell –, die 'Arbeit' aus dem Haushalt, dem Ort des Eigentums und des täglichen Lebens, zu ihrem Metier gemacht haben oder delegiert erhielten. Diese Tätigkeiten tragen einerseits den Ruf der Subalternität des Haushaltens, von ihnen propagiert wurde: 'die machen ja eigentlich nichts' und 'das kann doch jede/r' und gleichzeitig von genau diesem proklamierten Minderwertigkeitskomplex 'infiziert' sind. Oder wie Aslan, E. (2016: 47) das formuliert:

„Man definiert sich selbst durch die Abwertung der anderen, es wird nicht das Zusammenleben, sondern die Isolation begünstigt“

bzw.: wir sind die Experten und ihr habt keine Ahnung.

Ich behaupte, dass mit dieser 'Infektion' die professionelle Attitüde der ExpertIn, die möglichst spitzfindige Problem- = Antwortbeschreibung auf nicht gestellte Fragen erfunden wurde (s. 'Hallo, lieber Gott, hier spricht Anna') und deshalb nicht aus der Erfahrung in den Dingen Erfahrungen nachvollziehen und lernen kann. In Reinschrift: Entwerfer (Grünplaner, Gartenarchitekten, Landschaftsarchitekten, Naturschützer Biotopisten u. a.) halten die Freiraum- und Landschaftsplanung (nicht die Landespflge) für eine unerhebliche Einsicht, weil die Menschen sie ohnehin haben und daran nichts Extra, überraschend Ungewöhnliches ist. Wie bei W. Nohl, der für den Elefanten eine wahre Überraschung erfindet. Freiraumplanung ist da wie Haushalten – und das kann doch jede/r. Auch das ein Merkmal der Arbeit. Nicht nur, dass jede/r das kann, sondern weil jede/r es für seine individuelle, private und kommunale Fassung braucht. Und es ist für alle sparsamer. Auch dies ein Merkmal der Großzügigkeit der Arbeit –

„Der lebendige Organismus ist nicht erschöpft, wenn er für seine eigene 'Reproduktion' gesorgt hat, und der natürlichste Überschuss seiner Kraft zeigt sich darin, daß er sich vermehren und vervielfältigen kann. Marx konnte die Arbeitskraft entdecken, weil er den Naturalismus nicht scheute, und er entdeckte in ihr die spezifisch menschliche Form der Lebenskraft, die gleich der Natur immer mehr schafft und erzeugt als unmittelbar in ihrem Haushalt gebraucht wird“ (Arendt, H. 1958/2010: 127-128)

und dies, um zu sparen, wenn es sein muss, und gleichzeitig den Freiraum der Entscheidungen offen zu haben (s. Hülbusch, I.M. 1978). Nicht, wie diese duseligen Verwaltungen, die zuerst die Mittel verplempern und dann 'das Schick-

sal anklagen' (Alain 1924/1994:88). Experten sind legitimiert mit ungewöhnlichen, unerwarteten Lösungen und Ausführungen. Diese Extravaganz kostet, weil dazu ebenso exquisites Material wie Techniken erforderlich sind. Da die ExpertIn unter Konkurrenzdruck agiert, werden möglichst hohe Herstellungskosten ein Ausweis für die Qualität der Expertise und gleichzeitig ein Dokument für die großzügige Vergeudung treuhänderisch zu verwaltender Mittel und – damit – Sinn für die Stadt als UnternehmerIn. Und die 'Akteure' – so nennt man jetzt solche Leute – können sich zum Zeitgeist rechnen und in entsprechenden Lokationen verkehren. Der Gedanke einer sparsamen und soliden Ausführung für das Gemeingut wird ersetzt von der Werbung für Freizeitunternehmer, Touristen, Bewerbungen um Förderungen und Ansiedlungen. Die Einwohner und ihre Tätigkeiten sind bestenfalls als Ausstellungsstücke geeignet und werden bei der Werbung zum lebenden Inventar verrechnet. Die Einwohner werden, so weit es geht, zu Vorzeigestücken missbraucht.

„die vielbeklagte Entwertung der Werte,, fängt damit an, daß man alles zu Werten bzw. zu Waren macht.....“ (Arendt, H. 1958/2010: 199)

Professionen aus dem Haushalt.

Es gibt Gewerke, die weder aus dem Haushalt herkommen noch diesem dienlich sind.

„Die neuzeitliche Intellektuellen-Klasse, deren unsere Gesellschaft immer weniger entraten kann und sie daher in steigender Quantität produziert, hat so wenig wie ihre römischen Vorgänger etwas mit den Berufen des Hand-Werks gemein; sie arbeitet – und stellt nicht her - , Diese arbeitenden Intellektuellen gleichen in der Tat noch am ehesten jenem 'Hausgesinde',, obwohl ihre Funktion nicht in der Erhaltung des Lebensprozesses und seiner Reproduktion besteht, sondern in der Aufrechterhaltung der zahllosen bürokratischen Riesenapparaturen, welche die moderne Gesellschaft bedienen und beherrschen. Denn ihre Produkte und Dienstleistungen werden wahrlich nicht weniger schnell und erbarmungslos konsumiert als die anderen Konsumgüter, die dem reißenden Verzehr des biologischen Lebensprozesses unaufhörlich zugeführt werden müssen.“ (Arendt, H. 1958/2010: 110)

Ist doch beeindruckend, wenn H. Arendt schon 1958 der Soft- und Hardware-Klasse einen Platz zuweist, der nichts herstellt und deshalb der Arbeit zuzurechnen ist, obwohl diese nicht dem Haushalt dient. Dagegen stellen dem Handwerk entwachsene 'Künstler' etwas her, dass dem Schein nach dem Haushalt dient, in Wahrheit eine Enteignung durch den Ersatz darstellt: also die Mimikri des Gebrauchswertes. Anders die Berufe, die Arbeitsmittel und Werkzeuge für den Haushalt herstellen, also aus dem Haushalt herkommen. Eine Lehne aus dem Haushalt kann Waren herstellen: Essen, Kleidung, Körperpflege (insbes. Haare) u. a.. Die andere Lehne übernimmt zunächst in Delegation die Erziehung bzw. Unterrichtung, inzwischen das Zurichten (statt des Lehrens)

u. a. wie Gesundheit, Pflege. Gegenüber dem Haushalten und dem Arbeiten sind die aus dem Haushalt abgeleiteten Metiers darauf aus, den Haushalt und die Arbeit herabzusetzen und durch sogen. Dienstleistungen zu substituieren, also zu vermarkten und dem technischen Verstand der Experten den Vorteil zuzuschancen: das kann und will wirklich nicht jede/r, so dass, wie Grüne und SPD überzeugt sind, Mensaessen und Kindergarten die idealen Aufzuchtorte für Kinder sind. Sie wünschen – unbewußt zur Befriedigung ihres Werkinstinktes (s. H.Arendt: 87) – die Einrichtung einer auffälligen und in Umsatzzahlen zu rechnenden Verwaltung, die wie ein Gegenstand wirkt: gemacht und hergestellt. Leute, die in Bruttosozialprodukt rechnen und stolz auf den Zuwachs des Dienstleistungssektors schauen, schwärmen von der 'radikalen Laissez-faire-Wirtschaft':

„Eine radikale Laissez-faire-Wirtschaft gliche, indem sie in jede andere Sphäre eindringe und jeden Verteilungsprozeß dominierte, einem totalitären Regime. Jedes soziale Gut würde von ihr in eine Ware verwandelt“ (Walzer, M. 1983/2006: 183).

Die 'Dienstleistungsgesellschaft', auf die viele so stolz sind, ist das Indiz der Enteignung des Haushalts durch den Markt. Diese Enteignung wird mit offensiver Verweigerung der Arbeitsmittel – insbesondere durch Planungs-, Bau-, Infrastrukturpolitik, Zentralisierung möglichst aller Einrichtungen sowie deren anschließender 'Privatisierung', also die Vermarktung von Einrichtungen der öffentlichen Wohlfahrt einerseits und durch imperialistische (suggestive) Verhaltenssteuerung des Konsums und demonstrativer Aufwandsstile dessen – zutreffend für die Leistungsgesellschaft -, was man sich leisten kann, um frei nach Th. Veblen zu zeigen, das man die 'Arbeit' nicht selber tun muss, sondern kaufen kann. Eine komplizierte psychologische Transaktion, die mit dem Wunschtraum – dolce far niente – des 'süßen Nichtstuns' wirbt und verführerisch enteignet, das hat der Kapitalismus dem Sozialismus voraus. Und dabei ganz nebenher nicht nur die Mittel zur Arbeit wertlos erscheinen lässt sondern auch die Fähigkeit zum Gebrauch derselben vergessen macht. Hier spielen z. B. die soziale und praktische Unfähigkeit, den Kindern vor der Schule ein Frühstück zu machen und die politische Eile der Kompensation mit natürlich gesundheitsbewusstem Mensaersatz wunderbar zusammen. Die einen sind sicher, dass sie dafür nicht zuständig, zu fein sind und die anderen bereiten dem Markt und dem Ökologischen den roten Teppich im Bewusstsein des Sozialarbeiters, der die Mängel der Versorgung verwaltet und Entwicklungshelfer spielt (E. Mandel). Ist doch nicht gerade amüsant, wenn die Schulspeisung aus realer Armut in der Nachkriegszeit heute als Fortschritt der Ökologie und Gesundheit gefeiert wird. Oder dass 'street-food' ein wachsender Markt ist für Leute, die offenbar ständig auf der Flucht sind.

‘Immaterielle Arbeit’

Arbeit ohne Produkt wird beim Kinder hüten, lehren, ausbilden, in der Pflege (i.w.S.) behinderter Menschen - Kleinkinder, Kranker, mancher alten Menschen – beim Bedienen – der Verteilung, dem Verkauf von Konsumwaren aus dem Haushalt übernommen und in eine bezahlte Tätigkeit verwandelt. Alle diese Tätigkeiten sind – selbst bei besserer Bezahlung – nicht besonders angesehen und vom Minderwertigkeitsgefühl, das dem Haushalt angekreidet wird, befallen. Kinder groß zu ziehen, alt zu sein, Kranke und Alte häuslich zu pflegen, damit sie nicht in den Anstalten dafür verkommen, macht Arbeit und Mühe, hat seine freundlichen und zufriedenen Seiten und ist ab- wie unabsehbar Tag für Tag zu tun (s. Arendt, H., Hülbusch, I. M., Duras, M., Neusüß, Chr. u.v.a.) und kann offenbar auch überzeugt und selbstbewusst getan werden. Die o. g. Autorinnen (u.v.a.) zeichnen Gelegenheiten, aber auch die Einschränkungen und Erschwernisse ihrer Arbeit, die durch den ‘Arbeitsplatz’ erfolgen kann, selbstsicher nach. Diese ‘Gelegenheiten’ für die Arbeit, die für die gewerblichen Tätigkeiten akribisch erforscht werden, haben für das tägliche Leben nur den industrialisierten Funktionalismus sauberer Ästhetik hervorgebracht. Und hinzugefügt den Städtebau der doppelten Profitmaximierung durch Ausstattungperfektion (= Bau- und Betriebskosten) und Minimierung der Gebrauchstüchtigkeit. Die politökonomische Kritik am Haushalt, in der Despotie des Wiener Einküchenhauses oder der ‘französischen Utopisten’, mit merkantilistischem Siedlungsbau (C.-N. Ledoux, s. b. Klein, B. 1993: 71ff) enthalten, ist unerkant auf die Einteignung und Vermarktung aus, dem jeder Haushalt mit Kindern – außer dem Geldadel – schon aus ökonomischen, wenn nicht aus sozialen Beweggründen widersprechen muss. Jedenfalls hat das Gerede die Hausarbeit, die Menschen für sich tun, ganz im Sinne der Vermarktung, weiter in Misskredit gebracht und die Anerkennung der gewerblichen Beschäftigung maßgeblich befördert. Diese Tätigkeiten beschäftigen ein Heer ‘billig’ entlohnter Menschen, denen das Gefühl vermittelt wird, dass der Einsatz ‘moderner’ Techniken und Maschinen vom Super-X-Gerät bis zum Computer und Roboter ihr Ansehen befördern würde. Tätigkeiten, die unter dem Terminus ‘Beziehungs-Arbeit’ – so dreist und dumm wie ‘Trauer-Arbeit’ – gehandelt werden – sind in der karitativen und diakonischen Betreuung ‘zu Hause’, wurden dann vom Staat übernommen und von diesem dann nach einiger Zeit der staatlich subventionierten – mit umgeleiteten Steuern – Privatwirtschaft übereignet. Die Versuche durch Akademisierung und Leitungspöstchen – von GeschäftsführerInnen bis PflegedienstleiterInnen – hat die ‘Kompetenz’ der Tätigkeit zwar verzettelt, nicht aber die Tätigkeiten und erst recht nicht Ansehen und Bezahlung solider gemacht. Wohl aber vermarktet.

Herstellende Tätigkeiten.

Gegenüber Pflegen, Hüten, Lehren, Bedienen, Aufräumen sind die herstellenden Tätigkeiten aus dem Fundus des Haushalts besser angesehen und bezahlt. Auffällig sind hier die Künstlerköpfe, die Garanten für immer neue Moden und gleichzeitig die Gallionsfiguren für die industrielle Produktion dieser modischen Varianten, sind. Die Selbstversorgung bei der Bereitung der Waren für den Verbrauch und Verzehr ist dagegen notwendig wiederholend und routiniert, was weder langweilig noch geschmacklos ist, weil viele Variationen enthalten sind, dazugehören. Denn die Lust an der Überraschung und Sensation ist kleiner als der Markt wünscht und deshalb die Botschaft der 'feinen Leute', 'die Konkurrenz des demonstrativen Konsums', zum Ködern benutzt: 'wir, alles feine Leute'. Auch W. Nohls (1973) 'Bedürfnis nach Abwechslung' spielt mit diesem Kitzel. Beispiele dafür sind die ständige Vergrößerung des Gastronomiegewerbes, des fast-food-Marktes und der Fertignahrung von normal, spezial, vegetarisch und besonders vegan, die über Mensa- und Kantine-nessen zusätzlich mit 'feinem' Softgeschmack für die nivellierte Zunge unterstützt wird.

Wenn die Dinge nur für den Verbrauch vor Ort zugerichtet und 'verzehrt' werden, verfügen die Tätigkeiten über einen höheren Nimbus, der mit dem werbewirksamen Auftritt von Künstlern des Metiers erzeugt wird: Kochen, Schneiden, Gärtnern, Einrichten, Bauen u. a.. Hinter den KünstlerInnen, die den Nimbus mit Hilfe der Journalisten und Werbung produzieren, steht ein Heer wieder schlecht bis billigst entlohnter Hilfstruppen, die nicht in Erscheinung treten und in irgendwelchen dunklen Verliesen tätig sind, zur Verfügung. Diese Tätigkeit ist tatsächlich unsichtbar. Dagegen ist Arbeit tendenziell immer unsichtbar, weil sie in uns als Gelerntes oder Verzehrtes 'verschwindet'. Lehrer und ProfessorInnen sind so ein Fall, dem es fürs Selbstverständnis schwer fällt, diese Unsichtbarkeit emotional zu verkraften. Was, wenn sie dafür kein Verfahren zur Substituierung finden, mit Aktivismus oder Markttätigkeit kompensiert wird. Wir wollen von der Arbeit leben aber damit kein Geld verdienen. Zum gerne zitierten Paradebeispiel für die 'Subsistenz' – weniger hochtrabend: die Selbstversorgung außerhalb des Markts - hatten die Bauern noch in den 60iger Jahren einen ironischen Kommentar im Verhältnis zum Markt parat. Zu Zeiten, da das sogen. 'Milchgeld', übers Jahr eine monatliche Einnahme garantierte, mit der laufende Ausgaben beglichen werden konnten, hieß es gegenüber Gästen, die sich wunderten, dass die Bäuerin oder der Bauer keine Milch in den Kaffee taten, gerne: 'die Milch ist zu teuer, die verkaufen wir' Nie habe ich, außer der zwin-kernden Ironie, sonst eine Aufrechnung der Arbeit und des Verzehrs aus den Ernten gehört. Erst Ende der 60iger Jahre wurde z. B. die Hausschlachtung abgerechnet gegen die Billigkeit der Fleischeinkäufe im Supermarkt. Allerdings waren es dann Landwirte oder Farmer und am Mittagstisch saßen statt 6, 7, 8 Leuten nur noch 2 oder 3 und es gab häufiger Fastfood aus der großen

Eiskiste.

Die Aufrechnung, was 'billiger' ist, verliert der Haushalt gegen den Markt, wenn die Zeit teuer verkauft werden kann. Und wer, bitteschön, macht dann die schlecht bezahlten Tätigkeiten, damit die Rechnung stimmt?, damit ich, was ich selber teurer verkaufe, billiger eingekauft kriege? In den Rechnungen hat der Markt der 'Arbeit' ideologisch den Schneid abgekauft und dem 'Imperialismus des Markts' (Walzer, M. 1983/1992) einverleibt.

Das Geschäft aus dem Haushalt.

Wie der VW die Geschwindigkeit der Reise, das Privileg der 'feinen Leute' profan und mit unendlich vielen Pferdestärken ansehnlich gemacht und einen zwiespältigen Vorteil (abgesehen von Straßen, Lärm, Immissionen) erbracht hat, versprechen alle diese Geschäfte, dass sie besser, exklusiver und billiger sind. Das ist für die Produzenten der Konsumwaren und deren Künstlerpropagandisten umsatzfördernd notwendig. D. h.: keiner von denen kann Kritik üben oder ertragen. So wird Einsicht ersetzt von projektiven Entwürfen zur Verbesserung fiktiver Mängel, die kostspielig 'behooben' werden:

„In allen öffentlichen Anlagen wird nämlich in sehr geschickter Weise das Kostspielige mit der Vorspiegelung des Einfachen und Tauglichen verbunden“ (Veblen, Th. 1899/1989: 136).

Schlaumeier, die den Kenntnissen und Erfahrungen aus dem Haushalt scheinbar das Wort reden, sind daran zu erkennen, dass sie die alten Namen auf neue Entwürfe kleben. Und vor allen Dingen die alte Rezeptbuch-Vokabel: man nehme! nicht ersetzen durch die Haushaltsform: ich habe! Wär auch schön doof fürs Geschäft.

Beruf oder Profession.

Die Künstler-Geschäfte werden von gerade modischen Experten angeführt, die mit den Vorgängern nichts gemein haben.

„Sein Nutzen besteht hauptsächlich in seiner vorzüglichen Eignung für den Wettbewerb; wenn nämlich das eigene Pferd das des Nachbarn überholt, so befriedigt dies die aggressiven Triebe und Herrschgelüste des Besitzers in hohem Maße“ (Veblen, Th. 1899/1984: 143)

Wo lassen sie entwerfen, kochen, schneidern? –Daniel Libeskind, Herzog & de Meuron? etc., etc. Der 'demonstrative Konsum', 'die ehrenvolle Vergeudung' sind Voraussetzung der Moden, von denen

„keine der Prüfung durch die Zeit standhält“ (ders.: 173)

Das wäre auch widersprüchlich, da die Mode von der Neuheit, der Überraschung, dem Staunen begleitet sein will, damit das Prestige dafür sorgt, diese Mittel und Dinge besitzen zu wollen. Entwerfer, heute unter dem Etikett 'Kreative' hochgejubelt bis zum 'Bundesinstitut für Kreativität', legen Wert darauf, erfahrungs- und kenntnislos Bekanntes neu zu erdenken – oder, wie eine modi-

sche Floskel das nennt 'sich neu zu erfinden'. Manchen Entwerfern ist noch die Herkunft des Metiers aus Haushalt und Handwerk bekannt. Das hindert sie nicht, den Haushalt und die Arbeit zu bevormunden und zu okkupieren. Normierungen des Verkaufs- und Kaufverhaltens werden sublim sowohl durch Werbung ohne Produkt (BMI z. B.) und durch das Angebot mit überzeugenden Illustrationen durchgesetzt, wie Slavenka Drakulic (2006: 50-54) unter dem Titel 'Schlachtfeld Frauenkörper' berichtet:

„Aber, wenn man für das Schönsein ein bisschen leiden muß, na ja, dann ist das schon okay. Schließlich scheint der Gewinn größer zu sein als der Verlust. Jedenfalls solange, bis die Illusion zerschlagen wird – von den Statistiken. Der Mechanismus, mit dem das 'Problem' der Körperschau überhaupt erst kriert wird, und mit dem die daraus resultierende Frustration der Frauen ausgenutzt wird, ist pervers aber altbekannt“ (dies.: 53).

Das gilt rundum: für das Essen und den Aufwandstil, fürs Reisen, fürs Bauen und Wohnen, für Computer- u. a. Technik, für Bauten der Verwaltung und Grünflächen u. u. u. Der Gesundheitsmarkt, die niedlichen Industriehallen mit Foltergeräten für den Schönling, die Sportmoden inkl. Überwachungsgeräten der Körperfunktionen sind dasselbe Geschäft auf der Basis der 'Theorie der feinen Leute', die wir wohl alle sein wollen und zu denen wir uns allenthalben, 'weil der Gewinn größer zu sein scheint'-, drängeln lassen. Die lineare und mechanische Betrachtung stellt Dinge her, die nur eine Verwendung zulassen, die aus der Kontinuität und Vielschichtigkeit des Alltags und der Arbeit herausgelöst, also unbrauchbar, dem Konsum jedoch nützlich sind, wie z. B. mit lauter Spezialitäten in den Gewürzregalen vieler Küchen schön zu erkennen ist. Klassische Berufe, die Arbeitsmittel für den Haushalt herstellen, sind dagegen berufen auf die Vereinbarung über die Arbeitsmittel zwischen Haushalt und Herstellern, also Handwerkern, die neben der beruflichen Tradition des Handwerkswissens ebenso den Gebrauch für die Arbeit kennen und verstehen.

Alains Kurzfassung dazu

'Auch eine schöne Tür ist zuerst eine Tür'

hat A. Loos (1929/1962: 440) im Nachruf für den Sattler Josef Veillich drastischer formuliert:

„Lieber Herr professor, wenn ich so wenig vom pferd, vom reiten, von der arbeit und vom leder hätte wie sie, hätte ich auch ihre phantasie“

Das kann der HandwerkerIn – also Veillich hier – nicht passieren, weil der Beruf mit erfahrungsgemäßen 'Prinzipien' und 'Regeln' versehen ist, so

„daß wir weder ein Bett herstellen können, ohne uns vorher irgendwie ein Bett vorzustellen, d. h. ohne die 'Idee' eines Bettes vor Augen zu haben, noch uns ein Bett vorstellen können, ohne uns an ein bestimmtes Bett zu halten“ (Arendt, H. 1958/2010: 167).

Berufe, die Verbrauchsmittel für den Verzehr oder Hilfsmittel von geringer Haltbarkeit 'herstellen', sind näher am Haushalt und gleichzeitig weiter weg, weil die entscheidende Arbeit im Haushalt getan wird. Daraus ein industrialisiertes Gewerbe zu machen, setzt neben der Rekrutierung billig entlohnter, also arbeitslos gemachter Arbeitskraft, effektive Maschinen und die Verfügbarkeit großer Mengen gleichartiger 'Rohstoffe' für die Verarbeitung – also u.a. eine industrialisierte Agrarproduktion – voraus. Dazu gehören noch die Transport- und Lagerhaltung sowie die Haltbarkeit und Konservierung. KünstlerInnen sind in dem Theater Werbefiguren für ein Kunst-Gewerbe. Ziel ist die Okkupation und Bevormundung des Haushalts über die Propaganda von z. B. extragesundem und extravagantem – wenn auch nivelliertem Einheitsgeschmack und - besonders werbewirksam – großer Haltbarkeit, Allzeit-Verfügbarkeit und – Tusch: äußerst wenig 'Arbeit'. Vergleichbar ist die Vielfalt – ein beliebtes Modewort für Kunst und Natur – mit der nivellierten Kleidung samt Diät- und Kosmetik- sowie Fitness- und Gesundheitsindustrie für die Bevormundung und Manipulation unseres 'Körperbewußtseins'. Überall stehen so Industriehallen herum, die mit Bewegungsmaschinen bestückt sind. Neben den ModekünstlerInnen sind wie beim Kochen die Künstler meist Männer. Für Fragen der Körperanpassung treten noch Expertinnen auf die Bühne (Drakulic Slavenka 2006), die für die Wirksamkeit der Produkte garantieren. Denn die Formel: besser, billiger und 'arbeitslos' dient der Aufhebung des Könnens, Wissens, der Selbstbewusstheit und der Erfahrung – also der Zerstörung des Haushalts und der Arbeitsfähigkeit, eine subtil versteckte Enteignung:

„und immer größere Profite – und das ist natürlich der wahre Kern hinter dem Spiel mit dem weiblichen Körper“ (Drakulic 2006: 53)

und allen anderen Moden – dem Kochen von Extravagant bis Vegan, dem Energieverbrauch und deren Erzeugung sowie des 'Wertstoff'-Abfalls, der Gesundheit vom Angebot bis zur Erzeugung der Nahrung, vom 'harten' bis zum soften Reisen. Von den Produzenten, den Werbern, den Verkäufern wird weis gemacht, dass wir zum kleinen Preis kaufen können, was wir selbst nicht können. Den vielen vergangenen Berufen ist das vergessene Wissen und Können des Haushaltens, das ungleich größer war, hinzuzuzählen, was von vielen Frauen bis in die 1970iger Jahre selbstbewusst als Fähig- und Fertigkeit aufgezählt und betont wurde (Literatur s. z.B. bei I. M. Hülbusch). Dazu gehören auch die Forschungen von VolkskundlerInnen, die heute vornehm als 'europäische Ethnologen' bezeichnet werden, wie H. Bausinger, I. Weber-Kellermann u.a..

Das Gerede von der Hausfrauisierung hat der Vermarktung in die Hände gespielt. Also genau dem gedient, was es kritisieren wollte: der Aufwartefrau, die nur aufwärmt, aufischt, abwäscht, aufräumt:

„ ...; die Ausdauer, deren es bedarf, um jeden Tag von neuem aufzuräumen, was der gestrige Tag in Unordnung gebracht hat, ist nicht Mut, und es ist nicht Gefahr, was die Anstrengung so mühevoll macht, sondern ihre endlose Wiederholung“ (Arendt, H. 1958/2010: 119) – (s. a. M. Duras)

Die Einvernahme durch den Markt verheißt und wirbt mit der Abschaffung der mühevollen Anstrengung, die in der Industrie tatsächlich unsichtbar gemacht wird. Und trotzdem bleibt zumindest der Mülleimer oder die 'Wertstofftonne' 'sichtbar' solange nicht der Müllschlucker auch dieses Zeichen unsichtbar gemacht hat. Nichts anderes versprechen die EntwerferInnen des Bauhauses und – noch radikaler – die GartenkünstlerInnen, GrünplanerInnen, Ökologen etc., deren Produkte keinem praktischen Zweck dienen dürfen; ja, die Kunstfertigkeit aufheben und in den Sumpf des Utilitarismus ziehen würden.

Die Profanisierung der Attitüden 'feiner Leute' hat je nach Profession so etwa – mit dem Spätbarock bzw. der Physiokratie beginnend – den Haushalt mit überschüssiger Waren- und Geldmenge unterminiert und durch Enteignung der Mittel und/oder sublimen Untergrabung der Fähigkeiten von der Arbeit 'befreit' – wie die Bauern vom Land.

„Denn <das Reich der Freiheit ist in der Tat erst da, wo das Arbeiten, das durch Not und äußere Zweckmäßigkeit bestimmt ist, aufhört>; es beginnt jenseits des <Reichs der Notwendigkeit>

ungeachtet seiner Größe endet das Marxsche Werk schließlich mit einer unerträglichen Alternative zwischen produktiver Knechtschaft und unproduktiver Freiheit“ (Arendt, H. 1958/2010: 123)

Oder 'zwischen produktivem Herstellen' und 'befreiter Arbeitslosigkeit': also die Konsumgesellschaft, oder 'panem et circenses', was schwer zu ertragen ist, wenn einem das Geld dazu fehlt und Brot und Spiele nicht täglich verabreicht werden. H. Arendt berichtet von Locke und A. Smith, die vor K. Marx über

den „plötzliche(n) glänzenden Aufstieg der Arbeit von der untersten und verachtetsten Stufe zum Rang der höchstgeschätzten aller Tätigkeiten“(Arendt, H. a. a. O.: 119)

nachgedacht haben und dazu

„zwischen produktiver und unproduktiver, zwischen gelernter und ungelerner Arbeit“ (dies.: 128)

unterschieden. Sublim wird diese 'Verachtung' verstärkt und die Übertragung des Verständnisses von der notwendigen Arbeit auf die Tätigkeit des Herstellens, der Produktion zur Selbstverständlichkeit erhoben. Wenn ich ein 'soziales Gut' wichtig machen will, muss dieses für die Rechnung des Markts uninteressant gemacht werden, der

„Jedes soziale Gut in eine Ware verwandelt“ (Wälzer, M. 1983/2006: 183)

Die Behauptung, dass die 'Arbeit für das tägliche Leben' in der kapitalistisch dirigierte Gesellschaft für den Profit ausgebeutet würde, hilft den Bedingungen der Arbeit nicht, wenn die in Konkurrenz zum Herstellen und Produzieren gerechnet wird – wie Locke und Smith schon auffiel. Wer beweisen will, dass das 'Leben' eine ökonomische Größe sei, die abzurechnen ist, muss mit einer kapitalistischen Abrechnung – der Vermarktung – rechnen. Die akademische Vorliebe für altertümliche Lebensweisen der geselligen und eigenen Versorgung mit möglichst vielen Gebrauchs- und Lebensmitteln übersieht immer wieder die Verfügung über die dazu nötigen materiellen Gelegenheiten, die Kenntnisse und Fertigkeiten der Arbeit. Und, dass es diese Orte und Menschen gibt, weil sie nicht mit der Ökonomie des Rechnens (Fortschritts) konkurrieren sondern davon unabhängig sind. Vielleicht ist es so, dass fürs 'Leben' (i. w. S.) Politik wie Ökonomie unnötig sind und nur sorgsam beobachtet werden müssen, weil daher

'der Wind der Ausbeutung'

weht, dem wir ausgeliefert sind. Am neuerdings favorisierten 'Urban Gardening', das mit allen Insignien des Spektakels sowie der kompensatorischen Ablenkung ausgestattet ist, kann studiert werden wie

'ein soziales Gut in eine Ware verwandelt'

wird; oder rebellischer: aus einem Freiraum eine Grünfläche gemacht wird; oder, eine wenigstens begehbare Grünfläche mit Vegetation in eine besetzte Grünfläche verwandelt wird, die Privates vortäuscht und kompensiert.

'Bremen will Spielplatz bebauen' (Weser-Kurier 23.5.2016 / Aufmacher auf der 1. Seite).

Lange Zeit haben Grünflächenämter, Bauunternehmen und Gartengestalter den Spielplatz, der Ersatz für fehlenden Freiraum im Alltag ist, besungen. In Zeiten monumentaler Aufmarsch-, Versammlungs- und Eventplätze zählt dieses kleine Geschäft nicht mehr. Mit einem Gesetz zur Beschäftigung von KinderverwahrerInnen wird gleichzeitig die 'Verhäuslichung' der Kinder staatlich institutionalisiert, tendenziell vermarktet. Und: kein Widerspruch, keine Kritik: stille Zustimmung. Die Funktion der Kompensation ist vergessen. Und das fällt nicht mal auf und macht deutlich, dass die wohlmeinende Protektion und Propaganda nur der Beweihräucherung diene – wie's 'Urban Gardening', mit dem Verfügung nur gespielt wird, bis es modischere oder lukrativere Verwendungen gibt, die der 'sozialen', kinderfreundlichen Großzügigkeit den Garaus macht. Dass der alte und der jetzt modische Pomp falsch sein könnten, kommt im vordergründigen Macherdünkel nicht vor. Wulf Tessin, Protagonist der privaten Vermarktung, Rentabilität von 'öffentlichen' Grünflächen, hat (2016: 4 – 7/ s. Stolzenburg, H. J. 1984/2004: 28 – 36) ein Loblied auf die Absichts- und Unverbindlichkeit des Urban Gardening gesungen:

„Das New Gardening ist also ein Gardening light“
 „von aller Notwendigkeit und weitgehend auch von Mühsal befreit, als Freizeit-
 beschäftigung“ (Tessin, W. 2016: 4f.)

gelangweilt und unverbindlich.

Grünplanung.

Ich hebe die Grünplanung – mit Landespflege, Naturschutz, Ökologie u. a. -, die Architektur, den Städtebau hervor, weil sie die ersten Professionen sind, die der Enteignung im Namen der Emanzipation –als Befreiung von Einschränkungen- das Wort geredet und durchgesetzt haben. Und immer mit der 'Freiheit der Hühner' in der 'Legebatterie' geworben haben und nicht müde geworden sind, immer wieder ganz moderne Legebatterien und Ausläufe zu erfinden, die der Vermarktung der Arbeit des Haushalts sowie der Verwandlung von Eigentum in Besitz dienen –

„in dessen Ablauf das Eigentum vernichtet“ und „die Enteignung der Bauernschaft zu Beginn der Neuzeit“ erfolgte (Arendt, H. 1958/2010: 322)

Hier finden wir alle Ingredienzen der Aufhebung des Haushalts. Die Arbeitsmittel werden verbal und real enteignet.

Gerda Schneider (1989) hat die Enteignung an der 'Hausfrauisierung' festgemacht, was m. E. wie 'hausfrauisierte Arbeitsverhältnisse' (Mies, M. 1985) eine plakativ einseitige Anschauung ist. Auch die Überzeugung, einer Profession individualpsychologische Charakteristika anzuhängen, ist nicht überzeugend, weil Professionen keinen 'Umweltkontakt' (s. O. Ullrich) haben und innerprofessionell befangen sind. Auch mein Beitrag zum Unterschied zwischen Grünplanung und Freiraumplanung (Hülbusch, K.H. 2003) bleibt bei der Interpretation weitgehend am Phänomen hängen. Professionen haben kein Arbeitsethos und sind ganz vordergründig nach Auftrag, Umsatz und Profit gesteuert. Dagegen sind traditionale Berufe auf die Bezahlung der Tätigkeit angewiesen, damit Dinge fürs Leben erworben werden können. Die Verzinsung des (investierten) Kapitals spielt im Gegensatz zur industrialisierten Produktion eine geringe Rolle. Das ist ganz schön an den externen Kosten des Bauernhofes bis in die frühen 60iger Jahre aufzuzeigen, die von damals ~ 40% der Bruttoeinnahmen auf heute über 90% Ausgaben (Zins, Amortisation, Betriebsmittel) des Bruttoumsatzes industrieller Agrarbetriebe gestiegen sind. Dabei ist der Boden nur noch Standort/Fläche, die knapp ist und nicht mehr (oder minimal) ein wichtiges naturbürtiges Produktionshilfsmittel. So ist es nicht ungewöhnlich, dass für die geldarmen Bauern bis in die 70iger Jahre – (ab da 'wachsen' oder 'weichen' die Betriebe: die einen Richtung Mechanisierung und Chemisierung, die anderen in die frisch eingeführte Bauern-Landabgabe-Rente, gleichzeitig mit der Schlachtpremie für 'Streuobstbäume', sprich Hochstammobstbau, oder in städtisch-industrielle Beschäftigungen) – die Selbstversorgung und der Haushalt ein Lebenselixier waren, während für den Wachstumsbetrieb diese Arbeit schlichter

Quatsch ist. Und die Arbeit wird zur unwürdigen und unnötigen, subalternen Beschäftigung erhoben, die nur jemand machen muss, der sich nichts Besseres leisten kann. Die 'feinen Leute' sind immer zuerst die Adressaten fürs Extrafeine, das beim Entwerfen von Bauten und Abstandsflächen schon sehr früh (s. Hirschfeld, Klein, Sitte, Laugier – bei Böse-Vetter u. Hülbusch, K.H. 2009: 89-129) das Haus und den Haushalt gegen den Markt ausgetauscht hat. Bis immer mal wieder Arbeiten aus dem Haushalt, die unwürdig und subaltern gemacht wurden, zur Mode der 'feinen Leute' erhoben werden, ein Jux. Wie z. B. die Frauen von agrarischen Industriebetrieben mit Biomasse-Vergasung als gewieftete KennerInnen bäuerlicher Küchenweisheiten auftreten. Das ist ebenso Markt. Architekten und Gartenarchitekten haben ihre Klientel – Fürsten, Adel, Geldbürger – und deren Sucht nach 'demonstrativer Verschwendung' und 'finanziellem Prestige' gemein gemacht. Das war so früh möglich, weil die Auftraggeber gleichzeitig die Macht hatten, Art und Weise des Siedelns nach ihrem Geschmack und zu ihrem Prestige zu befehlen und so neuerdings ärmliche Häuser sanieren (s. Städtebauförderungsgesetz) und damit 'das Haus' für Ärmere verhindern. Von daher halten bis heute Architekt und Gartenarchitekt die Vasallentreue zum Auftraggeber und zum 'demonstrativen Aufwand' bei. Das Professionsverständnis für diesen Zug der Tätigkeit wird zum Auswendig-Lernen mitgebracht und an den Vermittlungsstätten gefestigt. Auf dem Jobmarkt hat nur die KandidatIn Chancen, die den Künstler herauskehrt oder die TechnikerIn. In diesem – m.E. – zufällig erworbenen Auftragsverständnis, das durch Aufträge bestätigt wird, kommt Arbeit für das tägliche Leben nicht vor, weil der Markt nur Belustigungen vorhält. Wir können das kritisieren: die Botschaft bleibt unverständlich, weil sie in einer 'anderen Sprache' gesprochen ist, mit Aufmerksamkeiten und Wertgebungen, die dem Marktgeschehen fremd sind. Was Hirschfeld so nett proklamiert, dass es den 'Garten erst richtig gibt, seit er bar jeder Nützlichkeit sei, ist machtvoll bis heute, mächtiger denn je, weil die modernistischen Praxismoden den Jux und nicht die Ernte zuerst sehen: eine Ernte, die für die Kommune des Haushalts eine Größe der Sparsamkeit wie beim Bauern ist. Das Hobby ist keine Arbeit, so wie die Freizeit-, Pausen-MalerIn eben mit der ProfessionsmalerIn nicht zu vergleichen ist. Und die Arbeit ist eben kein Hobby. Aber gegenüber dem Hobby und der Profession ist das 'tägliche Leben' und die Arbeit dazu immer unmodern. Claudia v. Werlhof hat (so 1989) am Fachbereich 13 der GHK einen Berufungsvortrag zur Arbeit – von ihr Subsistenz genannt, gehalten und die Lebenssicherung einer 'altertümlichen' Gesellschaft zum Ausgang ihrer Erörterung vorgetragen. Auf die Frage eines Professors unter den Zuhörern, ob das nicht sehr idyllisch sei, antwortete C. v. Werlhof nur: 'Mann o Mann'. Was wäre sonst zu dem Vorwurf der Altertümlichkeit zu sagen? Außer: die Erzählung gilt als Fabel, die zu übersetzen ist an einen anderen Ort und in eine andere Zeit, wo sie ungleichzeitig wirkt.

Grünplanung.

Ich habe mich immer gewundert, dass GrünplanerInnen und LandschaftspflegerInnen von gestalterischen Fiktionen, die modisch ausgetauscht werden, umgetrieben sind. Und, dass ihnen die Grundannahme des Planens – aus den Spuren des Gebrauchs, die Tüchtigkeit der Arbeitsmittel zu verstehen - völlig unzugänglich ist. Und das, obwohl alle dem unmittelbaren Gebrauch dienenden Berufe (Gewerbe) diesem indizienkundigen Prinzip verpflichtet sind – zumindest bis sie von postmodernen Experten-Professionen okkupiert und für den Markt getrimmt werden, der nach den Merkmalen 'modischer Neuheit' und 'prestigeträchtiger Konkurrenz' den Umsatz und Profit befördert. Die Experten für diese Produktion sind auf die Käufer der Erfindungen, die auch die Werbefloskeln zu liefern haben – also auf Unternehmer, die in anonymen Kapitalgesellschaften noch mitleidsloser vorgehen als kapitalistische Personengesellschaften, angewiesen. D. Harvey (1987: 112) zeichnet für die 'städtische Regierungsform' der Postmoderne, die ein ökonomisches und nicht ein ästhetisches Phänomen ist – wie alle anderen Stilbrüche – charakteristisch:

„....; jetzt wurde sie durch unternehmerische Orientierung als wichtigstem Motiv urbaner Tätigkeit abgelöst.....“

Garten- und Landschaftsarchitektur.

Ein schönes Beispiel aus meiner Nachbarschaft wird im neu aufgelegten 'Fachmagazin' (It. Ulmer-Verlag) 'Freiraumgestalter' – hier die vierte Ausgabe 01....2016 – ausgestellt. Die verantwortlich Beteiligten – der Bürgermeister und der Landschaftsarchitekt offenbaren unverhohlen ihre Aus- und Einsichten. Was Kritiker technokratischen Handelns früher aus dem Tun erst ableiten mussten, was immer als Unterstellung zurückgewiesen wurde, wird neuerdings von den 'Akteuren' der Werbung dienend beklatscht und verkündet.

Tenor:

„Der Aufwand hat sich gelohnt“ (Vossen, H. 2016: 34),

wird dem Bürgermeister in den Mund gelegt, wie auch

„Die Umgestaltung des Ortskerns erachtet Schwenke als vollen Erfolg“ (dies.: 35)

nachdem

„.... Günter Fischer mit seinem Bonner Planungsbüro Landschaftsarchitektur die Altstadt in Worpswede komplett um-'gestaltete'.“ (dies.: 36)

Wenn die Eigentümer der benachbarten bebauten Grundstücke nicht Einhaltung geboten hätten, wären noch mehr

„private Anschlußflächen in die Umgestaltung miteinzubeziehen“ (dies.: 33) gewesen,

so dass noch weniger Spuren und Zeichen der Geschichte übrig geblieben wären, so dass bis auf die Gebäude noch mehr 'komplett umgestaltet' worden wä-

re. Der Fotograf hat diesem Nachteil abgeholfen und mit Weitwinkel aus der Froschperspektive Fotos mit endlos großen menschen- und sachenleeren Klinkerflächen geliefert, die ein großartiges Maß an Monumentalität suggerieren. Die

„Altstadtsanierung Worpswede – Entschleunigte Mitte“ (dies.: 32)

- so tritt der Titel auf -, nach dem

'der marode Ortskern saniert' (dies.: 32)

werden soll, weil:

„Bisher dominierte die Straße im Zentrum, Plätze gab es nicht – nur Verkehrsflächen mit Restflächen“ (dies.: 32).

Jetzt ist die Bergstraße, das Objekt der Entschleunigung, weder Teil noch das Zentrum der Altstadt, weil Worpswede weder alt noch Stadt ist und zudem kein Zentrum hat. Für die Einheimischen ist die Bergstraße der Ort für den Tourismus, der abgesehen von Museen, Händlern, Gaststätten und Hotels – die dort immer schon gut verwahrt waren, nicht von Belang für die Einwohner des Orts ist, denen Läden für den täglichen Bedarf wichtiger sind als Kunsthandlungen und Cafés. Das Eingeständnis

„Schließlich sollte die Umgestaltung den Ort nicht nur für die zahlreichen Besucher touristisch aufwerten, sondern auch für die Anwohner attraktiver machen“ (dies.:34)

bringt zum Ausdruck, dass die Anwohner zu vernachlässigen und die Einwohner wie die Menschen aus der Nachbarschaft (Umland) eine unwichtige Größe sind, die der 'Landschaftsarchitekt' Günter Fischer erziehen will:

„Wiederlernen des Miteinanders“ (dies.: 36)

Zuerst werden alle Zeichen der Orientierung glatt gebügelt. Das haben wir dann leider schön zu verstehen. Wir kamen zwar miteinander aus – doch das war eben falsch, so dass wir jetzt neu zu lernen haben bis zur nächsten völligen Umgestaltung.

„..., wenn sich die Gesellschaft nicht wandelt, klappt es nicht“ (dies.: 38)

wird der Landschaftsarchitekt wörtlich zitiert und anschließend der Himmel der 'Verkehrsberuhigung' beschworen.

„Aber erkennen die Beteiligten darin Qualität und Potential, sind sie bereit zur Teilhabe und zur Verantwortung für die Gemeinschaft, kann sich ein neues Miteinander im öffentlichen Raum entwickeln – sogar mit Autos“ (dies.: 38).

Diese Sätze stehen im Kapitelchen „Ausgeprägte Bürgerbeteiligung Wer all die netten Sachen nicht erkennt? Die werden sich arrangieren müssen – das ist die 'lohnende' Konsequenz.

„Um möglichst alle Mängel zu beheben, die im Laufe von 50 Jahren nach und nach entstanden “ (dies.: 33).

Wieder mal kein Wort zu Beschreibung der Mängel: 'Mängel' sind Mängel, das 'Gelohnte' ist das Gelohnte. Weil eine Gestaltungssatzung

„zu sehr einschränken und die ortsbildprägende große Gestaltungsvielfalt (verloren ginge)“ (dies.: 34)

wird eine Gestaltungsfibel erstellt. Das verstehe wer will! Denn auf Seite 36 ist zu lesen, dass die 'Altstadt von Worpswede komplett umgestaltet wurde'. Nur nicht so ängstlich. Dafür hat der Bürgermeister ein Patent zur Hand:

„Die Bergstraße fungiere nun als Flanier- und Kunstmeile, aber auch für Anwohner, die sich mit dem Ort identifizieren sollen, so Schwenke“ (dies.: 34),

nachdem nicht nur 'komplett umgebaut' sondern auch 'private Anschlußflächen in die Umgestaltung einbezogen' wurden. Wer dem zustimmt, gibt seine Rolle als Nachbar auf, hat mit dem ganzen Kram nur noch als Geschäft zu tun: mit der Geschäftsmeile.

Der glatte Schein.

Die Fotos illustrieren sehr schön, geradezu karikaturistisch, den Schein des Feinen, Teuren und Großzügigen: ca. 2,5 ha Klinkerparkett, glattgebügelt und sauber. Technokratische Weisheit geht von der Erziehung inklusive Identifikation durch äußeren Zwang aus. Man photographiert sein Bild und ist von der guten Absicht überzeugt. Claqueure gibt es immer genug. Die Ausgesperrten interessiert nicht, da die Bergstraße in Worpswede genauso langweilig und geschichtslos ist wie alle anderen für die Attraktivität des Tourismus oder die Lagerente aufgemöbelten Orte. Zu den 'Mängeln aus 50 Jahren' gehört die Touristenfrage:

'Wo ist denn hier Worpswede'

und

'Wo sind denn hier die Künstler'

Das gab's zuerst mal nicht, weil's keine 'interessierten' Touristen gab. Zudem sind diese Fragen romantischen und zoologischen Sinns; frei nach Spitzweg: 'Künstler in ihrem Biotop besichtigen'. Wer mit dem 'Künstlerdorf' touristisch wirbt, muss mit der Aussicht auf Exhibitionismus rechnen. Die Einrichtung des 'offenen Ateliers' kommt dieser Erwartung, kanalisiert auf einen oder einige Tage – getarnt als verkaufsoffener Feiertag – nach. Peter Elze – Archivar, Worpswede-Chronist, Verleger – sieht das so:

„Auf die Frage, was diesen Ort für ihn ausmache, antwortet Elze überraschend: 'Worpswede, das ist doch nur eine Telefonnummer und der Friedhof' Was für ihn zählt, sind persönliche Begegnungen,(Fischer, L. 2016/Wümmers-Zeitung: 3).

Erinnerungen, die bei passender Gelegenheit hervorgeholt werden. Dazu mag es auch einen Ort geben, der erinnert wird. Doch der Ort selbst, ohne Begegnung, wird nicht erinnert. Und identifizieren kann ich mich nur mit mir selbst – nicht mit irgendetwas Äußerem, wie die Technokraten uns immer wieder in der

Tradition der 'Außenlenkung' einreden wollen (s. Riesmann, D.; Gehlen, A.), und

„auch für Anwohner, die sich mit ihrem Ort identifizieren sollen“

= müssen. Sie nehmen einfach hin, weils doch nicht zu ändern ist. Das gilt für die Menschen, die sonst noch im Dorf Worpsswede leben oder eingemeindet worden sind. Sie brauchen die Bergstraße vielleicht mal, wenn sie Besuch haben. Für den täglichen Bedarf gibt es nichts.

Die monumentale Gestaltung, der neue Architektur-Stil seit etwa 1990, wird ausschließlich mit dem Tourismus begründet, mit Leuten, die schon vor dem 'kompletten Umbau' gekommen sind, und denen, die heute auch ohne diesen kämen: keine BesucherInnen mehr oder weniger. Also ein Ordensstern für den Bürgermeister der hochverschuldeten Gemeinde – von wegen 'Stadt'. Solche nassforschenden Beispiele werden vielleicht weniger offenherzig – ebenso in anderen Fachmagazinen: Garten und Landschaft, Stadt und Grün etc. werbend feilgeboten, auf der Höhe des 'Zeitgeistes', dem Homunkulus der Modernisierung. Also, neben der nassforschenden Dekoration gibt es die Ausbildung einer bedächtigen, eher romantischen Grünplanung, der das Erfahrungsgemäße zupass kommt aber doch – wenn auch nicht im Sinne von Adorno –

'arm nützlich'

erscheint und der Verschönerung oder Aufwertung bedarf; so etwas wie eine 'alternative Grünplanung', die gleichzeitig der Kompensation (Verschleierung) dienlich ist. Für die dreiste und die verträumte Grünplanung trifft zu:

„Die Kritik an der amtlichen und normierten Handhabung (z. B. der Gartenschauen, der Stadtbiotope, der Baumpflanzungen etc./Anm.) galt nicht zuerst dem technischen Vorgang sondern dem unverständenen Auftrag zur Freiraumplanung, der in den Mitteln nur zum Ausdruck kommt: 'Anlage und Pflege von Grünflächen in der Stadt'“ (Hülbusch, K. H. 2003: 192)

Das Worpssweder Beispiel mit immer schon monumentalen Pflasterorgien, dem Stil gemäß für die Suggestion täglicher Aufmärsche, Versammlungen und Auführungen - 'Gesellschaft des Spektakels' (G. Debohr) - , wenn auch mit sparsamer Arena- bzw. Tribüneninstallation, benötigt keine Vegetation. Unabhängig vom Gebrauch wird die verfügbare Fläche befestigt. Dem Tiefbauunternehmen gegenüber agiert die Restflächenverwaltung, die Abstandsflächen um und zwischen Gebäuden so zu füllen, dass der Effekt sinnvoll erscheint und Beschaulichkeit mitteilt: Anstaltsgrünflächen, die uns

„in der Rolle nur schauender, nicht aber besitzender Teilnahme“ (Klein, B. 1991/1993: 77)

sehen. Das ist beim 'Steingarten der Urbanität' nicht anders – wir werden da nur besser eingewickelt, weil die 'Großzügigkeit' (= Großflächigkeit) mit den Merkmalen des Anstalts'gartens' – offenbar begrüßt werden:

„Die Tendenz, die individuellen Aspekte abzuwerten, ist direkt proportional zur emotionalen Distanz des Beobachters“ (Ginzburg, C. 1979/1983: 79).

Die Flurbereinigung, die Ausräumung privater und geschichtlicher Zeichen der Anwohner von den jetzt administrativ verwalteten Flächen macht Eindruck. Die dekorierende Restflächenverwaltung geht derselben Absicht mit der Verhinderung individueller Spuren, aus denen durch Wiederholung Regeln werden könnten, nach. Obwohl die Flächen zwischen Gebäuden dem Abstand und damit der Belichtung derselben gedient und sonst wenige (keine) Aufgaben haben, sind BesitzerIn und DekorateurIn bemüht, durch aufwändige Ausstattung einen Wert mitzuteilen: 'Wertschätzung' zu verbreiten, die gleichzeitig Unantastbarkeit fordert. Selbst, wenn im Inneren der Gebäude eine soziale Verwahrlosung existieren sollte, muss die gleiche Botschaft nicht um die Gebäude herum in einer materiellen Unordentlichkeit, Unaufgeräumtheit Entsprechung finden. Ob rigide äußere Ordentlichkeit jedoch auf eine despotische innere Organisation schließen lässt, ist ungewiss, weil die Angst vorm Vorwurf mangelnder Aufgeräumtheit ängstliche Gemüter eher umtreibt. Despotische Herrschaftswahrung des Besitzers (i. w. S.), wie B. Klein die bauliche Inszenierung insgesamt deutet, ist das geschäftstüchtige Motiv der Landschaftsarchitektur. Zwischen Auftraggeber und Auftragnehmer besteht ein historisches Einverständnis über den Auftrag, nach dem die Verhandlung nur über das 'Wie' und nicht das 'Warum' zu führen ist: technische Finessen und modische Dekors – die Monumentalität ist da nichts anderes.

Freiraumplanung.

Dazu ist, gegen den Titel des Beitrags, ein kleiner Ausflug angeraten:

„Die gärtnerisch solide Arbeit, das 'Wie', gewinnt nur Dauer, wenn das 'Warum' überlegt und reflektiert ist“ (Hülbusch, K.H. 2006: 205)

Wie beim Handwerker ist auch bei der FreiraumplanerIn das Ergebnis der Tätigkeit weder aufregend neu noch überraschend. Das ist weder zu erwarten noch wäre es Ausweis solider Tätigkeit, deren Wissen und Können aus der Erfahrung erworben wird, aus einer 'retrospektiven Wahrsagung' (Ginzburg, C. 1979/1983). Selbst, wenn die HandwerkerIn das Werk besonders versiert und geschickt, vielleicht überraschend die Mittel und Techniken verwendet, bleibt es dabei, dass

'eine schöne Tür zuerst eine Tür ist' (Alain)

also, wie H. Loos das nennt 'konservativ' ist.

Eine zweckmäßige Tür darf, wenn's der Laune, Reputation, Kosten passt, über die 'ökonomische Schönheit' (Th. Veblen) der Gebrauchstüchtigkeit hinaus 'schön' sein. Dafür allerdings benötigt die FreiraumplanerIn 'handwerkliche' Fertigkeiten des Gärtnerns, die anspruchsvoller als die klassischen Handwerke beschaffen sind. Die HandwerkerIn fertigt den Gebrauchsregeln gemäß das

Werkzeug: eine Tür, ein Bett, einen Stuhl etc. Die Herstellung hat – wie H. Arendt betont – einen Anfang und ein Ende. Der Gebrauch liegt in anderen Händen. Das ist mit Freiräumen und Häusern – Werkzeugen, die unbestimmt sind und sowohl in der Zeit wie periodisch ständig anders und von verschiedenen Menschen gebraucht werden, und dieses so, dass der eine individuelle Gebrauch dem anderen nicht im Wege steht und/oder durch gemeine Konventionen geregelt ist, anders. Dies ist weder funktionalistisch durch Differenzierung in spezielle Angebote noch durch die mechanistische Aufhebung jeglicher Zeichen und Spuren, 'alles geht überall' oder gar – wie 30 und mehr Jahre auf den Fahnen stand und Verkehrsberuhigung genannt wurde – durch punktuelle Mischung der Zonierung herzustellen. Die bewährte Organisation von Freiräumen sind aus den über Jahrhunderte tradierten Beispielen zu verstehen und angemessen nachzuahmen. Das gilt nicht nur für die Organisation – den Grundriß – sondern auch für die Morphologie (s. Hülbusch, K.H. 1991), in der Bourdieu (1970/1983) mit Bezug auf Panofsky u. a. einen Ausdruck der 'symbolischen Formen' der Lesbarkeit sieht. Die aber sind in unserem

'dispositionellen Wissen mit dem Mechanismus einer emotionalen Reaktion verknüpft' (Damasio, A. R. 1994/2012, u. a.: 284)

und durch Gestaltung nicht willkürlich auszutauschen. Wenn wir Damasio folgen, fehlt den Gestaltern der Zugang zu dieser 'emotionalen Resonanz' (s. o.: Proklamationen von G. Fischer). Die Sammlung und (systematische) Kenntnis (noch) bestehender Beispiele ist für jede HandwerkerIn die Basis des Gewerkes. Zu dessen Herstellung die Kenntnis der Mittel und Techniken hinzukommt. Und das ist in der Freiraumplanung völlig anders beschaffen, wenn das 'Wie' nicht a la Eröffnungsgrün scheinbar fertig geschaffen wird. Die Versteinerung der Flächen gehört da zu einer der Ausflüchte ins Schlüsselfertige. Wenn der Gebrauch verstanden, sind für die Organisation die Morphologie und die Flächenausstattung zu verwenden, die nicht nur einfach herzustellen sondern in die Zeit wachsen, mit geringem Aufwand zu pflegen, d. h. gebrauchstüchtig zu erhalten sind, und neuen 'Wegen' nicht unnötig im 'Wege' stehen. Das wird immer noch nicht unterrichtet, weil das 'Entwerfen' -professionell betrieben und erfolgreich vermarktet- zu kompensatorischer Ichstärke verhilft. Adorno vermerkt dazu:

wie kann ein bestimmter Zweck Raum werden, in welchen Formen und in welchem Material; alle Momente sind reziprok aufeinander bezogen kann nur dann mehr sein als das arm Zweckmäßige, wo Phantasie in die Zweckmäßigkeit sich versenkt. Sie sprengt den immanenten Zweckzusammenhang, dem sie sich verdankt" (Adorno, Th. W. 1966/1967: 119).

Und die EntwerferIn frohlockt ob dieses Freibriefes fürs zufällige Erfinden, wie z. B. die Meisterhäuser in Dessau vorführen und die Phantasie des Entwerfers den Mangel an 'Haus' bescheren. Alain, und ich vermute ebenso Adorno, spre-

chen nicht von der verschönerten Tür sondern von der Tür, deren 'symbolische Form' aus einem knappen Gut einen reicheren Gebrauch ermöglicht. Während der Entwurf für die angebliche 'Durchgangsstraße' in der 'Stadt' Worpswede, was beides nie Bestand hatte, ebenso wie die grünplanerische Phantasie, Mängel herstellen, indem sie Reichtum vortäuschen.

Das reizt den Gartenkünstler.

Das Bekannte und Vertraute wird zur Verpackung, zur emotionalen Vereinnahmung des 'lieben Publikums' benutzt, um Zustimmung einerseits und Aufträge für die Gartenkunst gemäß den Erwartungen der Auftraggeber zu erwerben. In einem Beitrag

'Naturbilder und Heimatideale in Naturschutz und Freiraumplanung'

führt St. Körner (2004: 77 – 103) diese hohe Kunst der 'Falschmünzerei' (A. Gide) vor. Statt zu kolportieren, gebe ich Auszüge aus dem Text zur Kenntnis und kommentiere.

Beginnen wir mit dem Schluß des Beitrags.

„Stattdessen erweist sich, daß es möglich und sinnvoll ist, die behutsame Ausgestaltung der Typik von Natur mit Nutzungsinteressen zu verbinden, weil diese Verbindung dem in der Debatte um das Akzeptanzdefizit gesuchten 'sozialen Naturideal' am nächsten kommt“ (ders.: 95)

In einer Art Katechismus werden normative 'Naturbilder' zuerst hypostasiert und dann positivistisch ausgedeutet und das Zweck-Mittel-Verhältnis in ein Mittel-Wirkung-Verhältnis verkehrt. Körner argumentiert wie Fischer: ich baue damit ihr lernt. Die Idee, es müsse heißen: wir haben von euch gelernt wie wir bauen sollen, kommt Entwerfern im dekorativen Elan nicht. Immerhin sind einige Werbe-Floskeln und Zutaten zum 'Workshop – Theorien der Aneignung von urbanen Freiräumen' (März 2016, Kassel – Hennecke, St., Hauck, T., Körner, St. – s. Stadt + Grün (6): 53 – 57) eingeführt und die 'Spontanatur' in den Stand eines sozialen Heil- und Versöhnungsmittels erhoben. Beim Sammeln der seit 1970 zeitgemäßen Schlagworte ist die 'Kompensation', 'kompensatorische x, y, z' entweder verloren gegangen oder war zu verräterisch für die professionellen Absichten. Die Quintessenz seines Beitrags, die allerdings weder nach der Einleitung noch nach den 17 vorhergehenden Seiten zu erwarten ist, sie trifft die LeserIn mit voller Breitseite völlig unerwartet:

„Die Konsequenz aus der Theorie der Kasseler Schule wäre, eine moderne funktionalistische Gestaltungstheorie zu entwickeln, die die Typik der Natur in konkreten Freiraumsituationen aus praktischen Gründen ausgestaltet“

Bis heute ist seit Verkündung dieser Absicht 13 Jahre lang Wasser die Fulda heruntergelaufen, ohne dass Körners 'Gestaltungstheorie' davon bewässert wurde. Außer einer neuen Ankündigung:

„kann man aus den Erkenntnissen der Kasseler Schule wertvolle Anregungen für eine 'Geografie des Alltags' gewinnen“ (Körner, St. 2016: 68)

die 'Kasseler Schule' in einen Steinbruch zu verwandeln. Was offensichtlich nicht so leicht ist. Fortsetzung (2004: 94):

„Dabei würde zwangsläufig eine gewisse Nähe zum Funktionalismus des Heimatschutzes deutlich,“

Ah, von da weht der Wind zum Titel des Beitrags – Naturbilder und Heimatideale in Naturschutz und Freiraumplanung -, der wenigstens zum Ende des Textes zusammengezimmert wird. Weiter:

„die sich zum Beispiel auch schon darin ausdrückt, daß diejenigen traditionellen Idealbeispiele einer klugen alltagsweltlichen Organisation der Freiräume, wie sie in der Schriftenreihe der Kasseler Schule immer wieder dargelegt werden, nämlich das Bauernhaus, der Bauerngarten, die Dorfstraße und auch der Schlossgarten (... mehrere AutorInnen), exakt den Idealbeispielen bei Schultze-Naumburg und bei Lindner entsprechen“

Nichts von dieser Behauptung trifft zu. Gerade der Beitrag von F. Bellin – der heißt Florian und nicht Friederike wie im Literaturverzeichnis umgetauft -, den Körner besser kennen sollte, zeichnet vor allem die Folgen der feudalen Überdimensionierung eines Wegeprofils und die Analogie des Ortes fürs Straßenbegleitgrün nach. 'Ideal' ist das Beispiel für einen überzeichneten Entwurf, in dem heute vom Straßenbegleitgrün und anderer Brachen auch Kinderspiel möglich ist bis der abstruse Ordnungssinn für Schönheit sorgt. Weiter:

„Damit bestätigt sich erstens, daß ein Anbinden (damit nichts laufen geht/ Anm.) an den ehemaligen Heimatschutz bei der Suche nach einem alltagsweltlich vermittelbaren Naturideal sinnvoll ist.....Zweitens zeigt die Analyse der Kasseler Schule, die vehement gegen den hermetischen Schutz landschaftlicher Eigenarten opponiert, daß die Typik kulturell herausgebildeter Natur zur alltagsweltlichen Lesbarkeit von Freiräumen eminent beiträgt“

Kann sein, Körner sucht nach dem 'Naturideal' oder der 'Typik kulturell herausgebildeter Natur', um zu lesen. Diese Fiktionen sind in keinem der aufgeführten Texte formuliert. Hier ist der Gartenkünstler auf der Suche nach einer Legitimation. Für die Zeichen des Tuns gibt es keine Absicht; sie sind der unabsichtliche 'Abfall', der allerdings ein Tun lesen lässt, wenn man's gelernt hat. Körner möchte so gerne wie der klassische Grünplaner, dass die 'Leute so spielen' wie sie es sich ein- und ausgebildet haben. Es ist geradezu grotesk mit welcher Sicherheit Körner immer genau das Gegenteil von dem gelesen hat, was in den von ihm kolportierten Texten steht. Was allerdings schwer zu verstehen ist, ist die Tatsache, dass die Beiträge in den Notizbüchern keine Verkaufs- und Auftragswerbung enthalten. Da St. Körner in seinen Texten anderer Leute Texte nicht zitiert sondern kolportiert, kann die Herkunft der angeblich geliehenen Weisheit nicht geprüft werden. Da mir summa summarum die von St. Körner unter 'Kasseler Schule' subsumierten und damit den AutorInnen enteigneten Beiträge vertraut sind, behaupte ich, dass Körners 'Analyse der Kasseler Schu-

le' eine Körner'sche Fiktion ist. Es ist nett, wenn der Autor die AutorInnen der Notizbücher in Schutz nimmt gegen Vorwürfe 'antidemokratischer', sprich 'faschistoider' Vorstellungen wie sie von Gröning und Wolschke-Bulmahn verbreitet wurden, um sich beim professionellen Establishment: ja, wenn das so aktuell ist – beliebt zu machen. Und diesem Establishment ist auch der Satz gewidmet:

„Stattdessen erweist sich, dass es sinnvoll und möglich ist, die behutsame Ausgestaltung der Typik von Natur (eine schöne neue und unverbindliche Definition, die eine systematische Gegenstandssystematisierung vortäuscht / Anm.) mit Nutzungsinteressen zu verbinden“ (Körner, St. 2004: 95)

In die Alltagssprache übersetzt heißt das: wir applizieren der Ausgestaltung ein bisschen 'Typik von Natur', - was immer das ist,

„weil diese Verbindung dem in der Debatte um das Akzeptanzdefizit gesuchten 'sozialen Naturideal' am nächsten kommt“ (ders.: 95).

Was ein 'soziales Naturideal' ist, wer es sucht und wer das Akzeptanzdefizit formuliert, teilt der Autor nicht mit, so wenig wie er 'die Typik von Natur', 'die Typik kulturell herausgearbeiteter Natur' der LeserIn nachvollziehbar darstellt. Das darf jede/r sich und seiner Vorstellung entwerfen. Die 'behutsame Ausgestaltung der Typik von Natur' enthält den Freibrief fürs willkürliche Entwerfen nach den Vorstellungen der GartenkünstlerIn. Die 'Verbindung mit den Nutzungsinteressen' ist nicht neu sondern eine uralte Werbefloskel von Garten- und Landschaftsarchitekten, die von den Gebrauchern erwarten, dass diese ihre Absichten verstehen, sich entsprechend verhalten, wie G. Fischer (s. o.) umstandlos fordert und uns sonst zu den Dummen zählt. Wie Fischer jede Gebrauchsspur konsequent auslöscht und möglichst viel Leerfläche herstellt, ist die FlächenbegrünerIn bemüht auf der Leerfläche zwischen den Gebäuden möglichst wenig Fläche der 'Nutzung' zu lassen, sie knapp zu machen, damit der Wert der dekorierten Flächen betont wird. Und das geht nicht ohne Gestaltung, die der Fläche eine fiktive Rente attestiert. 'Monumentalisierung' und 'Miniaturisierung' sind die beiden antagonistischen Stilmittel der Flächen- (u. a.) Gestaltung, die im Schlepptau den Nutzungsaspekt proklamieren (s. Appel, A. 1992: 17-25), was in der monumentalistischen Grünraumgestaltung seit etwa 1985/90 häufig geradezu gekonnt vereint wird. Es ist weder über ein 'Interesse' noch eine 'Nutzung' zu befinden, weil beides dazu dient in einem abstrakten Plural - 'Nutzungsinteressen' (s. o.) verwendet zu werden und einen Konflikt der Interessen anzuzetteln. Alle brauchen einen Weg, wenn sie von a nach b gehen wollen. Viele a-Orte und viele b-Orte brauchen viele Wege, deren direkte Verbindung zu einer Gegend aus Wegen führte. Aus praktischen Gründen – der Herstellung, der Erhaltung und der Geselligkeit durch Gebrauch haben die Menschen sich darauf verständigt Wege gemeinsam zu gehen und das letzte Stück Weg zu a oder b davon abzuzweigen. Vom gemeinsamen Gebrauch

werden Ausstattung und Dimensionierung entweder aus Erfahrung und/oder in der Verfertigung beim Gebrauch bestimmt. Organisation und Ausstattung wurden mit den verfügbaren Mitteln ausgeführt. Die 'Gestalt' ist nichts, was hinzugefügt wird. Die Projektion

'Ausgestaltung mit Nutzungsinteressen zu verbinden' (Körner, St. 2004: 95)

kehrt die Reihenfolge gegen den Gebrauch um und 'verbindet' diesen mit der 'Ausgestaltung' zur Übertölpelung des lieben Publikums: das 'Verfahren der Bürgerbeteiligung' Freiraumplanung setzt die Organisation und Ausstattung für den Gebrauch erfahrungsgemäß fest. Sparsame, preiswerte Herstellung, Haltbarkeit und einfache Brauchbarkeits- und Erhaltungspflege gehören implizit dazu. Und schön, über die unmittelbare Lesbarkeit – die 'ökonomische Schönheit' (Veblen, Th.) - hinaus, darf es auch sein, wenn die 'HandwerkerIn' die Mittel kunstfertig zu verwenden weiß. 'Gestaltung', aufgesetzte Applikation ist kein Grund und deutet darauf, dass der GestalterIn der Zweck nicht gut genug ist und der Gebrauch unbekannt. Weshalb die FreiraumplanerIn ihr Studium auf das Lernen und Verstehen des Tuns zu richten hat und die Zeichen an denen das Tun orientiert ist. Sie muss lesen können, wo andere keine Zeile sehen (frei nach Balzac, H. de 1845):

„Ein Zeichen begreifen heißt immer und zunächst ein Tun nachahmen“ (Alain 1924/1994: 85)

Im Propos 'Notwendigkeit und Freiheit' hängt das Unverständnis 'von Spielen der Einbildungskraft' ab:

„Ein Turenne hätte sich schmaler gemacht als die Straße, aus Angst davor, behindert zu sein, die bewirkt, dass man auf die Dinge achtet, statt mit Hilfe der Einbildungskraft über sie hinweg zu fliegen. Aber wer in der Einbildung lebt, klagt auch das Schicksal an“ (Alain 1924/1994: 88).

Nochmals Freiraumplanung.

Es ist einigen Behauptungen von Körner zu widersprechen.

„Es stellt sich damit die Frage, weshalb die Studenten nicht einfach lernten, die Aneignung der Flächen und als deren Folge die Ansiedlung gewöhnlicher spontaner Arten zu beobachten“ (Körner, St. 2004: 93)

Körner findet den Grund bei Trepl (1991), für den

'Natur in diesem Kontext vorrangig ein Symbol ist'.

Nein, nicht die 'Natur' ist das Symbol sondern das in der Erinnerung aufbewahrte Bild zum Beispiel des Wegs oder des Umwegs. Da wir PlanerInnen handwerklich einen Gebrauchsgegenstand herzustellen haben, müssen handwerkliche Kenntnisse und Fertigkeiten vorrätig sein. Wenn die Vegetationsbegründung am Holländischen Platz ein 'Versuch' sein sollte, dann galt dieser - entgegengesetzt zu Körners Empfehlung – der Prüfung unserer handwerklichen und planerischen Kenntnis und Einsicht, die wir durch Beobachtung 'zufälliger Ex-

perimente' gesammelt haben: mit StudentInnen. Der 'Versuch' jedenfalls ist sehr gut gegangen und hält in Teilen seit über 20 Jahren der absichtsvollen Zerstörung durch K. Sausmikat – seines Zeichens Grünraumgestalter in Diensten des Kanzlers der Universität Kassel – stand und gedeiht wie selbstverständlich und ohne im Wege zu sein. Die von Sausmikat propagierten Gestaltungen sind in derselben Zeit schon mehrmals runderneuert worden. Statt also Mangel an Platz durch Flächenweggrünung zu betreiben, sollte deutlich sein, dass alle Flächen betretbar sind. Damit dies auch intensiv und bei jedem Wetter möglich ist, wurde ein skelettreiches (steinreiches) Substrat für die - ohnehin aufzufüllende – Oberfläche gewählt und wie eine wassergebundene Decke eingebaut. Und da wir das Prinzip:

'wasserdurchlässig, trittfest, vegetationsfähig' (Hülbusch, K.H. 1986)

mit einem vegetationsfreundlichen und vor Ort preiswert zu erhaltenden, einem grob aus dem Bruch erworbenen Muschelkalk ebenso kannten wie die bunte Vegetation, die uns darauf in einer Sukzessionsreihe von der Pioniervegetation bis zur stabilisierten Dauervegetation, aus systematischen Beobachtungen bekannt war, wurde genau dieses Material gewählt. Und es sollte nicht aus dem Abraum mit hohem Samen- und Wurzelvorrat sein, weil das viel Mühe machen könnte (s. NB 17/1990). Die versorgungs- und feuerwehrtechnischen Bahnen sind den Forderungen gemäß angelegt. < H.Kreikenbaum und Mitarbeitern sei für die, soweit die Architektur das zuließ, praktische Planung der 'Freiräume', in die auch unser handwerklicher Beitrag paßte, gedankt. Dazu auch den Auftragsbetreuern seitens der Hochschule, die wohlwollend die sparsame Herstellung beförderten.> Für Fußgänger ist die Führung umständlich, so dass die Betretbarkeit sehr bald zu verschiedenen informellen Wegen – Abkürzungen – führt und die Brache mit Spuren versieht – die Wege morphologisch lesbar macht: hier sind schon andere gegangen. In den ersten drei Jahren blühte es erwartungsgemäß sehr bunt. Der Aufwand zur Brauchbarkeitspflege war äußerst gering (s. Auerwald, B. 1993) und der Gebrauch ebenso selbstverständlich. Fast niemandem fiel das auf, weil alle das für selbstverständlich hielten. Irritiert waren Leute, die sich für die formale Repräsentation und den Glanz der Distanziertheit verantwortlich sehen:

„Da das Feld brach lag war es reine Verschwendung den Zugang zu verwehren“ (Chevallier, G. 1963/1982: 109 – Clochemerle wird Bad. Frankf./M.)

Dass die Ausstattung der Brache preiswert zu haben war, ist noch erträglich. Dass die Pflege aber billig und kein Pflegeproblem zu beklagen war, ist unerträglich

„, was aber Chupaz nicht hinderte, es mit sehr spitzem Stacheldraht einzuzäunen“, (ders.: 109)

um nach 10 Jahren (1985 – 95) brauchbarer 'Unordnung' endlich wieder unbrauchbare 'Ordnung' einzuführen. Womit, meines Wissens, Autor Körner in

Teilen beschäftigt ist.

Über die Pflege – also die Brauchbarkeitspflege, die vornehmlich Aufräumen umfasst – haben StudentInnen und Mitglieder der AG Freiraum und Vegetation vieles hinzugelernt. U. a. das von H. Lührs (1994) formulierte Prinzip, dass 'die Pflege die Planung' ist, weil diese dem Gebrauch folgt. Die Grünflächenpflege dagegen ist erfolglos bemüht das Schlüsselfertigrün der Eröffnung zu erhalten und muss deshalb jeglichen Gebrauch von vornherein ausschalten. Ein bißchen 'Nutzung zu verbinden' soll nur täuschen. Wie Hard und Pirner (1986/1989) geschrieben haben, ist die Arbeit der GärtnerIn bei Verwendung der spontanen Vegetation als Mittel der Ausstattung nicht unnötig sondern anspruchsvoller, keine Hilfs- sondern Handwerkstätigkeit. Denn die Spuren des Gebrauchs sind der Fingerzeig für die Gebrauchspflege. Die Vegetation ist nur mittelbar Gegenstand der Arbeit so wie Holz nötig ist, ein Bett oder einen Stuhl zu bauen. Das ist, wie es ein Kollege aus einer Kleinstadt am Mittelrhein zusammenfaßte, völlig unauffällig, ohne Spektakel: wenn die Arbeit getan ist, fällt sie niemandem auf. Die GärtnerIn/FreiraumplanerIn spielt keine öffentliche Rolle. Dem Auftrager, der um seine Reputation besorgt ist, gefällt das i. d. R. nicht, weil mit der Gebrauchstüchtigkeit kein auffälliges Renommee zu erwerben ist.

So wie Körner mit dem Angebot – Nutzungsinteressen einzubeziehen – dem freiraumplanerischen Prinzip zu folgen vorgibt, münzt er mit trickreichen Formulierungen, selbst da wo er eine AutorIn in Klammern nennt, den Gedanken um:

„Dagegen gehe es in der Freiraumplanung darum, 'Spiel-Raum' (Hülbusch 1981: 328) für die Aneignung anzubieten und dadurch erst wahre Originalität bei der Ausgestaltung der Freiräume zuzulassen“ (Körner, St. 2004: 82)

Kein Gedanke, kein Wort sind in diesem Sinne bei den zitierten Böse, H. Hard, G., Hülbusch K.H. u. a. zu lesen. So, wie nirgendwo geschrieben steht, dass schön blühende Arten, wenn sie als 'Baustoff' geeignet sind, - wie gesagt: 'eine schöne Tür' – vorzuziehen sind; nur

'gärtnerische Gestaltung' (ders.: 82)

ist das genau nicht. Bestenfalls das Vergnügen, der versierten GärtnerIn, die 'notwendige' Bodenvegetation auch noch schön blühen zu lassen. Denn die 'alltagsweltlich ästhetischen Bedürfnisse' (ders.: 94)

- die ja niemand kennt und wichtig findet – bestehen aus den Zeichen, die der Orientierung dienen und den Ort lesen lassen, werden ohne 'schön blühende Arten' ebenso lesbar.

„die Fähigkeit zur Interpolation im Kleinsten“

wie Walter Benjamin einmal Phantasie definiert hat

„ist nicht die Lust am unverbindlichen Dazuerfinden, an der creatio ex nihilo“ (Adorno, Th. W. 1966/1967: 117).

Sehr profan und recht simpel als Gegenstand, nicht aber in der Herstellung. Der Kollege Weber aus Bremen, Hochschullehrer in Osnabrück sagte nach einem Vortrag in der späteren Kneipenrunde, dass ihm die Freiraumplanung und die Arbeit mit dem 'Unkraut' gefalle: aber, er könne das nicht und habe es auch nicht gelernt. Was G. Hard/Pirner (1986) zur 'anspruchsvollen Forderung an die GärtnerIn' feststellten, gilt für die PlanerIn ebenso und im Hinblick auf den 'Plan' – Organisation, Morphologie, Zonierung etc. – wie auf die materielle Herstellung. Obwohl die wichtigsten Merkproben in den Notizbüchern dargelegt und nachlesbar sind – was Körner offenbar nur cursorisch getan und für die Ummünzung ausgewählt hat - ist handwerkliche Kenntnis und Fertigkeit nicht ausschließlich literarisch vermittelt- und lernbar (s. Ginzburg, C.). Der Schreibtisch, das systematische und akribische Protokoll – das haben wir als Gärtner-Lehrlinge schon gelernt – gehört dazu. Ebenso das Prinzip des Gärtnerns, das einen lehrt geduldig das Wachstum abzuwarten und zu befördern, sicher zu sein, wenn alles richtig getan wird, weil die Erfahrung lehrt: aus dem Samenkorn des Salates erwächst in drei oder vier Monaten ein Salat. Dazu die richtige Arbeit zur rechten Zeit, braucht es Erfahrung.

Wenn E. Bloch so schön formuliert: „Ohne Anwesenheit im Lauf der Dinge kommt Vorwegnehmen leicht ganz woanders hin als es wollte“, zitiert er eine Handwerksregel: die Kunstfertigkeit. Beim 'Krautern mit Unkraut' (Hülbusch, K.H. 1987) ist zuerst das Zeichen zu begreifen, indem ein Tun nachgeahmt wird. Das unabsichtlich hergestellte Zeichen nachzuahmen geht umgekehrt vor. Die Frage

„wie kann ein bestimmter Zweck Raum werden, in welchen Formen und in welchem Material.“ (1966/1967:119)

beantwortet Adorno

„alle Momente sind reziprok aufeinander bezogen“

Schön – und, was sagt uns das. Oder: wie arbeiten wir? Die FreiraumplanerIn in der Rolle der Kundigen muß gleichzeitig eine versierte Gärtnerin sein, die das ‚Material‘ zu verwenden und zu pflegen weiß: das Unabsichtliche absichtsvoll gedeihen zu lassen ist, wie Hard und Pirner kommentieren, eine hohe Kunst. Da ist die Applikation einer ‚funktionalistischen Gestaltungstheorie‘ –also eines Entwurfs – und einer ‚Typik der Natur‘ und anderer Entwürfe aus der Motenkiste der Grünplaner nicht nur störend sondern unnötig. Außer, diese ‚theoretischen‘ Applikationen sollen über die Unfähigkeit hinwegtäuschen. Weil für den Freiraum Zeit nötig ist, ist das Angebot fürs Eröffnungsgrün äußerst gering. Körners Klimmzüge täuschen vor, daß der Grünplanung ein bisschen ‚Natur‘ appliziert werden könne. Die Begründung für diese Mimikri bleibt er schuldig. Wenn es denn nicht die Absicht ist, das Handwerk als technisches Verfahren erscheinen zu lassen und den HandwerkerInnen zu empfehlen halbe Stühle als ganze zu verkaufen. So wie die ‚bioökologische Stadtgrünpflege‘ (siehe Bartung, L. 1987) nur erfunden und propagiert wurde, um so zu tun ‚als ob‘.

Alains Empfehlung ‚zum Verstehen lernen, ein Tun nachzuahmen‘ ist einer akademischen Lehre und Forschung wert und äußerst anspruchsvoll.

Eine letzte Anmerkung noch zur ‚Ummünzung‘ (s. A. Gide: Die Falschmünzer). In den Notizbüchern der Ks. Sch. sind viele Beispiele räumlicher Organisation und Ausstattung ‚dargelegt worden‘. Aber nicht wie Körner behauptet
 ‚als Vorbilder‘

und erst recht nicht als Ensembles, wie es heute so nett heißt, und
 „exakt den Idealbeispielen bei Schultze-Naumburg und bei Lindner entsprechen(d)“ (ders.: 94-95).

Genau das steht weder bei ‚Plocher 1997, Hansmaier 1997, Bellin 1999‘ geschrieben. In allen Fällen wird sorgfältig der Gegenstand, das Beispiel (für ähnliche Fälle) beschrieben, eine Zeitgeschichte dazu erzählt und was daran zu verstehen und zu lernen wäre. Das gilt – weil ich mich daran besonders gut erinnern kann – explizit für das ‚Stück Starkower Straße‘ von Florian (nicht Friederike) Bellin. Dieser oft gemachten Falschmünzerei ist nur umständlich beizukommen. Prof. Dr. Gerda Schneider (2016 brieflich) findet den Widerspruch und die Kritik an solch unterstellenden Texten, nicht aber diese Art des Plagiats, ungehörig. Die These bedeutet ja, dass aus dem Vergleich von vielen Fällen, typische Organisationsformen (s. Hülbusch, K. H. 1991: I – VIII) nachzuzeichnen, nach der Merkmalskombination zu typisieren und hinsichtlich des Gebrauchs zu deuten sind, so dass manche dieser Typen zu Vorbildern (für die Nachahmung) erhoben werden können. Das ist eine beobachtende, vergleichende, verstehende und nachvollziehende Tätigkeit, die beschreibend und erzählend vorgeht – nicht entwickelt, entwirft oder gar ausgestaltet. Und für die Nachahmung, Übertragung von Erfahrung lernt, die in den Gebrauchsdingen akkumuliert ist. Dieses indizienkundliche Verfahren (s. Ginzburg, C., Balzac, H. de, Hard, G., Tüxen, R. – aber auch Mead, M., Panofsky, E., Warburg, A., Berger, P. L., Kellner, H., Pearce, Ch., Bettelheim, B., Erikson, E. H. u. v. v. a.) geht von der Gegenstandskenntnis aus zur Deutung des praktischen Vorgangs und der Erzählung der Geschichte bis zur Bedeutung, Interpretation der Motive (Ursachen) in ‚soziologischen Konzepten‘:

„Mit den Worten von Weber müssen soziologische Konzepte sinnadäquat sein – das heißt, sie müssen in verständlicher Beziehung zu den sinnvollen Intentionen der Akteure in der Situation sein“ (Berger, H. P. + Kellner, H. 1981/1984: 41)

Die Aversion der ‚reinen‘ Naturwissenschaftler, das glauben z. B. O. Willmanns und H. Dierschke von sich (s. b. Hülbusch, K. H. 2000/NB 55), gegen solche ‚soziologischen Auslegungen‘ erinnert an Körners Vorschlag zur ‚Verbesserung der Theorie der Kasseler Schule‘, weil die Verwendung der Einsichten aus der Gegenstandskenntnis bestenfalls nichts Neues ergeben und nicht auffallen. Darin besteht aber die These (Theorie) der Freiraumplanung, dass die Organi-

sation und Herstellung unauffällig zu sein hätte, damit der Gebrauch für die 'notwendige Arbeit' nicht unnötig gestört wird, Aufmerksamkeit abnötigt und Mühe macht. Mit dem Hergestellten, den Phänomenen der Geschichte, die uns allenthalben begegnen, statt den 'gestalttheoretisch' ausgestatteten Neubauten Aufmerksamkeit zu widmen oder gar das Etikett 'Vorbild' zu verleihen, verleitet Körner dazu 'Lehren aus der Vergangenheit' mit dem 'Funktionalismus des Heimatschutzes' sowie den 'Idealbeispielen bei Schultze-Naumburg und bei Lindner' gleich zu setzen. Dazu werden Beispiele wie 'Bauernhaus, Bauerngarten, Dorfstraße und Schloßgarten' zu 'Vorbildern' erhoben, von denen in den dazu aufgeführten Beiträgen genau nicht die Rede ist: darin wird erörtert, wie die Fälle ausgezeichnet sind, wie sie im Vergleich einzuordnen und zu verstehen sind und was daran gelernt werden kann – (siehe z. B. Bellin, Florian 1999). Also nicht a la Schultze-Naumburgs 'Idealbeispielen' erörtert werden. St. Körner kann nicht verstehen, dass die anspruchsvolle Verständigung über die Gegenstände der Alltagswelt eine relativ einfache, ja fast primitive Planung zur Folge hat, deren materielle Herstellung so anspruchsvoll ist, dass eine 'Ausgestaltung der Typik' überflüssig ist. Nett, dass Körner dabei nicht vergisst – im Unterschied zu den Faschismusexperten Gröning und Wolschke und anderer Schlaumeier -, dass damit keine

'antidemokratischen Traditionen zu verbinden sind'

Nett, aber nicht erforderlich (s. Hard, G. 1996). Der praktische Gebrauch und die akkumulierte Erfahrung in den Gegenständen, Gestaltungen weist keine 'landschaftlichen Eigenarten' auf, die ausgestaltet werden müssten. Die Ökonomie des Gebrauchs ist überall dieselbe: nur die Naturausstattung ist eine andere, wenn Geologie, Klima, Morphologie etc. etc. verschieden sind. Die zweckdienliche Herstellung – absichtlich oder durch Gebrauch – ist gleich wie die Spuren. Deshalb brauchen wir die Vegetation des Trampelpfads nicht lernen: wir sehen ihn völlig 'ungebildet'. Die

'behutsame Ausgestaltung der Typik von Natur mit Nutzungsinteressen zu verbinden'

ist schlicht Wichtigtuerei. Die HandwerkerIn der Freiraumplanung überlegt dagegen, mit welchen Mitteln sie sparsam, leicht zu stabilisieren und mit wenig Aufwand zu erhalten und zu pflegen, dem Gebrauch den 'Weg' bereiten kann. Das ist sehr anspruchsvoll und setzt versierte Kenntnisse voraus. Das genügt zur Kunst des Handwerks. Wo Körner

'die behutsame Ausgestaltung der Typik von Natur mit Nutzungsinteressen zu verbinden'

sucht, denkt die FreiraumplanerIn haushälterisch, sparsam:

„Nur auf dem Boden des Nützlichen gedeiht das Schöne“ (Alain 1923/1985: 175)

weil ihre Tätigkeit aus dem Haushalt kommt, von dem I. M. Hülbusch (1978: 118) aus konkreter Erfahrung (und Literaturstudien) gewiss ist,

‘daß Haushalten identisch ist mit Sparen’.

Das gilt natürlich nicht für die ‘angestrengte Junggesellenkultur’ (Dams, C. 1990: 79 – 103) und deren Unterhaltungswünsche, den

‘Spaß auf Knopfdruck’

wie eine Werbung verheißt. Wie wenig die Gartenkunst bzw. die Grünplanung, die der Gartenkunst die gemeinwohlige Notwendigkeit der Gartenkunst verleihen soll, immer schon vom Handwerk, wie es aus dem Haushalt kommt, nichts wissen will, macht die ‘demonstrative Vergeudung’ deutlich. Beim Handwerk

„erkennt man seinen Hauptzug: den Geiz; das Handwerk wendet nie einen Stein zu viel auf. Das Schmückende wird von ihm nicht gesucht, sondern zufällig gefunden; der Meißelhieb über das Notwendige hinaus tut sich sozusagen von selbst“ (Alain 1923/1985: 176).

In der Sparsamkeit tritt die ökonomische Schönheit auf, die keiner Gestaltung bedarf (Veblen, Th. 1899/1989: 150):

„Die Normen der müßigen Klasse“

und wer will heute schon nicht dazu gehören

„schreiben eine strikte und umfassende Sinnlosigkeit vor, während der Werkinstinkt nach zweckvollem Handeln strebt. Die Gesetze der Wohlanständigkeit wirken langsam und nachhaltig, und zwar mittels einer selektiven Ausmerzung aller irgendwie nützlichen und sinnvollen Handlungsweisen aus dem anerkannten Lebensplan“ (Veblen, Th. 1899/1989: 248).

Veblen führt weiter aus, dass der ‘Werkinstinkt’

„sich in vorläufiger Weise durch einen scheinbaren Zweck befriedigen lässt. Erst wenn die verdeckte Sinnlosigkeit einer gegebenen Handlung als ein dem normalen zweckgerichteten Lebensprozeß wesensfremdes Element bewußt wird, übt sie eine beunruhigende und abschreckende Wirkung auf die Wahrnehmung des einzelnen aus“

Wenn, wie in diesem Beispiel bei Körner (s. u. a. Bartung, L. 1987), von vornherein nur eine dekorative Übernahme des Ausdrucks aus der praktischen Organisation, Ausstattung und des Ausdrucks durch den Gebrauch vorgesehen ist, wird mit der Übertölpelung irgendwelcher ‘Nutzungsinteressen’ und eines undefinierten ‘Akzeptanzdefizits’ spekuliert und erreicht, was beabsichtigt ist. Der Grünplanung einen Zeitgeistmantel umzuhängen und die Freiraumplanung mal wieder durch

„die behutsame Ausgestaltung der Typik von Natur mit Nutzungsinteressen zu verbinden“

überflüssig zu machen, weiß dass die dann zu erfragen sind und, wie allseits bekannt ist, mit dem Verhalten der Befragten nichts zu tun haben (s. Grone-

meyer, M. 1977: 189 – 203, Hard, G. 1996). Für die Freiraumplanung gilt dagegen, dass sie keiner 'Ausgestaltung' bedarf, weil die Herstellung für den Gebrauch – nicht für abstruse Interessen – eine Gestalt hat, weil der Freiraum sonst nicht gelesen werden kann (s. Hülbusch, K. H. 2010: 105 – 122).

St. Körners Klimmzüge, der 'sogen. Kasseler Schule' alles mögliche in die Schuhe zu schieben und dabei keine je dazu geäußerte Verdächtigung auszulassen, um 'sie' dann mit 'Ausgestaltungen' zu läutern, fast mit einer Absolution zu zertifizieren, dienen der 'Dekorativen Profession' zur Ablenkung und Legitimation wie sie in den frühen 80iger Jahren die 'bioökologische Stadtgrünpflege' und – folgend – die Naturschützer des Arbeitskreises 'Stadtökologie' betrieben haben. Gegenüber der monumentalen und totalitären Stadtbaukunst der Grünplanung – seit etwa 1990 – ist die von Körner favorisierte Dekoration altertümlich-romantisch und wirkt dennoch auf die Enteignung des Gebrauchs, vor allem auf die funktionalistische Besetzung der Leerflächen (Brachen) zwischen Gebäuden.

'Dekorative Professionen'

sind von Auftrags wegen auf die Erfindung von Überraschungen, i. w. S. 'Events' aus. Die Ausstellung, der kurzfristige Klamauk, der Auflauf, angestregte Kulinarik satter Menschen, 'Spektakel' (G. Debohr), erhebende Monumentalität des Konsums, die 'Meile' – nichts kommt mehr einzeln sondern nur noch massenhaft vor. Und die Botschaft der so gestalteten Orte lässt die SpaziergängerIn am Montag-Morgen – und nicht nur dann – fragen, wo denn die amüsierten Massen bleiben, der Marsch der Eventsüchtigen. Dem Phänomen der Monumentalisierung durch Gestaltung, das A. Appel (1992) benannt hat, wird seit 25 – 30 Jahren noch die totalitaristische Arena für Events hinzugefügt. Für die frei erfundene 'Durchgangsstraße' in der ebenso frei erfundenen 'Stadt' Worpsswede wird die dekorative Absicht so offenherzig, geradezu schamlos vom Entwerfer vorgetragen und vom formellen Auftraggeber

„es hat sich gelohnt“

hohliert, dass die Forderung, die Menschen hätten sich anzupassen und die Anwohner 'zu identifizieren', nett klingt. Formeller Auftraggeber und Auftragnehmer – also Landschaftsarchitekt - kommen nicht mal auf die Idee, dass für Fremde die Straße erst durch den privaten Rand gemacht wird und neugierig macht; deutlich erkennen lässt, dass Fremde hier zu Gast sind, statt die Eingesessenen nur am Rande geduldet werden. Alle Meilen sind angestrengt gleich langweilig; alle Orte sind gleich anders, was dann zu Vergleichen mit Bekanntem anregt: Kuck mal - 'Reisen, ohne das Weite zu suchen' (Appel, A.). Getarnt mit einer groß angelegten Erörterung, die Analogien für die Herleitung eines neuen Entwurfs bieten soll, verwirrt Körner die LeserIn. Was bei G. Fischer - stellvertretend für die klassische EntwerferIn – grobschlächtig proklamiert wird – kommt bei Körner – ebenfalls wieder stellvertretend – bedächtig und nach-

denklich daher. Was eine kleine Schule der Professions-Geschichte, die nicht zu Rande kommt, zu sein scheint, wird zum Schluss des Beitrags überraschend in eine Gestaltungslehre der Vegetationsverwendung umgemünzt. Diese ist nicht verstanden als allgemeine 'technische Anweisung': wenn, dann, sondern als Regelvorschrift. Körner lässt die Anwendung der Regel im Hinblick auf die Situation 'in der Schweben', also undefiniert. Die Vegetations- (Material-) Verwendung, die Körner im Blick hat, gilt i. w. S. privaten Freiflächen. Wie G. Fischer führt St. Körner den Gebrauch als Applikation auf, die sich nach dem Primat der Gestaltung zu richten habe. Die Gestaltung der Bodenvegetation setzt im Gegensatz zur Monumentalisierung auf Miniaturisierung, die verfügbare Fläche verkleinern und das Mittel dazu bewundernswert machen soll. Wo die Monumentalisierung die private Verfügung möglichst weit reduzieren soll, ist die Miniaturisierung darauf aus, den individuellen und gemeinen Gebrauch zugunsten 'privater' Repräsentation möglichst zu reduzieren und die Kontrolle durchscheinen zu lassen. Die Monumentalisierung wird – plakativ gesagt – in Beton gegossen, die Minimalisierung in 'grünen Beton', der Gebrauch ausschließt. Die dekorative Attitüde der 'Profession' schließt von vornherein die Gebrauchsgeschichte ebenso wie eine Geschichte der Veränderung des Ortes durch Gebrauch aus, weil damit die 'funktionalistische Gestaltungstheorie' obsolet würde (s. dazu Kirsch, P. 1995 a + b). Stellvertretend für die Profession fordern Fischer wie Körner, dass der Gebrauch seine praktische Relevanz aufzugeben habe, damit die Dekoration wie tauglich wirke. Deshalb muss zum Beweise der Tauglichkeit die Nutzung (nicht der Gebrauch) wie Gestaltung konsequent kontrolliert und im Zaun gehalten werden. Je weniger die Menschen gelernt haben, Wissen, Können zur Verfügung haben, je leichter ist der Konsum der Dekoration, also des Konsums durchzusetzen.

Jene StudentInnen, die um 1965 durch Exkursionen mit Spaziergängen sich mit dem Wohnungs- und Siedlungsbau vor allem der 20iger- und 50iger Jahre inkl. der Gründerzeit vertraut machten, hatten auch für die Beiträge der Grünplanung zum Siedlungsbau der frühen 60iger Jahre einen Kommentar:

'die wenigen Möglichkeiten, die Stadtplanung und Architektur für die Gebrauchbarkeit der Freiflächen übrig gelassen haben, haben die Grünplaner dann auch noch zu Grünflächen verbaut.'

D. h.: die Gründekoration war noch schlechter als die Bau- und Stadtplanung. 50 Jahre später ist festzuhalten, dass die Diskussion über die

'Geistige Unwirtlichkeit der Architekturdiziplin' (Wustlich, R. 1978)

oder M. Culots

'Kopieren ist Erfinden'

wie viele andere Beiträge zwischen 1968 bis 1983 spurlos mit Postmoderne zugekippt wurden, um von 1968 rückwärts Anleihen zu nehmen und dekorativ zu verhübschen. Stadtplaner reden wieder von großen Gesten, Architekten

bauen wieder glattgebügelte Fassaden als Schuhschachteln (s. Wolfe, T. 1981), Grünplaner nehmen viel echten statt 'grünen Beton' und streuen goldene Petersilie drumrum. Die 'Illusion des Grundrisses' aus dem Kasernenbau und den 50iger/60iger Jahren feiert fröhliche Urständ. An die ein weiteres Phänomen erinnert: die Ideologie der Differenz oder Partikulierung (s. Walzer, M. 1997/1999: 17 – 22), die zuerst den Unterschied betont und dann diesen zum Prinzip erhebt, etwa so:

'Schwerhörige können Konzerten nicht mehr lauschen. Also gehören Konzerte verboten'

Auf dieser Argumentation der Eindimensionalität tradiert der Funktionalismus bis heute seine ideologische Machthaberei und die Geschäfte der Industrie, die es Diversifikation nennt, an der sich niemand mehr stoßen kann. Dies empiristisch nachzuweisen, bedient sich die moderne KlientelforscherIn der Befragung. Dass mit den Fragen die Antworten manipuliert sind, ist immer wieder dargelegt worden (Gronemeyer, M. 1978). So um die 1980iger Jahre tönte seitens der Gartenämter, so was gabs da noch, laut der Ruf nach wissenschaftlicher Unterstützung = Bestätigung und Spezialisierung/Differenzierung, damit der Gebrauch in 'Nutzung für' verwandelt, die Hörenden gegen die Schwerhörigen ausgespielt werden können. Die 'Wissenschaft' übernahm gerne den Auftrag, den Verwaltungen, Politikern und Investoren den Legitimationsbedarf, der ihnen seit dem Widerstand gegen die Stadtsanierung nach Städtebauförderung in den Klamotten hing, aufzulösen: mit 'Soziologie' und 'Ökologie'. Oder wie Bergs und Kellner (1981/1984: 110) das bezeichnen: der Übernahme jener 'Ingenieurs-Mentalität' mit einer an 'Problemlösung oder > Flickschusterei < orientierten Einstellung', dessen

„Übergreifen () zu dem allgemeinen Prozeß des technologischen oder von Ingenieuren gelenkten > Imperialismus < gehört“ (dies.: 111).

Die 'sozialwissenschaftlich orientierte Hannoveraner Ausrichtung der Freiraumplanung' (Körner, St. 2016: 61) ist auf diese fast-food-Empirie abonniert, hat G. Hard (1996) amüsiert kritisiert. Wer den Moden der Bauplanung und der Spekulation – Wohnen darf nicht länger Ware sein / Ein Titel aus den 70iger Jahren – immer die rechte Erklärung und Dekoration liefern will, wer 'Praxis' mit Verkaufbarkeit gleich setzt, braucht wissenschaftlich sanktionierte Fluchtburgen, die seitens der Spekulanten das Geld Wert sind. All die Dinge verkaufen, die nicht nötig sind, benötigen Experten oder Künstler zur 'Überzeugungsarbeit', Werbung. Das gilt auch für 'Möbelhäuser' Kein Handwerker käme auf die Idee, Befragungen über die bewährte Dimensionierung von Möbeln oder Installationen anzuzetteln, weil die Gebrauchserfahrung dies unnötig macht. Was für die Freiraumplanung ebenfalls zutrifft und diese – im übertragenen Sinne – zum Handwerk, zu dem diese Tätigkeit ja den Merkmalen nach nicht gehört, gezählt werden kann. Und expliziter dem Typus der Erfahrungswissenschaften, deren

Einsichten durchaus prüfbar abzubilden sind und im Handwerk zum Prinzip hinsichtlich Material- und Bearbeitungswissen vorausgesetzt sind. Denn über das Produkt, das 'Werkzeug' ist vorab entschieden. Das traditional ungenaue und offene Metier der FreiraumplanerIn, die nur die Gelegenheit herstellt und im Gebrauch begleitend die Gebrauchstüchtigkeit pflegt, ist immer ungesichert. Was – verständlich - der GrünplanerIn, wemns nur mehr um die Dekoration geht, den 'Job' von Beweisnöten entlastet. Denn, wie G. Fischer uns ja belehrt hat, 'haben wir zur Teilhabe bereit zu sein und ein neues Miteinander – so wie der Gartenarchitekt sich das vorstellt – im öffentlichen Raum zu entwickeln:

„Wenn sich die Gesellschaft nicht wandelt, klappt es nicht“ (Vossen, H. 2016: 38)

Der Gartenkünstler tritt als Volkerzieher auf und macht damit der Profession alle Ehre für den Rückschritt in die 50iger und 60iger Jahre. (s. Stolzenburg, H. J. u. Vetter, Chr. A. 1983/1988 u. AutorInnen/Appel A. et al. 1990), die u. a. von H. Heise (1964) vorgetragen werden und der Gartengestaltung zuweist:

„... ihre wesentlichen gestalterischen Elemente, so werden wir feststellen, daß es dieselben sind, die in allen Bereichen der Kunst bestimmend sind: Das Prinzip des Gegensatzes, Form und Proportion, Maß-Material-Farbe, Ordnung und Disziplin – wichtigste Grundlage jeder gestalterischen Tätigkeit“

die Cabral F. C. (1962. 286) mit Berufung auf den hl. Augustinus sakrosankt macht: Denn Schönheit

ist der Glanz der Ordnung“

für die Landschaftsarchitekten zuständig sind, die man

„nicht nur zusätzlich zur Verschönerung beschäftigen kann. Es ist im Gegenteil so, daß seine Mitarbeit von Beginn der Arbeit an die Schönheit gewährleistet, die dann im vollendeten Werk zum Ausdruck kommt“ (Cabral, C. F. 1962: 287).

G. Fischer – hier nur ein zufälliges Beispiel 'vor der Haustür' – litaneit dies 2016 unbekümmert und mit ungebrochener Selbstverständlichkeit daher. Mit zwei Zitaten, die dem widersprechen, diese Unbekümmertheit als Scharlatanerie markieren, seien die Überlegungen zur Fiktion und Funktion dekorativer Professionen beschlossen.

„Das wird mancher nicht gewusst haben. Er kann nichts dafür, daß die jüdischen Friedhöfe der meisten kleinen und mittleren Städte verschwunden sind, als Lagerplatz eingeebnet, als Parkplatz planiert oder mit Gras überzogen – misstraut den Grünanlagen“ (Knobloch, H. 1993 – Herr Moses in Berlin / hier S. 12).

Christa Wolf (1983 – Voraussetzungen einer Erzählung: Cassandra / hier S. 73) kommt bei vergleichbaren Überlegungen zu einem resignierten Schluß:

„dass eine Ehrfurcht in Reservate gesperrt, keine Ehrfurcht sein kann, sondern wieder nichts anderes als Berechnung, und daß diese unsere Zivilisation gewiß >ehrlicher< ist – wie die Worte ihren Sinn verlieren -, wenn sie am Ende ihrer Tage die Heiligtümer, aus denen sie hervorgegangen, mit unter den Bagger nimmt“

Woran sich auch nichts geändert hat!

An der Allzweckbereitschaft der Profession 'Grünplanung, Gartenarchitektur, Landschaftsarchitektur' gegenüber den Erwartungen der Auftraggeber. Diese Erwartung, dieses Angebot haben wir 1973 (/1994 – Hülbusch, K. H., Koch, J., Kreikenbaum, H. – Gutachten zur Freiraumplanung der Universität Bremen – hier S. 172) auch dem Auftraggeber gegenüber verdeutlicht:

„Vom Freiraumplaner wird erwartet, daß er den Flächen, die beim Hoch- und Tiefbau zufällig übriggeblieben sind, nun nachträglich einen Sinn gibt. Durch diese Anforderungen gerät der Freiraumplaner in eine äußerst mißliche Lage. Er soll Planungen verantworten, die gar nicht von ihm sind. Für diese Flächen wird ihm dann auch noch eine Beweislast auferlegt, die die übrige Architektur mit technologischen und ökonomischen Argumenten weit von sich weist: die Verantwortung für das Wohlbefinden der tatsächlichen Benutzer. Dem Freiraumplaner wird unterstellt, er habe so etwas wie eine Trickkiste, aus der er sich für jede Restfläche, die sich nicht mehr ökonomisch nutzen ließ, nun eine Lösung herausfischen könnte, um dann auch noch das Ganze so darzustellen, als wäre diese Fläche von vornherein für diesen Zweck und nur für diesen Zweck geplant worden. Indem man so den Freiraumplaner zum großen Ausdenker vom Dienst macht, zwingt man ihn zu der Scharlatanerie, die die Begründungen für Freiraumplanungen (muß hier 'Grünplanungen' heißen), in der Regel darstellen“

Damit ist selbstredend klar, dass der Auftraggeber das Gutachten als Schlechtachten einstuft. Wenn, wie im Text weiter dargelegt, die AuftragnehmerIn sich zum 'Komplizen' des Auftraggebers macht und verspricht 'die Erwartungen für das Wohlbefinden der Benutzer erfüllen zu können', wird Dekoration zur Werbung für ein 'Gebrauchswertversprechen', also Grünplanung. Die allerdings nie die Absicht verkündet hat Gebrauchsgegenstände für den Alltag herzustellen. Der 'nachhaltigste' Beweis: die seit den siebziger Jahren grassierenden 'Verkehrsberuhigungen', die in interdisziplinärer Eintracht von Grün- und Verkehrsplanern ausgeheckt werden. Dazu haben kritische Untersuchungen vorgelegen: C. Boldt (1976), Athmann, M. 1980/81, Böse, H. u. Schürmeyer, B. (1984/1989) u. s. w., u. s. w. Und W. Tessin (2016: 7) ist hocheifrig, wenn Urbangardener die früher mit Cotoneaster besetzten Baumscheiben einzäunen und mit Sonnenblumen 'aneignen'. Wieso soll die Enteignung des kommunalen Freiraums durch irgendeinen Anwohner sinnvoller sein als die durchs Grünflächenamt? H. Böse (1981), auf den der Begriff 'Aneignung' und dessen Anwendung für den Gebrauch 'städtischer Freiräume' zurückgeht – was wie so vieles andere gerne vergessen und willkürlich umgemünzt wird, hat darauf hingewiesen, dass die Aneignung dem individuellen Gebrauch dient, nicht aber die private Inbesitznahme kommunaler Freiräume zulässt. Tessin sieht das nicht, weil er offenbar die Weggrünung des Freiraums, insbesondere des Straßenfreiraums durch Grünplaner nie als privatistische Besitznahme, Enteignung betrachtet hat. Während G. Fischer begeistert davon ist, alle Spuren und Zeichen

abräumen und durch seine 'Idee' ersetzen zu können, verfolgt St. Körner eine feinfühlendere Reglementierung und Aufhebung des Gebrauchs durch eine 'behutsame Ausgestaltung der Typik von Natur',

die dann

'mit Nutzungsinteressen zu verbinden ist, weil diese Verbindung dem gesuchten 'sozialen Naturideal' am nächsten kommt' (Körner, St. 2004).

Körners Entwurf vom 'sozialen Naturideal' stellt, ganz in der Tradition des Grünplaners, die Spur her, damit die Menschen nicht auf den 'falschen Sinn' des Gebrauchs kommen. Zugegeben, diesen alten Entwurf hat der Autor sorgfältig verschnürt.

Die Unterscheidung zwischen ‚privat‘ und ‚individuell‘ kann nicht verstehen, wem das Prinzip der ‚Kommune‘/‚Kommunalität‘ unverständlich ist.

„Bezogen auf die Straße heißt ‚öffentlicher werden‘ auch: für den Einzelnen brauchbarer, zugänglicher werden, durchschaubar zu sein. Öffentliche wie private Flächen sind dabei als Basis individueller Arbeit zu begreifen. Zwei Momente sind dabei zu unterscheiden. Die Aneignung durch Tätigkeiten und beim Benutzen, die im weitesten Sinne im Rahmen von ‚Besorgungen‘ stattfinden. Und zum anderen der Gebrauch oder die Etablierung von persönlichen Entscheidungen durch Aneignung, die individuell besetzbare Territorien zur Bedingung hat.“ (Böse-Vetter, H. 1993: III)

Das hat mit ‚Arbeit für das tägliche Leben‘ zu tun. Grünplaner – Entwerfer im weitesten Sinne – meinen, die alltägliche Straße sei für Sonn- und Feiertags nicht gut genug und entwerfen Sonn- und Feiertagsstraßen, bei denen für den Alltag kein Platz, keine Gelegenheit des praktischen Gebrauchs gegeben ist. Handwerker dagegen stellen Werkzeuge und/oder Gelegenheiten für den Gebrauch her.

„Das Schmückende wird von ihm nicht gesucht, sondern zufällig gefunden; der Meißelhieb über das Notwendige hinaus tut sich sozusagen von selbst.“ (Alain, 1923/ 1985:176)

Die Tätigkeit des Handwerkers strebt gemäß dem

‚Werkinstinkt nach zweckvollem Handeln‘ (Veblen, Th. 1899/1989:248),

das durch die Übereinstimmung mit der Tradition des Werkzeugs auf Tauglichkeit geprüft ist und im Gebrauch sich bewährt. Die Frage, wer hat dieses Möbel hergestellt, gilt nicht der KünstlerIn sondern der HandwerkerIn, die ihre Kunstfertigkeit am Ideal bemißt. Und für uns gehört jedes Möbel zum Handwerk und ist anonym gegenüber der einzelnen HerstellerIn. Hier gibt es natürlich ebenfalls Künstler, bei denen Name und Dekor wichtiger ist als das Möbel, weil

„Die Normen der müßigen Klasse (...) eine strikte und umfassende Sinnlosigkeit vor(schreiben)“ (ders.: 248)

Bei den Herstellern unbestimmter Werkzeuge sind Sinnlosigkeit und Gebrauchstüchtigkeit nicht auf Anhieb zu unterscheiden. Was zudem erschwert wird, weil diese Tätigkeiten nicht zu traditionellen, unmittelbar aus dem Haushalt entlehnten Handwerken gehören, ihre Reputation gerade der Sinnlosigkeit verdanken, obwohl es eine kommunale Tradition gibt. Diese ist mit der Physiokratie tendenziell aufgehoben worden, weil von nun an der Auftraggeber nicht mehr die Kommune sondern die Herrscher sind, die von der Reputation schwärmen und die Besiedlung zu ihrer Erbauung entwerfen lassen. Deshalb ist die FreiraumplanerIn, die ihre Tätigkeit nicht mit einer Signatur versieht und sich wichtigmachen muß, im tüchtigen Gebrauch nicht mehr anwesend, so wie andere HandwerkerInnen oder z.B. auch LehrerInnen anonym bleiben. Selbst bei Lehrlingen vermittelt die MeisterIn nur die Kunstfertigkeit in der Tradition des Metiers und freut sich über den selbstverständlichen Gebrauch. Die EntwerferIn vertritt ihre je eigene ‚Dekorative Profession‘ und findet Begeisterung, wenn das Werk im Namen der KünstlerIn –und damit die KünstlerIn- bewundert wird.

Literatur

- Adorno, Th. W. 1966/67 – Funktionalismus heute. in: ders.: Ohne Leitbild: 104 – 127 Frankf./M.
- Alain 1923/1985 – Die Maurerregel. in: ders.: Spielregeln der Kunst: 175 – 177 Frankf./M.
- Alain 1924/1994 – Notwendigkeit und Freiheit. in: ders.: Sich beobachten heißt sich verändern: 86 – 88. Frankf./M.
- Appel, A. et al. 1990 -Hauptsache Grün – Disziplingeschichte nach Fach-‘Magazinen’. Mskr.-Druck. Kassel.
- Appel, A. 1992 – Reisen, ohne das Weite zu suchen. Notizbuch der Kasseler Schule Heft 26: 9 – 71. Kassel.
- Arendt, H. 1958/2010 – Vita activa oder Vom tätigen Leben. München, Zürich.
- Athmann, A. 1980/81 – Ist verkehrsberuhigt so viel gewonnen. Arb.ber. FB13 GHK. Kassel.
- Auerswald, B. 1993 – Gärtnerische Erfahrungen mit selektiver Freiraumpflege. Not.buch Ks. Sch. 29: 153 – 176. Kassel.
- AutorInnen 1997 – Muttheorie gegen Zumutungen. Not.buch Ks. Sch. 48: 17 – 67. Kassel.
- AutorInnen 1997 – Muttheorie gegen Zumutungen. Not.buch Ks. Sch. 48: 17 – 67 Kassel.
- Barash, D. u. Lipton, J. E. 2008/2010 – Wie die Frauen zu ihren Kurven kamen. Heidelberg.
- Bartung, L. 1987 – Ein alter Hut – Die bioökologische Stadtgrünpflege. Not.buch Ks. Sch. 5: 1 – 85. Kassel.
- Bellin, F. 1999 – Ein Stück Storkower Str. Notizbuch Ks. Sch. 52: 153 – 169. Kassel.
- Berger, P. L. u. Kellner, H. 1984 – Für eine neue Soziologie. Frankf./M.
- Böse, H. 1981 – Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Arb.ber. d. FB 13 d. GHK 22. Kassel.
- Böse-Vetter, H. 1993: „Man wohnt und wohnt und merkt es nicht.“ In: Cooperative Landschaft (Hg.) Heft 2. Über Vorgärten. S.I-IV. Wien.
- Böse, H. u. Schürmeyer, B. 1984/1989 – Die Freiräume der Straße oder die Straße als Landschaft. Not.buch Ks. Sch. 10: 136 – 160. Kassel.

- Böse-Vetter, H. u. Hülbusch, K. H. 2009 – Die Kirche aus dem Dorf gelassen!? Not.buch Ks. Sch. 77: 89 – 129. Kassel.
- Böse-Vetter, H. et al. 2013 – Das Haus. Not.buch Ks. Sch. 80: 16 – 146. Kassel.
- Boldte, C. 1976 – Die Straße als Freiraum. Mskr.-Druck. Kassel.
- Bourdieu, P. 1970/1983 – Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankf./M.
- Cabral, F.C. 1962 – in: Garten und Landschaft Heft 10. München.
- Chevallier, G. 1963/1982 – Clochemerle wird Bad. Frankf./M.
- Culot, M. 1977 – Kopieren ist erfinden oder: Von der Unmoral der weißen Kalkschminke. Bauwelt (22): 714 – 715. Gütersloh, Berlin.
- Damasio, A. R. 1994/2015 – Descartes' Irrtum. Berlin.
- Dams, C. 1990 – Die produktive Bedürftigkeit der angestregten Junggesellenkultur. Not.buch Ks. Sch. 16: 79 – 103. Kassel.
- Duras, M. 1987/88 – Das Haus. in: dies.: Das tägliche Leben: 50 – 72. Frankf./M.
- Draculic, S. 2006 – Schlachtfeld Frauenkörper. in: Emma.
- Duras, M. 1987/1988 – Das tägliche Leben. Frankf./M.
- Furtmayr-Schuh, A. 1993 – Postmoderne Ernährung. Stuttgart.
- Gehlen, A. 1957 – Die Seele im technischen Zeitalter. Reinbek.
- Ginzburg, C. 1983 – Spurensicherung. in: ders.: Spurensicherung: 78 – 125. München.
- Gronemeyer, M. 1977 – Denn sie wissen nicht, was sie wollen. in: Bahr/Gronemeyer (Hrsg.): Nachbarschaft im Neubaublock. Weinheim, Basel.
- Grundler, H. et al. 1984/1990/1997 – Pflege ohne Hacke und Herbizid. Not.buch Ks. Sch. 17 Kassel.
- Hard, G. u. Pirner, J. 1985/1990 – Stadtvegetation und Freiraumplanung. OSG - Materialien 7 Osnabrück.
- Hard, G. 1996 – Schwierigkeiten beim Spurenlesen. Not.buch 40 Ks. Sch.: 39 – 51. Kassel.
- Harvey, D. 1987 – Flexible Akkumulation durch Urbanisierung: Reflektion über Postmodernismus in amerikanischen Städten. in: Prokla 69. Berlin.
- Heise, H. 1964 – Gartengestaltung – eine künstlerische Aufgabe? Garten und Landschaft (12). München.
- Henneke, St., Hauck, T., Körner, St. 2016 – Workshop – Theorien der Aneignung von urbanen Freiräumen. Stadt + Grün (6): 53 – 57. Berlin.
- Herburger, G. 1971 – Birne und die Hühner. in: ders.: Birne kann noch mehr: 39 – 42.
- Hirschfeld, Chr. C. L. 1779-80/1985 – Theorie der Gartenkunst. Hildesheim.
- Hülbusch, I. M. 1978/1981 – Innenhaus und Außenhaus. Schr. R. OE ASL GHK Ks. 33. Kassel.
- Hülbusch, K. H., Koch, J., Kreikenbaum, H. 1973/1994: Gutachten zur Freiraumplanung der Uni Bremen. Not.buch Ks. Sch.: 169 – 281. Kassel.
- Hülbusch, K. H. 1991 – Morphologie und Organisation. Not.buch Ks. Sch. 23: I – VIII. Kassel.
- Hülbusch, K. H. 1996/2002 – Die Straße als Freiraum. Not.buch Ks. Sch. 59: 91 – 99. Kassel.
- Hülbusch, K. H. 1987 - Die wichtigsten Regeln zum 'Krautern mit Unkraut'. Das Gartenamt. Not.buch Ks. Sch. 29: 1 – 7 Kassel.
- Hülbusch, K. H. 2000 – Vorwort zu NB 52 und 55. Not.buch Ks. Sch. 55: 6 – 31. Kassel.
- Hülbusch, K. H. 2003 – Grünplanung ist keine Freiraumplanung. Not.buch Ks. Sch. 64: 163 – 194. Kassel.
- Hülbusch, K. H. 2010 – Gestaltung – na und? Not.buch Ks. Sch. 76: 105 – 122. Kassel.

- Kirsch, P. 1995 – Der Zerstörung des Ortes folgt die permanente Modernisierung. Not.buch Ks. Sch. 35: 200 – 227 Kassel.
- Kirsch, P. 1995 – Die permanente Modernisierung – auch der Sprüche. Not.buch Ks. Sch. 35: 228 – 260. Kassel.
- Klein, B. 1993 – Die physiokratische Verlandschaftung der Stadt. Beitr. z. Kunstwissensch. 46. München.
- Knobloch, H. (1979)/1993 – Herr Moses in Berlin. Berlin.
- Körner, St. 2004 – Naturbilder und Heimatideale in Naturschutz und Freiraumplanung. in: Fischer, L. (Hrsg.) – Projektionsfläche Natur: 77 – 104. Hamburg.
- Körner, St. 2016 – Die Kasseler Schule. Topiaria Helvetica: 61 – 70. Zürich.
- Kuchenbuch, L. 1988/2013 – Haus oder Hof? Zum Bezugsrahmen bäuerlichen Fortkommens im frühen Mittelalter. Not.buch Ks. Sch. 80: 147 – 157 Kassel.
- Laugier, M.-A. 1758/1989 – Das Manifest des Klassizismus. München, Zürich.
- Loos, A. 1929/1962 – Der Sattler Veilig. in: ders.: Das Gesamtwerk. Wien.
- Lührs, H. 1993 – Skizzen einer gebrauchorientierten Freiraumpflege. Not.buch Ks. Sch. 29: 177 – 208. Kassel.
- Lührs, H. 1994 – Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. Not.buch Ks. Sch. 32: 1 – 210. Kassel.
- Maaz, H. J. 2014/2015 – Die narzistische Gesellschaft. München.
- Malsion, L., Itard, J., Mannoni, O. 1964/1972 – Die Wilden Kinder. Frankf./M.
- Mandel, E. 1972 – Der Spätkapitalismus. Frankf./M.
- Nietzsche, F. 1885/1953 – Jenseits von Gut und Böse. Stuttgart.
- Neusüß, Chr. 1983 – Und die Frauen? Tun die denn nichts? oder: Was meine Mutter zu Marx sagt. in: Beitr. z. femin. Theorie u. Praxis 9/10: 181 – 206. Köln.
- Nohl, W. 1970 – Stimulation und das Bedürfnis nach Abwechslung. In: Landschaft und Stadt. 2 (2) S.74-77. Berlin, Hannover.
- Portmann, A. 1962 – Zoologie und das neue Bild vom Menschen. Hamburg. 45. Gütersloh, Berlin.
- Riesmann, D. 1966 – Die einsame Masse. Hamburg. In: Landschaft und Stadt 2 (2): 74-77. Hannover/ Berlin.
- Schneider, G. 1989 – Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Enteignung in der Landespflege. Not.buch Ks. Sch. 15. Kassel.
- Schwarz, R. 1953/1994 – Bilde Künstler, rede nicht. in: Conrads, U. et al. Die Bauhausdebatte. 1953: 34 – 48. Wiesbaden.
- Sombart, W. 1922/1992 – Liebe, Luxus, Kapitalismus. Berlin.
- Stolzenburg, H. J. u. Vetter, Chr.-M. 1983/1988 – Beitrag zur Disziplingeschichte der Freiraumplanung 1960 – 1980. Not.buch Ks. Sch. 6: 11 – 62. Kassel.
- Tessin, W. 2016 – Der Garten im gesellschaftlichen Wandel. in: Blätterrauschen 25/49: 4 – 7. Stuttgart.
- Ullrich, O. 1979 – Technik und Herrschaft. Frankfurt/M.
- Veblen, Th. 1899/1989 – Theorie der feinen Leute. Frankf./M.
- Vossen, H. 2016 – Altstadtanierung Worpsswede. Entschleunigte Mitte. in: Freiraumgestalter 01/2016: 32 – 39. Stuttgart.
- Walzer, M. 1983/2006 – Sphären der Gerechtigkeit. Frankf./M.
- Wittfogel, K. A. 1932/1970 – Die natürlichen Ursachen der Wirtschaftsgeschichte. Berlin.
- Wolf, Chr. 1983 – Voraussetzungen einer Erzählung: Cassandra. Darmstadt u. Neuwied.
- Wüstlich, R. 1978 – Die geistige Unwirtlichkeit der Architekturdiziplin. Bauwelt 69 (1): 42f. Berlin

„Nur dort, wo wir etwas zu sagen haben, gelingt uns auch die Aneignung. Und wir werden auch dort nur sichtbar, wo wir uns etwas angeeignet haben.“

Inge Meta Hülbusch, 1997, Die Stadt der Frauen

